D III 9/22

Landesbibliothek
Coburg

Aus Joh. Gottlieb
Schaumel.

D III 9

1370. a

22

Coburger
Landes-
Bücherei

LB
CODURB

955

D. Chodowiecki del. et Sculp.

Wilhelm von Blumenthal

oder

das Kind der Natur

eine

deutsche Lebensgeschichte.

Erster Theil.

Perfer et obdura, dolor hic tibi proderit olim.

mit Römisch Kaiserl. allergnädigster Freiheit.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1780.

H.S.C.S. BIBLIOTHEK
COBURG

Landesbibliothek
Coburg

An den Leser.

Günstiger, Lieber!

Unmöglich kann ich dir meinen Plan verrathen; Noch weniger den Kunstrichtern kuranzen oder ihnen den Schupp geben; und noch weniger das Lob meines Werkleins im Voraus preisen: Das heißt mit andern Worten, ich kann keine Vorrede schreiben! Also nur bloß dieß: Bist du ein Romanleser von gewöhnlicher Art und kannst ohne Küsse, feurige Umarmungen, herrlichen Mondschein, verliebte Verzweifelung ꝛc. nicht auskommen, so bleib du zur Rechten und ich will zur Linken gehen, oder bleib du zur Linken und ich will zur Rechten gehen! Hast du aber des Dings endlich satt oder ist dirs von Haus aus zuwider, bist übrigens freundlicher Art und

Natur und liebst Gottes Geschöpfe, oder findest etwa ein besonderes Behagen daran, wenn du vor deinen Augen ein kleines Samkorn zum grossen, schattigen Baume emporwachsen siehest, so bist du mein Mann und dein Kauf- oder Lesegeld, oder wenn du das Büchlein umsonst liesest, deine Zeit soll dich nicht gereuen! Auf allen Fall aber wird der Schade nicht groß seyn: Denn Michaelis erscheint der zweyte und letzte Theil; Ein Trost, den du von den meisten meiner Herren Kollegen nicht zu erwarten hast. Und so leb wohl, und lis frisch drauf los!

Leipziger Ostermesse, 1780.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

In einem kleinen unbedeutenden, übrigens wohlhabenden und nahrhaften Städtchen im Preußischen lebte ein Kantor, den man vielleicht unter seinem wahren Namen, Christoph Gabriel Blumenthal nicht sogleich ausgefragt hätte: Fragte man dagegen nur schlechtweg nach dem versoffenen Kantor, so konnte man gewiß seyn, von jedem kleinen Kinde nach seiner Wohnung gewiesen zu werden. Unter diesem Charakter war er nicht nur in der Stadt, sondern in der ganzen umliegenden Gegend berüchtiget; Und in der That kam er ihm nach der strengsten Bedeutung des Worts zu. So wie er des Morgens nur aus dem Bette fuhr, griff er auch schon nach seiner geliebten Flasche, und gluckte in grossen und kleinen Intervallen, je nachdem es seine Amtsgeschäfte zuliessen, ununterbrochen fort, bis in die Nacht. Ob

übrigens Brod im Hause war, ob Rock, Hose, Schuhe und Strümpfe ganz waren oder Löcher hatten, ob der Pastor Primarius, wenn er manchmal das Laster der Trunkenheit vornahm, einen bedeutenden Seitenblick oder Fingerzeig aufs Chor that, das alles war unsers Kantors geringster Kummer! Vor Absetzung war er so weit sicher genug, denn seine Versoffenheit hatte nicht nur keinen nachtheiligen, sondern sogar einen vortheilhaften Einfluß auf seine Amtsgeschäfte. Bey ihm hieß es recht eigentlich, wie in Bürgers Zechliede:

Baß glückt Harfenspiel und Sang,
Wenn ich brav schlampampe.

Nüchtern seyn, und heischer seyn, war bey ihm gewöhnlich eins; Hatte er hingegen, nach seiner sehr bescheidenen Art des Ausdrucks, ein Schlückchen genommen, dann konnte er alle Kantores in der ganzen Christenheit kühn herausfodern, es mit ihm aufzunehmen. Da also Rath und Bürgerschaft offenbaren Profit dabey hatten, liessen sie ihn ungestört schlampampen, und so hatte er keinen weitern Verdruß, als wenn etwa die Herren Gläubiger einmal gar zu ungestüm wurden: Denn ein wenig konnte er auch schon vertragen!

Auf diese Weise hatte unser Mann, vom Choral zum Präfektus und vom Präfektus zum Kantor, sein neun und dreyßigstes Jahr herangezecht, und immer noch lebte er in dem ehrsamen Junggesellenstande. Leser von verliebtem Temperamente werden hiebey vielleicht den Gedanken hegen, er habe die Stelle der Frau durch irgend eine Nymphe unter dem Namen Dienstmädchen oder Haushälterin ersetzt: Allein sie irren sich! Er hatte zwar eine Frau bey sich, die, wie Freund Klinker blühenden Andenkens, alles in allem war; Haushälterin und Köchin und Dienstmädchen und Wäscherin und Nähterin: Aber sie war schon hoch in die sechzig, und überdem eine so grundehrliche, rechtschaffene und fromme Seele aus dem Sächsischen Erzgebirge, daß, wenn die Natur sie auch noch hätte sündigen lassen, sie dennoch wie Joseph aus religiösen Grundsätzen nicht würde gesündigt haben. Auch stieß es sich daran nicht, daß etwa kein Mädchen unsern Bacchusbruder hätte heyrathen wollen. O die Mädchen drücken gar zu gern vor einem, auch wohl zweyen, dreyen körperlichen und geistigen Fehlern die Augen zu, sobald ihnen das liebe Ehebette winkt! Die eigentliche Ursache war ganz sim-

pel die, daß er der versoffene und nicht der nüchterne Kantor war; und daß, trotz alle dem, was die Poeten von Lieb und Wein, Wein und Liebe schreiben, gleichwohl die starken Trinker gewöhnlich sehr schwache Verliebte sind. Bey unserm Manne war die Liebe, mit den Philosophen zu reden, eine schlafende Monade! Und wenn er ja unter der Hand um ein oder das andre Mädchen werben ließ, so geschah es gewiß nicht aus Liebe, sondern aus klarem, hellem Durste. Er wollte nehmlich keine andre als eine Frau mit Gelde, die sich von ihrem Haab und Gut selbst nährte: Denn er konnte keinen Heller für sie missen! Und weil doch der Mann des Weibes Haupt ist, so sollte sie zugleich hübsch knapp haushalten, damit auch für ihn zur Labung seiner schmachtenden Kehle etwas über bliebe. Auf diese geheime Bedingung aber, die denn doch nicht geheim blieb, wollte sich kein Mädchen mit Geld einlassen, und so passirte natürlich für unsern Blumenthal auf jede Anfrage ein richtiges Körbchen. Bey so bestallten Sachen wäre er nimmermehr zu einer Frau gekommen, wenn es das Schicksal nicht so gefugelt hätte, daß sich ihm eine seinen

Umständen nach recht artige Parthie von selbst anbot.

Ein noch junges, lebhaftes, nicht häßliches und von Charakter recht gutes Weibchen, die mit ihrem alten, brummischen Manne einen sehr traurigen Ehestand geführt hatte, hatte endlich das Vergnügen, ihn zu begraben. Er hinterließ ihr etliche tausend Thaler baares Geld, ein eigen Haus und eine grosse Menge Sachen. Dieß und ihre Person zusammengenommen, den wichtigen Umstand nicht zu vergessen, daß sie von ihrem Ehemanne seliger keine Kinder hatte, konnte einem ehrlichen Junggesellen schon das Maul wässern machen. Allein unserm Blumenthal hiengen die Trauben viel zu hoch, als daß er sich die Mühe hätte nehmen sollen, nur einmal darnach zu haschen! Indeß, wie das Sprichwort sagt: Was seyn soll, schickt sich wohl!

Die junge Wittwe hatte einst Besuch von einer sogenannten Freundin, die wie gewöhnlich sie mit einer neuen Heyrath neckte, und sie unter andern fragte, ob sie nicht etwa den versoffenen Kantor nehmen wollte? Diese Frage sollte bloß Schäkerey seyn und zu einem recht derben Gelächter Stoff geben: Die

junge Wittwe aber nahm das Ding von einer ganz andern Seite. „Warum nicht? sagte sie kurz entschlossen. Das Bißchen Trinken sollte mich nicht abschrecken! Mein seliger Mann war immer nüchtern, und doch war er, Gott verzeihs ihm, ein ganz abscheulicher Quälteufel, den ich um alle Schätze der Welt nicht zum zweytenmale nehmen möchte. Wüßt ich nur sonst, daß der Kantor ein guter Mann wäre, mit dem ich vergnügt leben könnte, ich wollte mich nicht lange besinnen! Und überdem hat man ja der Exempel, daß Frauen ihren Männern, wenn sies nur recht anfangen, dergleichen Fehler in kurzer Zeit abgewöhnen.„

Diese Rede der jungen Wittwe, die ihrer Freundin ein Aergerniß und eine Thorheit war, ward durch deren gütige Beförderung gar bald das Geträtsch der ganzen Stadt: Und da ein Gerücht von jedem Munde, durch den es die Ronde macht, einen Zusatz bekommt, so hieß es zuletzt gar, die Langen (so hieß die junge Wittwe) wäre in den Kantor sterblich verliebt, und wollte sich ein Leids anthun, wenn sie ihn nicht zum Manne bekäme. Die Doctores und Chirurgi des Städtleins leiteten dieß verliebte Symptoma aus einem Anfalle vom

furor uter. her; der Pöbel dagegen wollte sehr genaue Nachrichten haben, daß es ihr der Kantor durch die Magd in einem Glas Wasser hätte anthun lassen; die Leute von gutem Tone aber erklärten sich die Sache bloß dadurch, daß die Liebe blind sey!

Es konnte nicht fehlen, daß aller Augen nun viel schärfer als sonst auf unsern Blumenthal gerichtet wurden, und wo er sich nur sehen ließ, ward er mit der Langen bis aufs Leben geschoren. Anfangs achtete er alle diese Hohneckereyen nicht; Weil ihm aber von mehrern sehr ernstlich mit Flüchen und Schwüren versichert wurde, es sey gar kein Spaß und er würde an der Langen zum Mörder werden, wenn er sie nicht heyrathete, so vermuthete er sehr richtig, es müsse doch etwas an der Sache seyn, und nahm sich vor, dieß Etwas, wo möglich, herauszubringen. Er wandte sich also an die Sibylle des Orts, an Mutter Kunkeln, eine Frau, die tausend Talente und Kenntnisse in sich vereinigte und beyde für ein Geringes zu jedermanns Gebrauch bereit hielt. Eigentlich war sie eine Trödlerin und man konnte bey ihr alles haben und loswerden: Nebenbey aber trieb sie Geschäfte von ungleich wich-

tigerer Natur. Sie war Gesindemäcklerin, Ammenmäcklerin, Kupplerin, Hebamme, Wartefrau, Wächterin bey Kranken und Todten; Kurz sie war alles, wozu der Verstand, die Erfahrung und Kräfte eines alten Weibes nur irgend hinreichen. Sie hatte mit allen Familien Verkehr und war bey allen gelitten: Denn sie hielt gar klüglich ihr Herz, so wie ihre Zunge unter dem Schlosse! Diese Tausendkünstlerin nun gieng, auf Blumenthals Ansuchen, grade zur jungen Wittwe, mit der sie von alten Zeiten her recht gut bekannt war. Sie machte ihr eine Menge freundschaftlicher Vorwürfe, daß sie sich muthwillig so in der Leute Mäuler brächte und sich ihr nicht in ihrer Herzensangelegenheit anvertraut hätte. Die junge Wittwe erstaunte, und als sie erfuhr, was die Sache sey, entbrannte sie vor Zorn und Unwillen. Da es ihr nothwendig gleich einfallen muste, wer ursprünglich dieß fatale Gerücht ausgebracht hatte, schalt sie heftig auf ihre falsche, verleumderische Freundin und erzählte der Mutter Kunkeln unverholen alle Worte, die sie gesagt hatte. Es braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden, daß sich noch denselben Tag ein heftiges Ungewitter

zwischen der Langen und ihrer Freundin erhob, das sich mit völliger Aufkündigung alles Umgangs und aller Freundschaft endigte.

Mittlerweile erfuhr Blumenthal zu seiner grossen Freude, was er sich nimmer hätte träumen lassen, daß er wirklich Hofnung hätte, die Hand der jungen Wittwe zu erlangen. Es kam bloß drauf an, sie zu überzeugen, daß er ein guter Ehemann seyn würde, und es dünkte ihm schon der Mühe werth, einen Versuch zu machen. Sogleich ergieng Order an Susannen, (so hieß die alte Frau, die die Wirthschaft besorgte) das ganze Haus von obenan bis untenaus zu reinigen und zu scheuren; die Spinnweben, deren eine sehr ansehnliche Kollektion hier war, wegzufegen; beyde Röcke, den Alltags und Bratenrock, nebst Hosen und Strümpfen recht tüchtig auszuklopfen und durchzuflicken; Die ganze Wäsche zu revidiren und zu repariren, und kurz alles in den besten Stand zu setzen. Susanne erstaunte über die plötzliche Veränderung, die mit ihrem Herrn vorgieng: Denn so sehr sie auch die Reinlichkeit und Ordnung liebte, so durfte sie sie doch vor ihm nicht ausüben, und sehr oft, wenn sie die Stube fegen wollte, sagte er sie

mit dem Besen wieder fort. Sie schloß also daraus gleich, daß ein Liebeshandel im Werke seyn müsse; und in der That war auch nur dieser allein im Stande, den Spinnweben im Blumenthalschen Hause den Untergang zu bereiten.

So wie er nun selbst auf der einen Seite die Laufgräben der Liebe eröfnete, so schloß er auch zugleich mit der Mutter Kunkeln ein festes Schutz- und Trutzbündniß, und versprach ihr, daß wenn sie die Heyrath zwischen ihm und der Langen zu Stande brächte, so sollten fünf gute wohlgerändelte Louisdors ihre seyn. Dieser Kuppelpelz war mitzunehmen und Mutter Kunkeln, die in ihrem Leben oft genug für geringern Sold weit schwerere Dinge ausgeführt hatte, schlug mit tausend Freuden in den Handel ein. Gleich anfangs erzählte sie der Langen sehr ausführlich und beredt, wie erstaunlich sichs Blumenthal zu Herzen nähme, daß er unschuldigerweise die Veranlassung hätte seyn müssen, sie in ein übel Gerücht zu bringen, und daß er sein Liebstes auf der Welt drum geben wollte, wenn es nicht geschehen wäre, und sie möchte nur ja um deßwillen keinen Haß und Unwillen auf ihn werfen. Dieser Anfang kitzelte

die Eitelkeit der Langen nicht wenig, und man müste die Weiber schlecht kennen, um nicht zu wissen, daß wenn nur erst diese Citadelle erstürmt ist, sich die Festung dann gar bald von selbst ergiebt. Ein andermal sagte die pfiffige Kupplerin wieder, sie könne doch so manches einsehn und begreifen, aber das sey und bleibe ihr ein Räthsel, wie ein sonst so geschickter, vernünftiger und in aller Absicht scharmanter und lieber Mann sich dem häßlichen Trunke so ergeben könne; „Wiewohl, setzte sie hinzu, ich glaube gewiß, er gewöhnt sich ihn noch auf seine alten Tage ab; Er ist seit kurzer Zeit ein ganz andrer Mensch geworden; In seinem Hause, Gott behüte und bewahre, wie sah es sonst aus, und itzt ist alles wie Spiegel so blank und rein! Und die alte Susanne, die mir sonst einen Tag und alle Tage mit der Flasche unter dem Arme begegnete, läßt sich itzt gar nicht mehr sehen.“ Das war nun gewissermassen wahr, denn Susanne gieng itzt mit der Flasche nie anders als des Abends! Die Wittwe, die sich diesen geheimen Schleichweg nicht im Traume einfallen ließ, flammte in ihrem Herzen über diese Nachricht vor Freude und Vergnügen. Nunmehr glaubte die Mutter Kunkeln, daß sie es schon wagen könne,

das verliebte Paar an einem dritten Orte zusammenzubringen. Es traf sich eben, daß auf einem benachbarten Dorfe Kirmeß war. Der Pächter des hiesigen adlichen Gutes war ein alter Bekannter und Freund des verstorbenen Lange gewesen. Mutter Kunkeln, die ebenfalls mit dem Pächter sehr vertraut war, zog ihn in ihr Komplot und bewog ihn gar leicht, die junge Wittwe und den Kantor auf die Kirmeß zu sich einzuladen. Die Einladung ward von beyden Theilen angenommen und am gesetzten Tage erschien des Pächters Wagen, um die Wittwe abzuholen, die von nichts auf der Welt weiter wuste, als daß diesen ganzen Tag bis spät in den Abend recht tapfer gekirmeßt werden sollte. Allein wie groß war ihre Ueberraschung, als, kurz nach ihr, unser Adonis, in vollem Staate, anmarschirt kam! Sie ward roth bis über die Ohren und hatte alle Mühe von der Welt, ihre Verlegenheit zu verbergen. Indeß konnte sie sichs selbst nicht verbergen, daß der itzige Anblick des Kantors auf ihr Herz einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte. Sie hatte ihn unzähligemal in der Kirche auf dem Chore und sonst gesehen: Allein so wie sie ihn nun vor sich sah, dünkte er ihr in ein neues Wesen umgeschaffen zu seyn. In der That hatte sichs auch die alte Susanne von Herzen

sauer werden lassen, ihn aufs möglichste auszuschmücken und zu staffiren, und ob er schon nicht in der Klasse der eigentlich schönen oder nur hübschen Männer stand, so kontrastirte er doch gegen den verstorbenen kleinlichen, gebückten und runzelvollen Lange unendlich zu seinem Vortheile. Was ihn aber der Wittwe am allermeisten empfahl, das war sein schüchternes, novizenmässiges Betragen gegen sie, und überhaupt gegen alle anwesenden Damen, aus welchem deutlich zu lesen war, daß ihn wenigstens der Umgang mit dem andern Geschlechte nicht verdorben hatte. Auch fuhr ihr noch ein andrer Gedanke durch den Kopf, der nothwendig ihr ganzes Blut in Wallung bringen muste! Mein seliger Mann, sagte sie bey sich selbst, hat mich nicht so glücklich gemacht, den süssen Namen Mutter zu hören: Sollt ich wohl zum zweytenmale für eine unfruchtbare Ehe bestimmt seyn? Das wolle der Himmel nicht! Ich fühle es, daß ich es werth bin, der Welt einen Sohn oder eine Tochter zu geben und wenn mich nicht alles trügt, ist der Kantor der Mann dazu!

Auf welche Beobachtungen diese Hofnung der jungen Wittwe sich eigentlich gründete, vermag ich nicht zu bestimmen: Genug die Wittwe begegnete dem Kantor nach und nach immer

freundschaftlicher und freundschaftlicher, so wie sein Auge immer stärker und stärker funkelte, je mehr und je näher er mit ihr sprach. Doch zu einer wörtlichen Liebeserklärung war itzt keine Gelegenheit! Auf einer Kirmeß ist der Bauch, nicht das Herz der Gott, und unser Pächter, ein Mann, der es im Schmausen mit jedem aufnahm, ließ es weder an Nahrung noch am Nöthigen fehlen. Dis brachte den Kantor in eine sehr lustige Verlegenheit! Der Pächter setzte ihm scharf mit Trinken zu, und behauptete, auf einer Kirmeß müsse man sich schlechterdings einen Rausch trinken. Der Kantor aber, der neben seiner Amasia saß, that sehr jüngferlich und stellte sich, als könnte er nicht über drey Gläser vertragen. Darüber lachte ihm der Pächter ins Angesicht; „Das mögen Sie einem andern weiß machen, rief er, und nicht mir! Cantores amant humores, hab ich all mein Tage gehört, und Sie sind mir schon gerühmt worden, als ein Kantor vom ersten Range, im Singen und im Schlingen!„ Diese zur Unzeit gesagte Wahrheit brachte unsern Mann ganz aus Reihe und Gliedern: Allein seine gütige Nachbarin nahm sich sogleich seiner an. Sie sagte dem Pächter: Sonst möchte er wohl Recht gehabt

haben! Allein seit einiger Zeit hätte der Herr Kantor, um seiner Gesundheit willen, das Gelübd der Mässigkeit gethan, und dabey müsste man ihn schon ungekränkt lassen. Uebrigens bat sie sich selbst die Bouteille zum Einschenken aus, und versicherte, sie wollte weder den Herrn Kantor Durst leiden lassen, noch ihn verführen, sein Gelübd zu brechen.

Dabey hatt es denn sein Bewenden und die Zeit verstrich für eine Kirmeß immer noch vernünftig genug. Als es nun gegen Nacht zum Aufbruche kam und der Kantor Hut und Stock ergriff, um, wie er gekommen war, zu Fuß nach Hause zu wandern, that der Pächter zu guter Letzt ein Werk der Barmherzigkeit an ihm und bat die Wittwe, ihn in seinem Wagen mitzunehmen. Dis hatte sie und er gewünscht, und dis stand auch von Anfang in dem Plane der Mutter Kunkeln! Also lassen wie sie nur schleunigst einsteigen und hören, ob Mutter Kunkeln ihre fünf Louisdors verdient oder nicht?

Zweytes Kapitel.

Der Wagen, der unser geliebtes Paar nach Hause fuhr, war zufälligerweise sehr eng, und da der Kantor ein proportionirliches Kantorkor-

pus hatte und die Wittwe auch hübsch rund und wohl bey Leibe war, so konnte es nicht fehlen, daß der Platz zwischen ihnen ein wenig knapp fiel. Dis verursachte, daß sich beyde auf eine unvermeidliche Art in mehrern Punkten berührten, und diese Berührung, die allererste in ihrer Art, die unser Kantor in seinem ganzen Leben empfand, verursachte wiederum in ihm ein gewisses neues heftiges Gefühl, das ihm schier Angstschweiß auspreßte, ihn an allen Gliedern zittern machte, ihm wie ein Stein auf dem Herzen lag und daraus tiefe und schwere Seufzer hervorpumpte. Da also die Wittwe, um den Diskours zu eröfnen, den schönen Abend und den herrlichen Mondschein lobte, war der arme Schelm kaum im Stande, ein schwaches stammelndes Ja hervorzubringen, dem gleich ein kräftiger Seufzer folgte. Sie vernahm ihn kaum, als sie sich von der Seite näher zu ihm wandte und ihn freundlich fragte: Was ist Ihnen? Sie sind doch nicht etwan krank? Damit faßte sie ihn bey der Hand, die wie Feuer glühte und zitterte. In der That, fuhr sie fort, es ist Ihnen nicht recht: Das thut mir herzlich leid!

Noch stärker zitternd drückte Blumenthal ihre Hand, die er von nun an nicht fahren

ließ, so wie sie auch keinen Zuck that, um sie zurückzunehmen. Mir ist, sagte er — so wunderlich — ich kans nicht beschreiben — das Herz, das Herz — Ah!

Wirklich, sagte die Wittwe, es schlägt so heftig, daß ich es kan pochen hören! Mein Himmel, womit kan ich Ihnen doch helfen?

Mit Nichts, antwortete der unerfahrne einfältige Christel, der hier die schönste Gelegenheit gehabt hätte, alle seine Liebesnoth zu entdecken! Mit nichts, sagte er: Es wird schon vorübergehn!

Die Wittwe hätte leicht diese unbefriedigende Antwort übel nehmen können:

Allein ein neuer heisser Händedruck überzeugte sie, daß es bloß an Worten und Wendungen, nicht an der Sache fehle; Sie knüpfte also den Diskours von neuem an.

„Ihre Hand ist ja so erstaunlich warm. Ist sie denn das immer?„

O Nein! Es ist mir erst itzt den Augenblick so geworden, seitdem ich im Wagen sitze.

„Sie können vielleicht das Fahren nicht vertragen?„

O ja, sonst recht gut!

„Nun denn ist es doch seltsam, daß Ihnen grade was zustossen muß, wenn Sie mit

mir fahren! Ich wüßte doch nicht, daß ich etwas an mir hätte, was die Leute krank macht. „

(Abermal ein tiefer, tiefer Seufzer!)

„Sie armer Mann! Wenn es nicht ein körperlicher Zufall ist, Herzspann oder so was dann kann ich es leicht errathen, was Ihnen fehlt. Sie sind in des Pächters älteste Tochter verliebt!„

Gott behüte mich in allen Gnaden! So wahr ich Blumenthal heisse, so gewiß —

„Nun, nun, schwören Sie nur nicht! Es kan seyn, ich irre mich: Indessen ist es die nicht, so ist es eine andre! So viel weiß ich gewiß, daß die Liebe manchmal mit solchen ängstlichen Zufällen anfängt, wie Sie itzt haben! Gestehn Sie mir immer ein Bißchen — bey einem alten Weibe, wie ich bin, laufen Sie keine Gefahr — Hat sich nicht heute in Ihrem Herzen etwa was angesponnen?„

(Wiederum ein Seufzer und ein noch viel kräftigerer Händedruck!)

„Halt, halt! Itzt müssen Sie mir nicht die Hand drücken! Ich könnte sonst leicht was arges dabey denken.„ (Der Händedruck dauert fort) „Nun gewiß und wahrhaftig, wenn ich so reden wollte, wie unsre Leute in der

Stadt — Neulich haben sie gesagt, ich wäre sterblich verliebt in Sie; Itzt könnt ich denken, es wäre mit Ihnen so was,,

Ja, ich bin verliebt in Sie, und wenn ich Sie nicht bekomme, so mag ich nicht mehr auf der Welt seyn! Bey diesen Worten brach Blumenthal plötzlich in ein heftiges Weinen und Schluchzen aus, drückte die Hand der Wittwe ungestüm an seine strömenden Augen und benezte sie über und über mit heissen Thränen. Ohne zu wissen wie, schlich sich auch in der Langen Auge ein theilnehmendes Thränchen, da ihr doch anfangs das Lachen ungleich näher war als das Weinen.

„Lieber Blumenthal, sagte sie, indem sie ihm sanft mit ihrem Tuche die Augen und Wangen abtrocknete: Beruhigen Sie sich! Sie sollen gewiß auf der Welt bleiben, davor steh ich Ihnen! Sie haben mir nun gesagt, was Sie auf dem Herzen hatten: Itzt ist die Reihe zu reden an mir! Ob ich Ihnen gram bin oder nicht, brauch ich wohl nicht erst zu sagen: Oder wenn Sie es etwan gleichwohl gern hören möchten, gut! Sie haben mir heute gar sehr wohl gefallen und sich mächtig bey mir eingeschossen. Aber, lieber Blumenthal, es ist hier nicht die Rede von Liebhaben und Gefallen

auf einen kurzen Augenblick, sondern von Heyrathen auf Zeitlebens! O das ist ein gewaltiger Unterschied, den Sie unmöglich so einsehen können, wie ich! Sie könnten itzt bis zum Sterben in mich verliebt seyn, und wenn wir einander nur ein Vierteljahr hätten, wären Sie mich und ich Sie satt und wir lebten dann die übrige Zeit zusammen, wie Hund und Katze. Nein, lieber Blumenthal, lassen Sie uns nichts übereilen! Ich mag Sie nicht unglücklich machen, aber ich will auch weder durch Sie noch einen andern zum zweytenmale unglücklich werden. Wenn ich wieder heyrathe, so geschieht es bloß deswegen, damit ich die Freuden des Ehestandes schmecken will, so wie ich bisher die Leiden geschmeckt habe: Und da können Sie mir es denn wohl nicht verdenken, wenn ich meiner Sache erst ein wenig gewiß zu seyn suche, eh ich zuschlage! Indeß geb ich Ihnen mein Wort, Sie sind der erste, der auf meine Hand die nächste Anwartschaft hat: Sind Sie nun ruhig?„

Gott Lob und Dank, rief Blumenthal mit einem herzlichen Erleichterungsseufzer, der den völligen Beschluß machte: Nun ist mir wieder wohl und leicht ums Herz! Ich möchte gleich vor Freude springen!

In demselben Augenblicke bekam der Wagen, der bisher über eine Wiese ganz sanft gegangen war, einen derben Stoß von der Rechten zur Linken, so daß sich die Wittwe mit einem lauten Schrey Blumenthaln in die Arme warf. Solch ein günstiger Zufall muste ihm auch noch zu Hülfe kommen und seiner Schüchternheit ein für die Wittwe erwünschtes Ende machen! Da er sie nur einmal umschlungen hielt, wagte er es auch, ihr den ersten Kuß auf ihre Lippen zu drücken: Dieser erste Kuß aber währte mit den drauffolgenden so lange, bis der Wagen vor dem Langenschen Hause still hielt und die Freude vorerst ein Ende hatte. Die Wittwe stieg aus, nahm gute Nacht und sagte nur noch ganz leise: Morgen schreiben Sie mir, wie Sie geschlafen haben! Heidi gieng der Wagen, um unsern Mann ebenfalls vor seiner Wohnung abzusetzen, wo ihn bereits die gute alte Susanne erwartete.

Drittes Kapitel.

War der Tag für Blumenthaln glücklich gewesen, so war es die Nacht noch mehr. Er selbst zwar schlief und schnarchte in guter Ruh, ohne daß ihm seine Phantasie ein einziges Bild des Tages wiederholte: In desto süssern Träu-

men hingegen lag seine Amasia. Es kam ihr vor, als wäre sie wieder auf der Kirmeß bey dem nehmlichen Pächter und mit der nehmlichen Gesellschaft: Nur eine einzige Person war itzt mehr da, als das vorigemal. Das war ein Knabe von etwa zwey Jahren, von wunder-samem Liebreiz und Schönheit. Das Lächeln seiner Augen und seines Mundes war ganz be-zaubernd! Wer ihn nur ansah, fühlte einen unwiderstehlichen Reiz in sich, ihn auf den Schooß zu nehmen und recht satt zu herzen und zu küssen. Auch gieng er wirklich wie ein Ball in der Gesellschaft von einer Hand zur andern, von einem Arm zum andern: Aber er rastete nirgends lange, um seiner Mama zuzueilen. Das war nun natürlich keine andre als unsre Träume-rin! Mit unaussprechlichem Entzücken fühlte sie die ganze volle Mutterfreude, der nichts auf der Welt sonst gleicht. Sie nahm ihren Wilhelm, denn so hieß der Kleine, auf ihren Schooß; Wilhelm küßte sie, streichelte sie, neckte sie und brachte hundert schnakische Fragen und Einfälle hervor, die die ganze Gesellschaft zu lachen machten. Auf einmal fiel es ihm wieder ein, er wollte reiten und Papa sollte mitreiten! So-gleich kriegte Blumenthal zwey Stöcke aus dem Winkel und nun begannen sich Roß und Reuter

so pudelnärrisch rings im Saale herumzutummeln, daß alle Zuschauer und Zuschauerinnen in ein lautes Gelächter ausbrachen und die Wittwe erwachte.

Es war wohl nichts auf der Welt leichter zu erklären, als die Entstehung dieses Traums! Was die Wittwe wachend gewünscht hatte, das stellte ihr ihre lebhafte Einbildungskraft im Schlafe als erfüllt vor, und folglich war darauf eben so wenig zu rechnen, als wenn ein eifriger Lotteriespieler träumend das höchste Looß gewinnt. Allein wer wollte eine solche philosophisch kalte Beurtheilung von einem Weibe fodern! In ihren Augen war dieser Traum etwas mehr, als ein blosses Spiel der Phantasie: zwar just keine himmlische Eingebung, aber doch ein Analogon derselben! Das Bild des Knaben hatte sich ihr so fest eingeprägt, daß es ihr auch nach dem Erwachen immer noch vor Augen schwebte. Es war ihr, als foderte sie dieser kleine lächelnde Engel auf, es in Gottes Namen zu wagen und Blumenthaln die Hand zu geben. Der Entschluß stand also bereits fest, sich längstens in einem Vierteljahre aus der Wittwe Langen in die Frau Kantor Blumenthaln zu metamorphosiren! Diese Zwischenzeit wollte sie dazu nutzen, ihren Liebhaber so zu

bilden und zu ziehen, wie sie ihn künftig als Mann wünschte.

Noch war sie in ihrem Negligee und trank ihren Morgenthee, als bereits Mutter Susanne mit einem in Form eines Gevatterbriefs gelegten Schreiben von Blumenthaln erschien. Die Aufschrift war: An die hochedelgebohrne, tugendreiche und hochgeschätzte Frau Frau N. N. verwittwete Langen, zu eignen Händen abzugeben. Der Inhalt war der Aufschrift gemäß, und in einem etwas steifen, pedantischen, halbfranzösischen Tone, der damals Mode war, rapportirte Blumenthal, der gestrigen Order gemäß, wie er geschlafen, und wiederholte seine erste Bitte um Hand und Herz. Die Wittwe besann sich einen Augenblick und ließ Blumenthaln zurücksagen, er würde ihr auf den Nachmittag um 3 sehr willkommen seyn.

Sie konnte sich leicht an den Fingern abzählen, daß der erste Besuch von Blumenthaln in ihrem Hause, das ganze alte Stadtgeträtsche wieder erneuern würde. Allein einmal muste er doch, wenn die Sache Ernst werden sollte, über kurz oder lang öffentlich zu ihr kommen, und dann war es einerley, ob die bösen Zungen ein paar Wochen früher oder später stachen! Dann war auch das gestrige Rendezvous beym

Pächter und das zärtliche solus cum sola auf der Heimfahrt sicherlich schon in allen Häusern bekannt und es folglich Ein Aufwaschen! Und endlich tröstete sich die junge Wittwe heimlich mit ihrem Traume, und kitzelte sich schon im Voraus mit der Vorstellung, wie in Jahr und Tag alle die Weiber, die sie itzt so zerlästerten, vor Neid und Misgunst schier platzen würden, wenn ihr der Himmel ihren englischen Wilhelm beschert hätte.

Ganz heiter und unbefangen also erwartete und empfieng sie ihren Blumenthal zur bestimmten Zeit. Diesem hatte der gestrige Schmaus an Amors Tafel so wohl geschmeckt, daß er grosses Verlangen bezeigte, abermal zuzulangen: Allein die junge Wittwe entzog sich seiner Lüsternheit und sagte ihm, sie hätte heute viel zu ernsthafte Dinge im Kopfe, als daß sie an verliebten Tändeleyen Geschmack finden könnte. „Ich habe ein wenig nachgedacht, fuhr sie fort, unter welchen Bedingungen ich Ihnen meine Hand geben kan: Hören Sie mich also, und dann urtheilen Sie! Ich bin Gottlob! keines von den albernen grünschnäblichten Geschöpfen, die sich die Ehe als ein Himmelreich vorstellen und von ihren Liebhabern verlangen, daß sie, das Essen und Trinken ausgenommen, Engel

in menschlicher Gestalt seyn sollen. Wenn es auch wirklich dergleichen gäbe, wiewohl ichs nicht glaube, so möchte ich just keinen zum Manne haben! Ich bin kein Engel; Ich habe meine Fehler und Schwachheiten, und so gut ich verlange, daß mir mein Mann die übersehen soll, so herzlich gern will ich auch die seinen übersehen. Allein manche Männer, worunter mein seliger Mann auch war, machen sich von ihrer Oberherrschaft im Ehestande einen so erschrecklichen stolzen Begriff, daß es nicht auszuhalten ist! Sie glauben, wir armen Weiber sind gar nichts! Bloß ins Bette sind wir ihnen gut genug: Uebrigens halten sie uns nicht besser als eine Magd; Immer befehlen und befehlen, und brummen und murren, wenn auch nur die geringste Kleinigkeit nicht recht ist. Wüßt ich das von Ihnen, oder sah ich auf Ihrer Stirn nur den kleinsten Zug von einer solchen tyrannischen Denkungsart, dann müßte mich ja der Guckuck plagen, daß ich meine edle Freyheit zum zweytenmale so schändlich verschleudern sollte. Lieber blieb ich bis an mein Ende Wittwe, da ich, dem Himmel sey Dank, so viel habe, daß ich keine Noth zu leiden brauche! Aber nein, das denk ich von Ihnen nicht. Ich glaube

vielmehr steif und fest, daß Sie ein guter Ehemann seyn können und werden, wenn Sie nur die rechte Frau treffen. Nun sagen Sie mir einmal recht aufrichtig und unverholen: Halten Sie mich wirklich für die Person, die unter allen, die Sie kennen, am meisten für Sie geschaffen ist? Bin ich Ihnen, nach dem, was ich gestern und heute mir Ihnen gesprochen habe, klug und verständig genug, daß Sie nicht etwan künftig auf mich als eine alberne Gans herabsehen dürfen? Bin ich Ihnen auch noch jung, noch hübsch genug, und wenn Sie und ich allmählich ins alte Register kommen, glauben Sie auch alsdann an mir noch etwas zu finden, daß Sie mir gut bleiben können?„

Auf alle diese Fragen antwortete Blumenthal mit nichts, als einem neuen Strome von Thränen, mit dem er sich in die Arme der Wittwe stürzte.

„Machen Sie mich itzt nicht weich ums Herz, unterbrach sie ihn! Ich will es Ihnen gern glauben, daß Sie mich lieb haben und daß Sie in diesem Augenblicke ein ganz unvergleichlicher Ehemann seyn würden: Aber, aber, wer steht mir für die Dauer? Sie sind bis itzt

eines schwärmenden Lebens, unter lustigen Brüdern und bey vollem Glase gewohnt. Wenn nun das Neue in meinem Umgange abgetragen ist und sich Ihr heftigstes Liebesfeuer verraucht hat, wird dann nicht vielleicht bey Ihnen das Sprichwort eintreffen: Alte Liebe rostet nicht! Dann greifen Sie wieder nach Ihrer lieben Flasche, die Sie mir itzt auf eine Zeitlang aufopfern: Und wenn ich alsdann bitte und schmeichle, Sie möchtens doch mir nicht zu Leide thun, dann weisen Sie mich trotzig ab! Laß mich ungeschoren, Frau! Ich thue, was ich will! Du hast mir nichts zu befehlen! Ich bin Herr im Hause!„

Unter heftigem Weinen und Schluchzen konnte Blumenthal nichts weiter hervorbringen, als: So wahr der Himmel über mir ist —

„Schwören Sie nicht, sagte die Wittwe und hielt ihm den Mund zu! Ich will Ihnen ein Mittel sagen, wie Sie mich ohne Schwüre überzeugen können. Probiren Sies einmal nur vier Wochen und entschlagen Sie sich gänzlich Ihrer vorigen Trinkgesellschaften! Daraus will ich sehen, ob Sie mich wirklich lieb haben oder nicht!„

Blumenthal, wie leicht zu erachten, versprach alles und bat sich bloß von der Wittwe

aus, daß er sie wenigstens diese Zeit über die Woche zweymal besuchen dürfte.

„Herzlich gern, gab sie zur Antwort! Aber was die Hauptsache anbetrift, so glauben Sie ja nicht, daß Sie mich hintergehen können. Es heißt immer, die Könige hätten lange Hände: Ohne Ruhm zu melden, wir Weiber haben noch längere!„

Blumenthal blieb dabey, daß er sich nicht nur auf diese vier Wochen, sondern auf immer von allen seinen vorigen Saufbrüdern trennen und überhaupt ein ganz andrer und neuer Mensch werden wollte.

„Wenn Sie das thun, versetzte die Wittwe, so versprech ich Ihnen im Voraus: Sie sollen an mir das zärtlichste Weib finden, was auf Erden lebt! Ich will Sie auf den Händen tragen! Alle die Liebe, die ich in meinem vorigen Ehestande in mich schliessen muste, sollen Sie —

Blumenthal ließ sie nicht weiter reden und schloß ihr den Mund mit feurigen Küssen, um zur Ausführung seines grossen Entschlusses Stärke und Kraft einzusaugen.

Viertes Kapitel.

Die kritische Probezeit begann, und der Pro-
bandus hielt sich die ersten vierzehn Tage so gut,
daß die Wittwe durch ihre Spione schlechterdings
keine andre als günstige Nachrichten einzog.
Schon war sie halb und halb entschlossen, ihm
die andre Hälfte großmüthig zu erlassen: Allein
das tiefe Mistrauen, was sie in ihrem ersten
Ehestande gegen das ganze männliche Geschlecht
eingesogen hatte, stimmte sie bald wieder um
und brachte sie auf eine List, die ein für allemal
Blumenthals Schicksal entscheiden sollte. Sie
ließ ihn zu sich rufen, sagte ihm, daß sie Ge-
schäfte wegen auf acht Tage da und dahin ver-
reisen müste und überließ es ihm, wie und auf
was Art er sich während ihrer Abwesenheit die
Zeit vertreiben wollte. Blumenthal empfand
über diese Trennung den heftigsten und tiefsten
Schmerz, und bat die Wittwe himmelhoch,
entweder zu bleiben oder ihm doch vorher das
Jawort zu geben: Allein sie verhärtete sich
gegen alle seine Thränen und Bitten und ver-
wies ihn bis auf ihre Zurückkunft; Dann
versprach sie ihm gleich den ersten Tag eins
von beyden, ihre Hand oder ein Körbchen.
Mit diesem schweren Bescheide entließ sie ihn
und erwartete nun, mit Furcht und Zittern,

die Wirkung ihrer angestellten List. Die ersten Tage ihrer Entfernung fiel nichts vor, als daß Blumenthal zwischen seinen vier Wänden ein heftiges Stöhnen und Seufzen betrieb, und mitunter, aber gegen sonst wirklich selten, ein ganz kleines, kleines Schlückchen nahm. Den dritten Tag aber bekam er einen sehr unverhofften und überraschenden Besuch von dem Pächter, der ihn und die Wittwe auf die Kirmeß eingeladen und so freundschaftliche Hand- und Spanndienste gethan hatte, sie einander näher zu bringen. Blumenthal machte Anstalt, ihn so gut zu bewirthen, als es das Haus vermochte: Allein der Pächter dankte für alles. „Ich komme bloß deswegen her, sagte er, um euch abzuholen! Ich habe heut einen Coup gemacht, der mir wenigstens 500 Rthl. einbringt! Dafür solls heute einmal flott gehen und wir wollen einem halben Dutzend Bouteillen Ober-Unger die Hälse brechen! Na, nur fix! Den Rock an, die Perrücke auf, und Marsch fort! Der Wagen ist schon angespannt!„

Nun stelle man sich den lustigen Kampf in unserm Manne vor, zwischen Liebe und Durst, Bacchus und Amor! Schon roch er halb und halb den Balsamduft des köstlichen

Ungars; Schon war es ihm, als fühlt er sein ambrosisches Oel am Gaumen kleben: Ha, welch ein Göttertrank! Aber die Wittwe, die Wittwe! Wenn die es erfuhr, daß er wieder gezecht hatte! Ihre Hand, oder ein Körbchen, war ihr letztes Wort, wenn sie zurückkäme! Nein, nicht einen Tropfen, und wenn jeder Tropfe die Lieblichkeit und Süßigkeit der ganzen Natur in sich vereinigte!

So dachte er und fieng an, gegen den Pächter eine Menge Entschuldigungen vorzubringen, daß er heut unmöglich abkommen könnte. Der Pächter aber hieb frisch alle Entschuldigungen und Ausflüchte in die Pfanne und erklärte schlechterdings, er sollte und müßte mitkommen: Auf den Abend wollt er ihn schon bey guter Zeit nach Hause schicken! Damit schleppte er selbst Perücke und Hut und Stock herbey, und eh sich der Kantor einmal recht besinnen konnte, saß er schon mit dem Pächter im Wagen und fort giengs!

Kaum waren sie im Edelhofe abgestiegen, kaum hatte Blumenthal der Wirthin vom Hause und ihren Töchtern das Kompliment gemacht, so rief der Pächter schon: „Heh, Frau, bring Gläser! Hurtig! Heute wollen wir Beyden ein Duetto trinken, das sich gewa-

schen hat! Das letztemal, weil ihr bey mir wart, konnt ichs euch nicht so sehr verdenken, daß ihr nicht anbeissen wolltet: Wenn man auf Freyersfüssen geht, muß man halt schon ein Bißchen erbar und nippern thun! Aber heut sind wir allein und die Herzallerliebste ist weit genug von uns. Wir wolln also heute ganz auf unsre eigne Hand eine Nachkirmeß machen und ein Hundsfott, der nicht bis auf den letzten Mann aushält!„

Schier wollte Blumenthal vor Angst und Bangigkeit seines Herzens springen: Aber schon bracht ihm der Pächter das Wohlseyn seiner Scharmanten zu! Er ergriff also das Glas und schlurfte herzhaft den süssen Gift hinunter, es mochte nun auch draus entstehen, was da wollte. „Gelt, der läßt sich geniessen, sagte der Pächter! Vollends auf die Gesundheit des künftigen Eheschatzes! Aber a propos, wie weit seyd ihr denn mit einander? Werdet ihr denn einen nicht bald zur Verlöbniß bitten?„.

Blumenthal that einen tiefen Seufzer. Ach das ist noch in weitem Felde, sagte er! Wollte der Himmel, ich wäre auf dieser Welt so glücklich! Ich wüßte nicht, was ich drum gäbe! Gott weiß, ich habe sie so lieb, so lieb —

„Nun denn, auf baldige Gegenliebe! — Nicht genippt Herr! Rein aus das Glas! So recht: Nun wird auch die Gegenliebe schon kommen! Und wenn denn ja das Schlimmste zum Schlimmsten kommt und sie giebt euch den Korb, was denn mehr? Adressirt ihr euch nur an mich —„

Nein, das geschicht nun und in alle Ewigkeit nicht! Ich hab einmal meinen Sinn auf sie gesetzt, und wenn ich sie nicht haben soll, dann —

Dieses dann wurde mit einem Tone gesagt und mit einer solchen Miene und Gesten begleitet, die so viel sagen konnten, als: Dann ist mir die ganze Welt verhaßt; oder, dann bleib ich ewig Junggeselle!

„Pots Geier, rief der Pächter aus! Das ist ja eine hagelmäßige grosse Liebe! Ich kenne doch die Langen schon so manche Jahre her, aber das hätt ich ihr nicht angesehn daß sie einen so ins Netz verstricken könnte! Indessen sie hat hübsches Vermögen, das giebt denn so der Liebe schon mehr den Sporn!„

Das rührt mich wenig, sagte Blumenthal sehr ernsthaft! Und wenn sie auch keinen Heller hätte, wär ich ihr doch eben so gut. Aber weil ich selbst ein armer Schelm bin und eine

Frau schmale Bissen bey mir beissen würde, so muß ich mit aufs Geld sehn! Indessen es könnte itzt eine kommen, die noch zehnmal so viel hätte, ich sähe sie nicht über die Achseln an!

„Nun meiner Treu, wenn der Langen heute die Ohren nicht klingen, so klingen sie ihr nie! Verzweifelt, wie ihr das in die Nase herauffahren würde, wenn sie es hören sollte! Nun, auf glückliche Hochzeit!„

Das trink ich noch, und dann keinen Tropfen mehr! Er sagte es stürzte das Glas um und stand auf. Der Pächter suchte Himmel und Hölle zu bewegen, lachte und schalt ihn wechselsweise aus: Aber alles war in den Wind geredet! Wenn Sie mich nicht mit Gewalt forthaben wollen, sagte er, so verschonen Sie mich mit Trinken! Ich habe einmal mein Wort gegeben, und ich halte es.

„Aber, Narr, sie ist ja nicht hier! Haltet ihr mich denn für ein kleines Kind, daß ich hingehen werde und euch verrathen?„

Wenn schon! Genug, ich thus nicht! Wenn sie hier wäre, würde sie wenigstens daraus erkennen, wie lieb ich sie habe!

Sie ist hier, rief die Wittwe in demselben Augenblicke, sprang aus einem Nebenzimmer

hervor und schlang Blumenthal mit der heissesten Inbrunst in ihre ofnen Arme: Sie ist hier, liebster Blumenthal, und auf ewig die Ihrige!

Der geneigte Leser mahle sich nun nach Belieben das freudige Erstaunen Blumenthals, die zärtliche Ergiessung der jungen Wittwe und das triumphirende Gelächter des Pächters; Er denke sich weiter hinzu, wie die beyden Liebenden es gar bald satt kriegten, in Gegenwart von mehrern Zeugen ihre ganze volle Empfindung strömen zu lassen und wie sie so bald als möglich nach Hause eilten.

Fünftes Kapitel.

Was itzt und in den folgenden Tagen und Wochen vorfiel, läßt sich alles in die paar Worte zusammendrängen, daß Blumenthaln und seiner nunmehrigen erklärten Braut der Himmel voll Geigen hieng. Sie war nach der letzten Scene so von ganzem Herzen und von ganzer Seele in ihn verliebt, daß sie ihn beynahe ein Bißchen vergötterte. Sobald die Verlobung ganz simpel und still und in Gegenwart sehr weniger Zeugen vollzogen war, setzte sie eine Art von Stolz darinn, sich an seinem Arme öffentlich sehen zu lassen. Natürlich

blickten die Senator- Pastor- und Kaufmannsweiber mit gerümpfter Nase und schnöder Miene auf sie herab: Allein sie warf ihnen wieder einen Blick zu, der ohngefähr so viel sagte, „Ihr armen stolzen Närrinnen! Welche ist denn wohl unter euch, die sich rühmen kan, daß ihr Mann aus Liebe zu ihr seine liebste Leidenschaft aufgeopfert hat? Welche von euch hat denn wohl so viel Gewalt über das Herz eines Mannes ausgeübt, wie ich?„ Dieser Gedanke setzte sie in den Stand, die sprödeste Verachtung und Geringschätzung ihres Geschlechts zu ertragen, und mit der muntersten Laune von der Welt machte sie die wenigen nöthigen Präparatorien zur Hochzeit, da sie als Wittwe noch von alten Zeiten her das allermeiste im Vorrath hatte.

Eine Hochzeit ist, so viel ich weiß, noch nie der Gegenstand einer prosaischen Beschreibung gewesen. Auch ist es wohl billig, daß die Prosa wenigstens Ruhe habe, da der liebe Hymen die arme Dichtkunst und Versemacherey schon so jämmerlich und erstaunlich mitnimmt: Gleichwohl hab ich von der Blumenthalschen Hochzeit etwas in Prosa beyzubringen, wozu ich indeß nicht anders füglich kommen kan, als daß ich ein kleines Wort von den Hochzeiten

überhaupt vorausschicke. Alle kultivirten und rohen Völker stimmen wohl darinn überein, daß ein Hochzeittag von Gott und Rechtswegen ein Tag des höchsten Vergnügens, nicht bloß für das Brautpaar, sondern auch für die Anverwandten und Freunde desselben seyn soll. Allein so wie die Menschen sehr häufig in der Wahl der Mittel zum Zwecke unglücklich sind, so wie mancher etwas grade dadurch am schlechtsten macht, wodurch es seiner Vorstellung nach am besten werden soll, so auch hier! Um das Vergnügen recht zu vervielfältigen und gleichsam bey allen Zipfeln zu fassen, bittet man eine unübersehbar grosse Anzahl Hochzeitgäste und erschöpft mit einemmale allen Luxus der Tafel, so daß selbst ein hungriger Patagonier über die Kleinheit seines Magens verzweifeln würde. Die Folgen dieser weisen Anstalt sind zum Greifen und zum Sehen! Durch das Gesetz der Rangordnung werden Leute zusammengebracht und auf mehrere Stunden zur Nachbarschaft verdammt, die sich schlechter zusammenschicken, wie Lessing und der Subkonrektor Bohn: Daher tödtliche Langeweile und unausstehlicher Zwang an allen Ecken und Enden! Ueberfüllung des Magens kommt dann dazu, die die allermeisten mit einer kleinen Krankheit büssen

müssen. Wenn nun vollends Musik und Tanz die geistigen und körperlichen Leiden bey der Tafel nicht wieder gut machen, dann steh ich davor, daß ein grosser Theil der Gäste sich lieber auf ein Leichenbegängniß, als auf so eine Hochzeit wünscht! Doch die Leiden der Gäste bedeuten im Grunde nichts gegen die ungleich schwerern und drückendern Leiden, die hinterher das Brautpaar treffen. Es ist unglaublich, wie wenig bey dieser Gelegenheit Leute mit ihrem Beutel Rücksprache halten, und mit welcher Sorgenlosigkeit sie in den Tag hinein verschwenden! Wenn denn nun das Latus der Ausgaben zusammengezogen wird, dann zeigt sichs, daß dieser einzige, höchstvergnügt seyn sollende, aber im Grunde sehr traurig verbrachte Tag, eine nach Proportion übermäßige Summe des Vermögens unwiederbringlich aufgefressen hat. Ein grosses Glück, wenn nicht auf der Stelle Nahrungssorgen und Schulden einwurzeln! Wenn ein künftiger kleiner Erbe nicht den Tag mit bittrer Noth und Armuth büssen muß, an dem mit so vielem Pomp und Gepränge zu seiner Existenz der Grund gelegt wurde!

Unsre Blumenthalin war ungleich klüger und zugleich fester gegen Hieb und Stich der

Verleumdung, als daß sie sich von diesem Strome der Hochzeitmode hätte sollen hinreissen lassen. Sie machte den Zuschnitt ihrer Hochzeit nicht nach ihren paartausend Thälerchen, sondern nach dem Stande ihres itzigen Mannes, von dem als einem armen Halbgeistlichen aller Luxus entfernt seyn muste. Gleichwohl gestanden die wenigen auserlesenen Gäste, die zu diesem Feste eingeladen wurden, mit Einem Munde, so herzlich vergnügt wären sie noch auf keiner Hochzeit gewesen! Auch Mutter Kunkeln ward nicht vergessen und erhielt nicht nur die versprochenen fünf Louisdors, sondern noch eine reichliche Portion von dem kleinen fröhlichen Mahle. Das war es alles, was ich von der Blumenthalschen Hochzeit zu sagen hatte: Und wenn dieser Leser und jene Leserin etwa bey dieser Stelle ein wenig in sich geht und bey sich selbst sagt, „Der Autor hat Recht! Ich bin auch so ein Narr oder Närrin gewesen! Aber meine Kinder, wills Gott! sollen wenigstens auf eine vernünftigere Art hochzeiten!„ so bild ich mir darauf mehr ein, als auf die schönste Romanenfiktion.

Sechstes Kapitel.

So abgeschmackt und unverschämt auch der Verfasser des Buchs über die Ehe gegen die armen Wittwen zu Felde zieht, indem er aus dem weiten Ermel seines Witzes ein ganzes Heer schimpflicher Gleichnisse gegen sie ausschüttelt, sie mit umgewandten Kleidern, Perrücken statt eigen Haar ꝛc. *) in Parallel

*) Les beaux Esprits se rencontrent! Der geneigte Leser wird sich baß wundern und freuen, wenn ich ihm eine kleine von mir gemachte Entdeckung mittheile, vermöge der sich zwischen dem witzigen Verfasser des Buchs über die Ehe und dem weiland witzigen Pater Abraham a Sancta Clara eine ganz erstaunliche Aehnlichkeit des Geistes und der Gesinnungen findet. In dem berühmten Gack, Gack, Gack, Gack, à Sa. Einer wunder-seltzamen Hennen in dem Herzogthum Bayrn (München, 1688) schreibt derselbe, Seite 89, also und folgendermassen: „Ein Weib und ein Bart haben fast eine Art, so lange ein Bart an dem Angesichte des Mannes haftet, so lange ist er in Ehren, man gleicht ihn, man streicht ihn, man richt ihn, man schlicht ihn, man zartlet ihn, man bartlet ihn ꝛc. sobald ihn aber der Barbier herunter geschnidten hat, alsdann wird er verächtlich auf die Erde geworfen, ein jeder tritt ihn mit Füssen, im Auskehren hat er den Vorzug, und endlich in der Mistbutten gewinnt er sein Begräbniß. Schier eine gleiche Beschaffenheit hat es mit einem Weibe, wie lange

stellt: So fürcht ich doch keinesweges, daß meine Blumenthalin darum in den Augen meiner Leser eine verächtliche Kreatur seyn wird, weil sie das Unglück hat, kein Mädchen mehr zu seyn. Diesen einzigen Fehler abgerechnet, war und wurde sie nun ein so angenehmes, zärtliches, allerliebstes Weib, als ich zum Glück der Welt jedem Manne gönnen möchte. Was den neuen Herrn Ehegemahl anbetrift, so war er trotz aller Unwahrscheinlichkeit schneller Bekehrungen, doch wirklich in Zeit von einem Vierteljahre gänzlich bekehrt und umgekehrt. Zwar seinen vorigen Ekelnamen, der versoffene Kantor, behielt er immer noch, so gut als Lichtwehrs kleiner Löffel, aber in der That verdiente er ihn nicht mehr. Ganz durfte er das Trinken nicht aufgeben, selbst auf die Vorsie mit ihrem Ehegatten hauset, und bey beyden wider aller Arithmeticorum Witz zwey für eins gezählt werden, so lange sie ist in Ehren, so lange wird sie gelebt, und hat allenthalben eine allsättliche Begnügung; sobald aber der unverschämte zaundürre, und knochenreiche Lebensbarbierer sie von dem Mann absondert, nachmals gehet es ihr nicht besser, als dem abgeschnidtenen Bart, das veracht werden ist ihr gewiß, das verlassen werden bleibet ihr nicht aus, das verfolgt werden ist ihr meistes Einkommen, und so man sie schön nicht gar mit Füssen tritt, wenigst ligt der Fußhader nicht fern von ihr. „

stellung seiner Frau, die in diesem Falle für ihn, und vielleicht nicht ohne Grund, eine Krankheit befürchtete: Aber das Trinken war nun nicht mehr Leidenschaft bey ihm, und eine ordentliche und regelmässige Diät, zu der sie ihn itzt gewöhnte, machte ihm nach und nach alles Debauchiren zuwider. Dagegen trank er itzt desto tapfrer aus dem Becher der Liebe, und verdankte dieser neuen Leidenschaft nicht nur unendlich viel sinnliches und geistiges Vergnügen, sondern auch die Entwickelung einiger Geistestalente, die vorher, so wie die Liebe, in ihm gänzlich geschlummert hatten. So gesprächig sonst unser Mann beym vollen Glase in der Gesellschaft seiner Zechbrüder war, so stumm war er in jeder andern Gesellschaft, und beym Frauenzimmer spielte er gar eine alberne und lächerliche Rolle. Unsre Wittwe aber löste ihm nach und nach die Zunge, lehrte ihn seinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck geben, erweckte in ihm gesundes Urtheil und fröhlichen Scherz, und kurz, war für ihn eine lebendige Logik und Aesthetik. Daß sie durch alles dieses eine unbegränzte Gewalt über ihn erhielt, brauch ich nicht erst zu sagen: Aber das verdient bemerkt zu werden, daß sie diese Gewalt weder zur Befriedigung ihrer weiblichen Eitel-

keiten misbrauchte, noch sie auf irgend eine Weise öffentlich merken ließ. So unausstehlich ihr der Gedanke war, daß sie eines Mannes Magd seyn sollte, eben so sehr haßte sie das Paroli desselben, in ihrem Manne einen Sklaven zu sehen, der jeden ihrer Winke und Launen blindlings befolgen müßte. Wäre es möglich gewesen, daß Blumenthal jemals auf etwas bestanden hätte, was sie nicht gewünscht, sogleich würde sie auch wider ihre bessere Ueberzeugung nachgegeben und seinen Willen zu dem ihrigen gemacht haben.

Unter dieser gleichgestimmten Hormonie der Gemüther verstrichen Wochen wie Tage und Monathe wie Wochen, und schon war es mit unsrer jungen Frau so weit gediehen, daß sie alle ihre Röcke erweitern und die Schnürbrust ganz abthun muste. Ob ihr nun gleich vor dem schrecklichen Augenblicke der Entbindung das Herz gewaltig schlug, um so mehr, da sie selbst ihrer Mutter das Leben gekostet hatte: So tröstete sie sich doch wieder mit ihrem alten Traume von dem niedlichen kleinen Wilhelm und lebte des festen Glaubens, der Himmel werde ihre Wünsche erhören und ihr einen Sohn, und zwar grade einen solchen bescheren. Blumenthal bestärkte sie fleissig in diesem Glau-

ben, und da sie ihm schon in der Hochzeitnacht ihre süsse Erscheinung erzählt, hatte er seine Einbildungskraft ebenfalls von nichts als von einem Wilhelm voll, den er sich, nach der Beschreibung seiner Frau so lebhaft als möglich vorzustellen suchte. Die Philosophen mögen immerhin ungläubig den Kopf dazu schütteln: Aber nimmermehr sollen sie die ausgemachte und vielfältige Erfahrung umstossen, daß die Einbildungskraft der Mutter mit Allgewalt auf den Embryo in ihrem Schooße wirkt, und daß dieser auf eine nothwendige Art die Gestalt desjenigen Wesens annimmt, das jener in dem Augenblick der Imprägnation am lebhaftesten vorschwebte. Was Wunder also, wenn unsre Blumenthalin, nachdem sie ihr schweres Stündlein überstanden, wirklich und wahrhaftig die überschwenglich grosse Freude genoß, sich als Mutter eines Knaben zu sehen, der, wie sie Stein und Bein schwur, ihrem Wilhelm, den sie im Traume gesehen, ganz aus den Augen geschnitten war! Mutter und Vater falteten freudig und gerührt ihre Hände zum Himmel und dankten dem Geber alles Guten inbrünstig für die Wohlthat, die er ihnen erwiesen. Ein paar sympathetische Freudenthränen, die sich mir itzt in die Augen schleichen, hindern mich weiter zu

schreiben und ich verspare das Weitere, bis auf das

Siebente Kapitel.

So hätten wir denn also vorerst den Helden unserer Geschichte glücklich und wohl zur Welt! Zwar so wie er itzt in seinen Windeln da liegt, das Gesicht verzerrt und aus seinem kleinen Mäulchen ein gewaltiges Geschrey hervorpreßt, sieht er eben noch nicht darnach aus, als würd er einmal sonderliche Thaten thun: Aber sein grosser wohlproportionirter Kopf, seine hohe Stirn und sein hellblaues Auge versprechen wenigstens eine gute Anlage! Auch stimmt die ganze volle Wochenstube darinn ein, daß er eines der hübschesten Kinder sey, was je der Klapperstorch gebracht habe.

Zweyerley versteht sich nun schon von selbst! Erstlich, daß die Blumenthalin ihr Kind selbst gestillt; und zweytens, daß der Knabe in der Taufe, auf ausdrückliches Verlangen der Mutter, den Namen Wilhelm erhalten. Uebrigens lief alles gut ab! Die Blumenthalin erholte sich geschwind wieder; Der Knabe war munter und gesund, und schrie nur bloß darum so viel, um zu zeigen, daß er ein Junge und kein Mädchen sey; Der Vater aber, voll

Stolz und Freude über sein Meisterstück, lief des Tages wohl hundertmal in der Wochenstube ab und zu, und belächelte und küßte und schumperte seinen Jungen, schwatzte auch schon von einer kleinen Schwester, die er ihm in Jahr und Tag zur Gesellschaft verschaffen wollte, wofür ihm denn die Blumenthalin, wie billig, einen Schlag auf sein loses Maul gab, sich jedoch zu seiner Zeit quaevis competentia vorbehielt.

Weiter ist nun von dem ersten Virteljahre unsers Helden nichts zu sagen! Dieser Zeitraum heist in der ganzen weiten Frauenwelt vorzugsweise das dumme Vierteljährchen, und soweit meine Beobachtung reicht, ist er es auch wirklich. Ein kleines Lächeln ausgenommen, das sich gegen die sechste oder siebente Woche einfindet, ist das Kind bloß Maschine und die Natur sucht lediglich durch Nahrung und Schlaf dem Körper Festigkeit und Dauer zu geben. Allein mit dem Anfange des zweyten Vierteljahres ändert sich die Scene! Das Kind betritt nun förmlich die erste Stufe der Menschheit, fängt an sich zu freuen und zu betrüben, äussert den grossen Trieb der Thätigkeit und Aufmerksamkeit, und übt allmählich seine kleinen Füsse im Stehen und Schreiten und

seine Händchen im Anfassen und Festhalten. Daß dabey für aufmerksame und zärtliche Eltern unendliches Vergnügen ist, daß kein Tag vorbeygeht, ohne daß Vater oder Mutter diese oder jene neue Entdeckung an ihrem Kinde machen, die denn mit unsäglicher Freude belacht und beklatscht wird, das wissen nur diejenigen, die bereits die nehmliche Erfahrung gemacht haben! So wuchs auch der kleine Wilhelm seinen Eltern unter den Händen heran, bekam fast spielend einen Zahn nach dem andern, lief und sprang schon am Leitzaume wie ein junges Füllen, und eh noch das Jahr um war, lernte er ganz deutlich Papa und Mama sagen.

Nachdem das grosse Werk der Entwöhnung vollbracht war, arbeitete die Mutter mehr als jemals an der Bildung und Entwickelung ihres Kindes. Auch machte sie schon tausend Projekte und Entwürfe in die Zukunft, wie es mit ihm bey reifern Jahren werden sollte: Allein in dem grossen Buche des Schicksals dort oben stand es ganz anders geschrieben, und ein einziger unglücklicher Zufall machte in dem Blumenthalschen Hause plötzlich eine so traurige Revolution, die auch dem leichtsinnigsten Leser einen Seufzer über die

Unzuverläßigkeit alles irdischen Glücks abpreſſen muß.

Die Blumenthalin befand sich zum zweytenmale hochschwanger, als sie ganz allein einen Wochenbesuch bey einer Freundin ablegte. Indem sie sich eben aus einer Ecke der Strasse in die andre herumwandte, rannte ein toller Hund, den ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonet verfolgte, grade auf sie zu. Man stelle sich das Schrecken einer Frau, und noch dazu einer Schwangern vor! Mit einem entsetzlichen Schrey stürzte sie sich in die erste beste Hausthür: Aber die gänzliche Verwirrung ihrer Sinnen ließ sie die Stufen vor dem Hause nicht finden und sie that einen so gräßlichen Fall auf Leib und Stirn, daß ihr sogleich das helle Blut vom Kopfe rieselte. Die Leute aus dem Hause und bald darauf die halbe Strasse sprang schleunig zu; Man legte sie aufs Bette und brachte sie durch stärkende Essenzen wieder zu sich: Aber ein kleines Uebel wich nur, um einem grössern Platz zu machen! Man muste die Hebamme holen, und da diese gar bald ihre ganze Kunst für unnütz und unzureichend erklärte, um das Leben der Kreissenden zu retten, trieb man auch alle Doktors und Wundärzte des Städtleins herbey. Allein diese vermochten eben so wenig zu

helfen, wie jene, und nach zwölf qualvollen Stunden, nachdem die Unglückliche von ihrem halb sinnlosen Manne den rührendsten Abschied genommen, und ihrem ebenfalls herbeygeholten Wilhelm den letzten Seegen ertheilt, starb sie mitten unter dem Gebete und Flehen ihres Beichtvaters und aller Anwesenden.

Achtes Kapitel.

Das ganze Städtlein empfand bey diesem plötzlichen und höchsttraurigen Todesfalle ein allgemeines herzliches Mitleid, und ein groß Theil der bessern Seelen ermangelte nicht, tiefgerührt das christliche Lied anzustimmen: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Der Schmerz des armen Blumenthals aber gieng schlechterdings über alle Beschreibung. Es kostete nicht wenig Mühe, ihn von gewaltsamen und rasenden Entschlüssen abzuhalten und seine Betrübniß dahin einzuleiten, daß sie sich in Thränen und Klagen ergoß. Als aber die Entschlafene zur Erde bestattet war und er nun erst recht die grosse Lücke fühlte, die ihre Abwesenheit in seinem Hause machte, gieng das Leiden von neuem an! Jeder Gegenstand, den er sah, erinnerte ihn an sie. Wo er gieng und stand, vermißte er sie: Und selbst sein liebster, bester, einzi-

ger Wilhelm war itzt nicht vermögend, ihm Trost und Freude zu gewähren. Um sich also zu zerstreuen, griff er wieder zu seiner alten verlaßnen Flasche: Und da er fühlte, daß sie um ein merkliches seinen Schmerz erleichterte, kam er des Weges gar bald wieder.

Was nun anfangs bloß Wirkung der Verzweifelung und Liebe war, ward allmählich von neuem Gewohnheit und andre Natur, und so leid es mir thut, es sagen zu müssen, so war es doch andem, daß Blumenthal in Zeit von einem Vierteljahre wieder ganz der alte versoffene Kantor wurde, der er vor seiner Heyrath gewesen war. Alle die guten Wirkungen auf Kopf und Herz, die die Verstorbene bey ihm angerichtet hatte, giengen eine nach der andern zu Grunde: Und so oft er auch ihren Namen im Munde führte, so bitterlich er auch nach langen Jahren noch ihren Tod beweinte, so hätte sie doch länger als kleine anderthalb Jahr seine Frau seyn müssen, um seinem neugebacknen Charakter Dauer und Festigkeit auf Lebenslang zu geben. Mit ihr gieng denn auch Häuslichkeit und Ordnung und gute Wirthschaft zu Grabe, und so eine hübsche Erbschaft auch Blumenthal gethan hatte, (denn ihm fielen nach Landesbrauche zwey Drittheil und dem Kinde

ein Drittheil zu, wofür er Kaution stellen muste) so kehrte doch bald wieder die Zeit der zerrissnen Hosen und Strümpfe, der durchlöcherten Hemder, und der Spinneweben in allen Winkeln zurück.

Unter diesen betrübten Umständen werden viele meiner gutherzigen Leser und Leserinnen nicht wenig um den armen Wilhelm besorgt seyn, und sich vielleicht einbilden, die Vorsehung habe ihn ganz und gar verlassen! Nicht also! Der Verlust, den Wilhelm erlitt, ob er gleich noch viel zu sehr Kind war, ihn zu fühlen, war freylich auf der einen Seite sehr groß: Allein es stand gleichwohl zu besorgen, daß wenn die Blumenthalin länger gelebt hätte, so würde sie ihn aus allzugrosser Liebe und Zärtlichkeit verdorben haben; Wenigstens fieng sie schon an, seinen kleinen Gaumen zu allerhand ungesunden und schädlichem Naschwerke zu gewöhnen, und auch sein Anzug war schon viel glänzender und schöner, als er für das Knäblein eines Kantors gehörte. Diesem Uebel entgieng unser kleiner Wilhelm nun glücklich, und obgleich sein Vater an seiner Erziehung wenig Hand anlegte, sondern mehr bloß mit ihm dahlte und schäkerte, so gerieth er doch einer andern Erzieherin in die Hände, die völlig die Stelle der Mutter bey

ihm vertrat. Das war unsre alte Susanne, deren Namen ich zwar bereits rühmlich genannt habe, die ich aber dem Leser nun ganz und vollständig bekannt machen muß.

Neuntes Kapitel.

Susanne war ehemals die Frau eines Tischlers, eines guten braven Mannes, der sich und sie mit seiner Hände Arbeit nährte. Sie hatten in ihrem Ehestande mehrere Kinder mit einander gehabt, allein nur ein Sohn und eine Tochter waren am Leben geblieben. Die Mutter erzog sie, wie man es von einem vernünftigen und christlichen Weibe von ihrem Stande, erwarten kan. Der Sohn lernte des Vaters Handwerk, und nachdem er freygesprochen war, gieng er auf die Wanderschaft, um sich etwas in der Welt zu versuchen. Als er fortgieng, war er achtzehn Jahr und maß seine guten acht Zoll; In der Folge hatte er sich noch mehr gestreckt, und dis machte ihn zu einer Lockspeise für die Werber, die damals zu Friedrich Wilhelms Zeiten überall im Reiche ihr listiges Netz auswarfen. Schon einigemal hatte er seinen Eltern geschrieben, wie er ihren Schlingen glücklich entgangen wäre; Endlich aber erhielten diese gar keine Briefe mehr von ihm und es

muste ihnen nothwendig schwanen, daß er doch noch zuletzt eine Beute dieser grausamen Menschenfänger geworden wäre. Allein wie groß war ihre Bestürzung, als sie nach Jahr und Tag durch ein Soldatenweib folgenden Brief von ihm erhielten:

Gott zum Gruß!

Vielgeliebte Eltern!

Daß ich euch so lange nicht geschrieben habe, wird euch wohl viel Kummer und Herzeleid gemacht haben: Allein es wird euch noch tausendmal mehr zu Herzen gehen, wenn ihr diesen Brief lesen werdet. Ich bitte euch also, fasset euch und denkt, was Gott thut, das ist wohl gethan! Gottlob ich bin auf meinen Tod, völlig gefaßt und vorbereitet, und das hab ich euch zu danken, liebe Mutter, weil ihr mir in meiner Jugend Gottesfurcht eingeflößt habt, und die hab ich nicht vergessen, ob ich gleich nach dem Kriegsrechte meinen Tod verdient habe. Stellt euch nur vor, wie mirs gegangen ist! Ich war zuletzt in F. bey einem rechten guten Meister in Arbeit und hatte vollauf zu thun und verdiente mir mein schönes Geld. Einen Abend kommt ein Mensch zu uns und bestellt einen Sarg, so und so groß,

und morgen Abend um eben die Zeit müst er fertig seyn, und da und dahin in die Vorstadt sollten wir ihn bringen. Das geschieht, der Sarg wird zu rechter Zeit fertig, und ich und der Lehrbursche tragen ihn an Ort und Stelle. Wir kriegen unser Trinkgeld und gehn unsre Wege. Kaum sind wir eine Ecke fort, so rufen sie mich wieder zurück und eben der, der den Sarg bestellt hat, sagt zu mir, er wäre zu klein, der Todte gienge nicht herein. Nun sah ich den Todten an der Wand im Sterbekittel liegen, und sah, daß der Todte kaum so groß war, wie ich, und ich getraute mir doch ziemlich im Sarge Platz zu haben. Ich sagte also, das wäre nicht andem, und so und so, und um sie recht mit der Nase drauf zu stossen, muß mir der böse Feind den Gedanken eingeben, daß ich mich der Länge lang in den Sarg lege. Den Augenblick springen sie zu, den Deckel drauf und immer fort mit mir und dem Sarge. Kurz, ihr seht wohl, daß ich Werbern in die Hände gefallen war, die mich auf eine solche listige Art übertölpelten, da ich mich so lange vor ihnen in Acht genommen hatte. Ich mußte also Soldat werden und schwören. Aber ihr könnt leicht denken, daß ich nur auf eine gute Gelegenheit laurte, zu desertiren. Die

fand sich im ersten Vierteljahre und unsrer drey liefen davon. Aber die Bauern fiengen uns auf und ich brauch euch nicht erst zu sagen, was ich für eine Strafe ausstehen muste. Demohnerachtet vergieng uns die Lust zu desertiren nicht und es thaten sich unsrer von neuem drey zusammen, und damit wir den Bauern nicht wieder in die Hände fielen, versorgten wir uns mit gehaktem Bleye und mit Pulver. Der liebe Gott weiß, daß wir nicht die Absicht hatten, einen todtzuschiessen, sondern wir wollten ihnen bloß einen Schuß oder ein paar in die Beine jagen, damit sie sich fürchteten und uns laufen liessen. Aber es sollte nun einmal ein unglückliches Ende mit mir nehmrn! Also die Bauren setzten uns nach, wir drohten ihnen mit unsern Flinten, aber sie blieben uns doch auf den Fersen. Wir gaben also Feuer auf sie und giengen weiter. Nach einer Weile hörten wir sie wieder hinter uns und dasmal hatten sie Hunde bey sich. Wir schossen, so lange wir konnten, aber die verdammten Hunde, gegen die wir uns immer wehren musten, machten, daß die Bauren uns zuletzt in den Rücken fielen und wir musten uns ergeben. Weil wir nun eine Menge Bauren blessirt haben, und weil die Bauren sonst ihre Schuldig-

keit nicht thun würden, wenn es unter den Deserteurs einrisse, daß sie unter sie Feuer gäben, so ist uns das Urtheil gesprochen, daß wir alle drey sterben müssen. Uebermorgen ist mein Todestag und ihr seht wohl aus meinem Briefe, daß ich mich davor nicht fürchte. Der liebe Gott wird mirs gewiß vergeben, was ich gethan habe, und einmal hätt ich doch sterben müssen. Es ist mir nur um euch, liebe Eltern, und ich bitte euch um Gottes willen, gebt euch zufrieden! Der liebe Gott steh euch bey und tröste euch meinetwegen, und vergelte euch alles Gute, was ihr an mir gethan habt, in diesem und in jenem Leben ꝛc.

Wenn der Tod eines Kindes schon an sich für Eltern ein unnennbarer und unbeschreiblicher Schmerz ist, was muß erst ein solcher Tod seyn! Auch wirkte dieser Brief mit solcher Gewalt auf den Vater, daß ihn der Gram und der Kummer in weniger als einem Jahre seinem Sohne nach ins Grab senkte. Unsre Susanne, der es eben so wenig an Empfindung fehlte, erhielt sich dadurch, daß sie ihren mütterlichen Schmerz wegweinte und in der heiligen Schrift Trost suchte, wo sie ihn auch nur allein zu finden vermochte. Nach dem Tode ihres Mannes setzte sie durch Gesellen ihr Handwerk fort, als sie

das letzte mögliche Kreuz erlebte, das sie in ihrer Lage treffen konnte. Ihre Tochter, ein sehr hübsches Mädchen, war in Dienste gegangen; hatte sich — eine sehr alltägliche Geschichte, nur leider für den, den sie angeht, mehr als zu neu — durch einen Kerl beschwatzen lassen; ward schwanger, zitterte vor der Schande, die sie treffen sollte, und um einem kleinen Schimpfe zu entgehen, lief sie durch den sehr bald entdeckten Mord ihres Kindes dem tausendmal grössern in die Hände, vom Schwerde des Nachrichters zu sterben. Susanne hatte den Muth, den wenig Mütter gehabt hätten, sie im Gefängnisse zu besuchen, ihr zu verzeihen und sie zum Tode bereiten zu helfen. Aber den Abend vor der Hinrichtung entfernte sie sich von dem traurigen Schauplatze des Elends, und den folgenden Morgen um die Zeit, da der tödtliche Streich geschehen muste, lag sie in ihrer Kammer auf ihren Knien und weinte und betete. Nach der Zeit, wenn jemand sie an die Geschichte ihres Sohnes oder ihrer Tochter erinnerte, antwortete sie bloß mit einem heitern Blicke, aber mit einer Thräne im Auge: Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen! Da sie itzt aber nichts mehr hatte, was sie an ihren Ort fesselte, verkaufte sie ihr

Bißchen Hab und Gut und zog ins Preußische, mit dem Vorsatze, so lange in Familien zu dienen, als es ihre Kräfte erlaubten und sich dann mit ihren paar hundert Thälerchen in ein Hospital einzukaufen. Hier war ihre Geschichte nicht bekannt, und sie fand sehr bald, was sie suchte: Und so gerieth sie auch ins Blumenthalische Haus, in dem sie schon fünf Jahr diente.

An ihren mütterlichen Ermahnungen und guten Lehren fehlte es gewiß nicht, daß Blumenthal nicht schon vor seiner Heyrath dem Bacchus entsagte: Allein er war Herr und sie Magd, und ihre schönsten Predigten musten vor seinem gebietenden Halts Maul! Laßt mich ungeschoren! verstummen. Um desto mehr freute sie sich, als die Heyrath mit der Verstorbenen zu Stande kam, nnd diese behielt sie nicht nur bey sich in Diensten, sondern liebte und ehrte sie auch wie eine Mutter. Als nun die traurige Revolution vorfiel, beschloß unsre Susanne sogleich, sich des armen, verlaßnen, mutterlosen Wilhelms ganz allein anzunehmen und ihn so gut als möglich zu erziehen. Sie sah dis als ein gutes wohlgefälliges Werk an,

womit sie ihre letzten Tage beschliessen und dann ihre Augen im Frieden zuthun wollte.

Ich bin unendlich beschämt, daß ich als treuer und wahrhafter Geschichtschreiber einem, wie in allen Stücken, so auch ganz vorzüglich im Erziehungswesen, hocherleuchteten und aufgeklärten Publikum eine so altväterische Gouvernante vorstellen soll, die gegen die itzigen einen eben so starken Kontrast macht, wie die Evangelisten in dem Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes gegen Herrn Doktor Bahrdt und seine Frau. Mit diesen verglichen, fehlt es ihr an nichts weniger, als an allen. Da ist kein Buchstaben Französisch, ohne welches es doch nun einmal unmöglich ist, ein Kind zum Menschen zu machen! Da ist kein Funken von Artigkeit und Politesse! Keine Theorie der Erziehung und eben so wenig Lektür in Kinderbüchern! Was will bey so bestallten Sachen aus dem Kindlein werden? — Es wird sich bald zeigen, und die Herren und Damen, die ihre zärtlichen Ehepflänzchen der Wartung und Pflege eines theuer verschriebenen, oui und non sagenden Thieres anvertraut haben, sollen Gelegenheit vollauf finden, den erstaunlichen Unterschied zwischen ihren allerliebsten Püppchen und unserm Wilhelm wahrzunehmen.

Zehntes Kapitel.

Wilhelm war bey dem Tode seiner Mutter grade anderthalb Jahr. Da er schon in den Windeln für ein schönes Kind galt, kan man sich leicht vorstellen, daß sich seine Schönheit itzt noch ungleich mehr entwickelte. Doch diese Schönheit war bloß ein Wiederschein von seiner überaus glücklichen Anlage, des Geistes sowohl als des Körpers! Wie konnt es auch anders seyn? Von einem kraftvollen, durch keine Wollüste entnervten Vater gezeugt, und von einer Mutter gebohren, die in ihrem zweyten Ehestande ganz von neuem zu leben anfieng und die ganze Zeit ihrer Schwangerschaft in Vergnügen und Fröhlichkeit zubrachte, von solchen Eltern muste nothwendig ein gesundes, starkes, munteres und fröhliches Kind zur Welt kommen. Da Wilhelm nun auch ein ganzes Jahr die Brust seiner Mutter genoß, da sie und Susanne mit unermüdeter Sorgfalt sein pflegten und warteten, jedes seiner kleinen Bedürfnisse auf den Wink erfüllten und alles von ihm entfernten, was ihm hätte schädlich seyn können, so entgieng er diesen ganzen kritischen Zeitraum hindurch alle den Krankheiten und Plagen, denen die meisten Kinder ausgesetzt sind und die immer ein Drittheil von ihnen dem Grabe op-

fern. Im folgenden halben Jahre, da er zu sprechen und zu laufen anfieng, ward er vollends, durch seine schnakischen Einfälle und überaus drolligen Verbindungen der Ideen, der Abgott seiner Mutter; Und diese, wie ich bereits angeführt, fieng an, aus einer übelverstandenen Zärtlichkeit ihn zu verderben. Mit ihrem Tode aber hörte dis Knall und Fall auf, und Mutter Susanne, die schon immer den Kopf dazu geschüttelt hatte, zog ihn itzt völlig nach ihrem Schlage. Alles Zuckerwerk, Gebackene, Kaffee ꝛc fiel mit einemmale weg; Dagegen bekam Wilhelm gemeine Kost, grobes Brod, viel Milch, Bier, alle Arten von Zugemüse, Obst, und das nicht ängstlich zugemessen, sondern in reichlichen Portionen. Tüchtige Bewegung mit Laufen und Springen und Reiten auf dem Steckenpferde, und dabey viel frische Luft, wie denn Wilhelm noch vor seinem dritten Jahre sich manchmal mit Mutter Susannen ein wenig schneeballte, dis beides verhütete nicht nur alle Krankheiten des Magens, sondern gab überhaupt dem Blute und allen Säften des Körpers den gehörigen Umlauf.

Nachdem nun Wilhelm allmählig so weit gekommen war, daß er eine Menge Dinge, die in seinem kleinen Horizonte lagen, kannte

und ihren Namen meist richtig aussprechen konnte, fieng Mutter Susanne an, ihm stärkere Speise vorzusetzen. Sie erzählte ihm also die biblische Geschichte von Anfang an, ohne Hülfe eines alten oder neuen Hübners, unmittelbar aus der Quelle. Mit innigem Entzücken hörte Wilhelm von Adam und Eva, und vom lieben Gott, und von dem schönen Paradiese, und von den vielen Bäumen im Paradiese. Die Holzstiche in Susannens Bibel, so elend sie waren, thaten dennoch ihre guten Dienste, und was der Knabe noch nicht im Orginale gesehen hatte, erblickte er hier wenigstens in einer etwanigen Kopie. Die unzählichen Fragen, die er dabey that, beantwortete Susanne nicht nur mit überschwenglicher Geduld, sondern auch wirklich den kindischen Begriffen angemessen und passend. Ihr gesunder Verstand lehrte sie überdem dasjenige auswählen, was ihm itzt interessant seyn konnte; Das übrige versparte sie auf die Zukunft. Auf diese Weise wurden Wilhelms Begriffe nicht nur täglich vermehrt und berichtiget, sondern auch in seinem Herzen keimte der erste Same der Gottesfurcht und Tugend. Wo es nur irgend möglich war, lenkte Susanne das Gespräch so herum, daß

Wilhelm sich selbst eine gute Lehre daraus zog, eines zu thun und das andre zu lassen.

Doch alle Worte sind nicht hinreichend, von Susannens Lehr- und Erzählungsart eine anschauende Vorstellung zu geben! Also eine kleine Probe davon; Bloß für die wenigen meiner Leser und Leserinnen, die das seltne Talent besitzen, werden zu können, wie die Kinder! Wem aber die Scene im Götz von Berlichingen zwischen dem kleinen Karl und seiner Tante Marka, oder Aßmus Lied auf den ersten Zahn seines Kindes, oder die Muttertändeley von Madam Bürger im Almanach 1780 nicht Herz und Sinn entzückt und erfreut, der lasse ja, um seinet und meinetwillen, das folgende ungelesen!

Sus. Da, Wilhelmchen, wieder ein schönes Bild! Guck einmal, was ist das?

Wilh. O das sind Hunde, die machen immer hauhau, hauhau!

Sus. Ja, Kind, sie sehen bald so aus! Aber es sind keine Hunde! Es sind Löwen! Sieh nur einmal, was sie hier für grosse lange Haare haben!

Wilh. Ach rechte grosse Haare! Beissen auch wohl?

LB Coburg

Suſ. Ja freylich, beiſſen noch mehr wie die Hunde, reiſſen gleich den Kopf ab!

Wilh. (ſich ängſtlich umſehend) O weh, o weh! Wird doch keiner kommen?

Suſ. Nein, nein, ſey du nur ganz ruhig! Und wenn auch einer käme, ſoll uns doch nichts thun! Guck, ſitzt da nicht ein Mann bey den Löwen?

Wilh. Ja, ja, da is ein Mann, ſieht aus wie Papa.

Suſ. Haben denn wohl die Löwen dem Manne den Kopf abgeriſſen?

Wilh. Nein, haben nich abgeriſſen, da is ja der Kopf!

Suſ. Aber wie iſt denn das wohl gekommen, daß die Löwen dem Manne nichts gethan haben? Rath einmal!

Wilh. J der Mann hat ihnen was zu eſſen geben!

Suſ. Nein, Kind! Er hat ihnen nichts gegeben, der arme Mann hat ſelber nichts gehabt! Aber ich will dir ſagen, wie es gekommen iſt. Siehſt du, der Mann heiſt Daniel, und iſt ein ſehr frommer, frommer Mann geweſen, und hat den lieben Gott recht ſehr lieb gehabt, und der liebe Gott hat ihn auch lieb gehabt. Aber die andern Menſchen in der Stadt,

das sind gottlose Leute gewesen, die haben ihn verklagt beym Könige —

Wilh. Wer ist denn der König? Ist das auch ein Löwe?

Suf. O behüte, ein König, das ist ein grosser, grosser Herr, der führt einen schönen Wagen mit eins, zwey, drey, — acht Hottopferden, und wann er kommt, dann müssen alle Leute den Hut abnehmen. Und dann hernach sitzt er auf einem schönen Stuhle und hat eine goldne Krone auf dem Kopfe.

Wilh. Ey, ey, is wohl recht schön!

Suf. Ja freylich! Nun siehst du, solch ein grosser Herr ist der König auch gewesen, und da sind die gottlosen Leute aus der Stadt zu ihm gekommen, und haben den frommen Mann bey ihm verklagt, und da ist der König böse worden und hat den frommen Mann lassen in Keller werfen, wo die Löwen sind, daß sie ihm haben sollen den Kopf abreissen.

Wilh. (schauerlich) Hu! Hat wohl recht weh gethan!

Suf. Nein, nein, Kind! Sie haben ihm den Kopf nicht abgerissen: Und weist Du wohl, wer das gemacht hat? (Sie zeigt nach dem Himmel) Wer wohnt denn wohl da droben?

Wilh. Der liebe Herr Gott!

Suf. Der hats gemacht, liebes Wilhelmchen! Der hat gesagt zu den Löwen: Laßt mir den Mann zufrieden, thut ihm nichts, denn das ist ein frommer Mann! Und da sind die Löwen gleich auf ihn zugekommen und haben ihm die Hand geleckt und haben mit ihm freundlich gethan und gespielt. Aber, liebes Kind, wenn es nun wäre ein gottloser Mann gewesen, würde der liebe Gott wohl auch zu den Löwen so gesagt haben?

Wilh. Nein, der liebe Gott ist den gottlosen Leuten gar nicht gut.

Suf. Drum, mein liebstes Kind, sey ja hübsch fromm, und habe den lieben Gott lieb, so lange du lebst: Dann wird dir auch der liebe Gott helfen und wird dich in seinen Schutz nehmen, wie diesen frommen Mann hier ꝛc.

In diesem Geschmacke unterhielt und unterrichtete Susanne den kleinen Wilhelm einen Tag und alle Tage, und so wenig seine Lehrbegierde nachließ, so wenig gebrach es auch ihr jemals an Stoff, ohne daß sie zu Gespenster- und Hexengeschichten ihre Zuflucht zu nehmen brauchte, die ohnehin ihr edlerer Geschmack verschmähte. Mitunter lehrte sie ihn dann auch die grosse Kunst Taauts, das liebe ABC, inklusive Buchstabiren und Lesen. Damals

hatte man noch kein andres, als das berühmte Nürnberger, mit den weltbekannten Denkreimlein: Der Affe gar poßirlich ist ꝛc. Wie grausam ist der wilde Bär ꝛc. Gleichwohl, so unglaublich es unsern neuern philosophischen A B C schreibern seyn mag, lernte Wilhelm darnach in sehr kurzer Zeit buchstabiren und lesen, ohne allen Zwang und Schläge, und ohne daß sein Verstand im mindesten verschoben ward, wie er es doch laut der tiefgedachten Vorrede von Campe zu seinem A B C hätte seyn müssen. Auf das Lesen folgte sehr bald das Schreiben, welches ebenfalls ohne alle Theorie der Grundstriche glücklich von Statten gieng. Die Mahlerey aber trieb Wilhelm ganz allein für sich, ohne alle Anweisung. Alle Tische, Stühle, Wände, Thüren waren voll von seinen Zeichnungen, und was er nur irgend in der Natur oder in der Kopie sah, versuchte er nach seiner Art mit der Feder oder mit Bleystift oder Kreide nachzumachen. Unter diesen und ähnlichen kleinen Beschäftigungen, worunter auch der Ball war, erreichte er bereits seinen fünften Geburtstag und war unter Susannens Händen ein so frommer, sanfter, immer fröhlicher, nie müssiger und auf den Wink folgsamer Knabe geworden, daß alle Welt an ihm die innigste

Freude und Wohlgefallen hatte. Mittlerweile aber schwankte die gute Mutter Susanne immer mehr und mehr unter der Last ihres Alters und ihres ehemals ausgestandenen Kummers, und so heiter und stark auch noch ihre Seele war, so matt und hingewelkt und reif zum Tode war ihr Körper. Oft unterhielt sie sich mit Wilhelm von ihrem nahen Scheiden, führte ihn auf den Kirchhof zu dem Grabe seiner Mutter, sagte ihm, daß sie hier auch ruhen wollte, dicht neben ihr, und daß er dann nach ihrem Tode sich recht oft zwischen die Gräber seiner beyden Mütter setzen und an die guten Lehren gedenken möchte, die sie ihm gegeben hätte. Uebrigens war sie wegen Wilhelms Schicksale, obgleich die Aussichten dazu nicht sehr reizend waren, keinesweges besorgt, sondern stellte es nach ihrer christlichen Denkungsart völlig dem Regierer aller Dinge anheim; wie sie denn auch der festen Ueberzeugung lebte, daß die Eindrücke der Gottesfurcht und Frömmigkeit, die sie in seinem zarten Herzen rege gemacht, nie ganz darinn auslöschen könnten. In dieser glücklichen Gemüthsverfassung überraschte sie einst der Todesengel sehr schnell, so wie sie sichs immer als Gnade von Gott erbeten hatte! Sie schlief gewöhnlich mit Wilhelm

auf einer Kammer, und dieser, sobald er aufwachte, kroch einen Morgen und alle Morgen in ihr Bette, und wenn das Morgengebet verrichtet war, ward erst noch ein Weilchen geplaudert, dann angezogen, dann gefrühstückt. An einem Freytage kam Wilhelm wie sonst herangekrochen, und da Mutter Susanne sich weder rührte noch regte, bildete er sich ein, sie schliefe noch oder stellte sich bloß so. Er zupfte sie also frisch bey der Nase, rief ihr, versuchte ihr die Augen aufzumachen: Aber alles vergebens! Endlich ward der arme Schelm bange, besonders da er merkte, daß Mutter Susanne keinen Othem mehr holte: Er erhob ein heftiges Zetergeschrey, welches den noch fest schnarchenden Blumenthal aus dem Bette aufschreckte und im blossen Hemde herbeyzog. Dieser sah sehr bald, daß Mutter Susanne vom Schlage gerührt war und daß sie auf dieser Welt wohl nie wieder erwachen würde. War sein Schreck hierüber groß, so war Wilhelms Betrübniß noch grösser, als er itzt vernahm, daß sie todt sey. Ach, meine Susanne, meine Susanne, rief er unter heftigem Weinen und Schluchzen: Ich bitte dich gar zu sehr, sey doch nicht todt! Unterdeß zog sich der Vater geschwind an und trug seinen Kleinen von der Kammer

herunter, und um ihn ein wenig zu zerstreuen, schickte er ihn zu einem Nachbar. Drauf machte er Anstalt zum Leichenbegängnisse und zur Versiegelung. Die Gerichte erschienen und fanden gleich beym ersten Nachsuchen in einer Lade ein Testament der Verstorbenen. Niemand hatte davon ein einziges Wort gewust, oder vielmehr diejenigen, die es als Zeugen wusten, hatten auf Susannens Verlangen die strengste Verschwiegenheit beobachtet. Der Inhalt lief kürzlich darauf hinaus: „Da sie gar keine nahe Anverwandten hinterlasse, so setze sie hiermit, was ihr auf Erden am liebsten sey, zum Erben ein, namentlich die Kirche, und ihren Wilhelm. Beyde sollten zu gleichen Theilen gehen, und wenn Wilhelm unmündig stürbe, seine Hälfte an die Kirche zurückfallen. Dagegen sollte Wilhelm auch ihr zu Ehren und Liebe die Trauer anlegen, und zu ihrem ewigen Andenken das Goldstück (in der Lade da und da) stets bey sich tragen, und nie ohne die allerhöchste Noth ausgeben.„ Das übrige betraf die Einrichtung ihres Leichenbegängnisses; den Ort, wo sie begraben seyn wollte, und der war wie schon gesagt, neben der verstorbenen Blumenthalin; die Lieder, die dabey gesungen werden sollten ꝛc.

Uebrigens war alles auf das simpelste und modesteste angegeben.

Daß dieses Testament nicht nur dem Herzen der Verstorbenen grosse Ehre brachte, sondern auch in allen Punkten und Klauseln aufs genaueste vollzogen ward, bedarf kaum einer Erinnerung. Wilhelm ward von Kopf bis auf die Füsse schwarz gekleidet, und trug irgend etwas dazu bey, ihn seinen Schmerz vergessen zu machen, so war es diese neue Tracht. Auch das geerbte Goldstück, ein doppelter Louisdor, wirkte dazu nicht wenig, und ob es ihn gleich sein Vater noch nicht bey sich tragen ließ, aus Furcht, er möchte es verliehren, so ließ er sichs doch den Tag über wohl zwanzigmal geben, und in den Monologen, die er bey und mit diesem Erbstücke hielt, war der Name Susanne gewiß immer das zehnte Wort. Doch die grosse Revolution, die itzt mit unserm Wilhelm vorgieng und die in seinem Leben eben so wichtige Epoche macht, wie Kolumbus Entdeckung in der Weltgeschichte, verlangt eine eigne Abhandlung: Hier ist sie!

Eilftes Kapitel.

Bisher hatte sich Blumenthal noch gar nicht mit eigentlicher Erziehung seines Kindes bemengt. Seine Liebe zur Flasche ließ ihm dazu keine Zeit und seine Liebe zur Bequemlichkeit benahm ihm die Lust. Ueberdem sah er seinen Wilhelm ohne sein Zuthun in so guten Händen, als er sich nur irgend wünschen konnte, und so schränkte sich seine ganze Arbeit darauf ein, daß er sich beym Abendpfeifchen von Wilhelm vorzeigen und vorerzählen ließ, was er den Tag über von Susannen gutes und schönes gelernt hatte. Einen einzigen Fehler hatte er an Susannens Bildung auszusetzen. Sie erzog ihm seinen Jungen viel zu weichlich und weibisch; (viel zu empfindsam wäre der rechte Ausdruck gewesen, wenn dieses Wort damals schon gäng und gebe gewesen wäre: Denn körperlich, weichlich erzog Susanne ihren Eleven keinesweges) Ein Junge muste, seiner Theorie nach, nothdürftig wild seyn, über Stock und Block springen, sich vor dem Gott sey bey uns! und vor seiner Großmutter nicht fürchten, und jeden, der ihm was zu leide thäte, frisch hinter die Ohren schlagen: Ohne das, meynte er, wäre ein Junge gar nichts und höchstens zu ei-

nem Schneider gut genug! Ueber diesen vermeyntlichen Fehler ermangelte er denn auch nicht, Susannen manchmal den Leviten zu lesen: Diese aber fertigte ihn so gründlich aus Schrift und Vernunft ab, daß ihm nichts übrig blieb, als steif auf seinem Sinne zu beharren und sich dahin zu erklären, voritzt möchte es denn noch so hingehen, weil der Bube noch zu klein wäre, aber mit dem sechsten Jahre müste schlechterdings andre Wirthschaft werden! Dieses sechste Jahr war itzt vor der Thür, als Susanne starb, und Blumenthal muste sich nun nolens volens bequemen, ernsthaft bey sich zu überlegen, was mit Wilhelm werden sollte. Eine zweite Susanne für ihn zu finden, war umsonst und vergebens! An eine zweyte Frau ward noch weniger gedacht! Einen Informator zu halten, dazu reichten allenfalls wohl Blumenthals itzige Einkünfte, aber nicht seine Ausgaben! Es blieb folglich nichts übrig, als die öffentliche Schule, und gegen diese hatte Blumenthal sehr viel einzuwenden! Eben das, was für andre Eltern eine grosse Freude und Vergnügen war, war für ihn ein Aergerniß und ein Stein des Anstossens. Der Auditor, in dessen Klasse Wilhelm nach Maaßgabe seiner kleinen Kenntnisse nothwendig kommen muste,

war ein guter, sanfter, stiller Mann, der unter seinen Knaben die genaueste Zucht und Ordnung hielt. Er bestrafte jeden kleinen jugendlichen Muthwillen, er mochte in oder ausser der Schule vorfallen. Alles Necken, Schimpfen, Zanken, Schlagen, Plaudern ꝛc. war aufs schärfste untersagt, und welcher Knabe sich der eingeführten Ordnung nicht fugen wollte, den wies er ohne Umstände ganz aus seiner Klasse. Hier befürchtete nun Blumenthal aufs äusserste, wenn sein Wilhelm erst unter die Zucht dieses Mannes käme, so würde vollends in alle Ewigkeit kein rechter Junge aus ihm, da ihn Susanne ohnehin schon verzärtelt hätte! Diese Besorgniß gieng ihm nicht wenig im Kopfe herum: Allein da nun einmal keine andre Ausflucht war, und Wilhelm auch selbst Lust bezeigte, in die Schule zu gehen, so ließ er es sich denn gefallen; behielt sich aber steif und fest vor, das Mangelhafte in Wilhelms Erziehung selbst zu verbessern und den Geist eines ächten Jungen in ihm anzublasen und in Flammen zu setzen.

Von der Zeit an ward unser Wilhelm von zwey entgegengesetzten Kräften in Bewegung gesetzt. Der Auditor fand an ihm einen Kna-

ben, wie er ihn nur irgend wünschte und gewann gegen ihn die zärtlichste Zuneigung von der Welt. Wilhelm seiner Seits war entzückt, sich unter einen ganzen Haufen von Wesen seines gleichen versetzt zu sehen und es entwickelten sich itzt in seiner Seele zwey neue Leidenschaften, die vorher noch nicht hatten wirken können. Da er nothwendig merken muste, daß ein Knabe seine Lection immer besser oder schlechter wuste, wie der andre, und daß sowohl die Rangordnung als die Liebe des Auditors von diesem Besser; oder Schlechterwissen abhieng, so flammte itzt zum erstenmale in ihm der Geist der Nacheiferung auf, und er nahm sich vor, aus Leibeskräften zu lernen, damit er bald von der untersten Bank heraufkäme. Zugleich aber fühlte er itzt auch die erste Empfindung der Freundschaft gegen einen seiner Schulkameraden, eines Kaufmanns Sohn, Christian Rose, hier aber Rosens Christel genannt, so wie er selbst allgemein Kantors Wilhelm geheissen wurde. Was Wieland einmal im Idris so schön sagt:

Das Liebesbündniß schöner Seelen
Knüpft oft der erste Augenblick:
Wenn andre, eh sie Freunde wählen,
Was sich dabey gewinnt, erst emsig überzählen,

Vermählet jene schon ein Wort, ein
stiller Blick:
Gleich Spiegeln stralet eins des andern
Bild zurück;
Sie wählen nicht, sie fühlen sich getrieben,
Und lieben ihren Freund, wie sie sich sel-
ber lieben,

das ist so sehr in der Natur, daß es hier sogar bey diesen beyden Kindern eintraf. In dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft wurden sie Freunde, und in etlichen Tagen waren sie schon unzertrennlich, gaben einander wechselsweise das Geleite, wenn sie aus der Schule giengen, theilten ihr Frühstück oder was sie hatten mit einander und nach einiger Zeit schrieben sie sich sogar Billets doux. Doch von dieser Freundschaft, die noch in spätern Jahren bestand, weiterhin! Itzt nur so viel, daß Wilhelm zu den Füssen des Herrn Auditors in die Geheimnisse des seligen Herrn Joachim Lange eingeweiht ward und zur grossen Zufriedenheit seines Lehrers mit Mensa, Liber, Pater, Fructus, Species sehr schnelle uud muntre Schritte that. Auch lernte er nun rechnen und fand an der Verbindung den Zahlen ungleich mehr Vergnügen, als an der Verbindung der Adjektive und Substantive. Kurz, Blumenthal bekam eine Woche und alle Wochen von seinem Herrn Kol-

legen keine andre Nachricht, als daß sein Sohn sowohl in litteris als in moribus tagtäglich zunehme: Anstatt aber, daß er dafür auf die Knie fallen und dem Himmel hätte danken sollen, ärgerte er sich darüber, daß er schier mit dem Kopfe gegen die Wand hätte rennen mögen! „Da wird ewig kein Junge draus, rief er halb in Verzweifelung: Der Auditor zieht lauter solche Schlafmützen, wie er selber ist! Wenn ich nur noch eine einzige Klage hörte, daß er einmal einen dummen Streich gemacht hätte, hätte sich mit einem gerauft oder gezankt oder dem Auditor selber einen Schabernack angethan, so wärs doch was und ich könnte denken, nun das ist ein Jungenstreich! Aber nein, nicht das geringste! Ich sehe wohl, ich muß die Sache mit Ernst traktiren, sonst wirds zu spät.„

Das that er denn auch wirklich; Und so wie in vornehmen Häusern Vater und Mutter und Tante und Gouvernante, oft wohl gar Lakey und Magd den Kindern unablässig in die Ohren schreyen: Artig! Artig! Pfui, das ist unartig! Schön, das war einmal recht artig! Ey, wer wollte so unartig seyn? So predigte hingegen Blumenthal seinem Wilhelm in einem ganz entgegengesetzten Tone: Mun-

ter! Kourage! Lustig! Ein Junge muß Feuer im Leibe haben! Pots hundert, pots tausend, weil ich in deinen Jahren war, da schlug ich um mich herum wie ein junges Füllen! Du must nicht immer über den Büchern liegen! Komm, sollst mit mir spazieren gehen, ich will dich einmal in die Schule nehmen!

In dieser Schule wurden denn, wie man leicht denken kan, Lektionen getrieben, die von den Lektionen des Auditors himmelweit verschieden waren. Blumenthal lehrte seinen Wilhelm mit Steinen werfen, auf Bäume klettern, über Gräben springen, nahm ihn mit auf die Jagd und ließ ihn Pistolen und Flinten losdrücken, setzte ihn aufs Pferd und ritt mit ihm und so mehr dergleichen. So sehr sich nun auch unser Kleiner anfangs vor einigen dieser männlichen Uebungen, besonders vor dem Schiessen scheute, so geschwind erholte er sich doch hinterher, wenn er sah, daß alles ohne Gefahr ablief; Das zweytemal wiederholte er das nehmliche schon mit wenigerm Herzklopfen, und das zehntemel schoß er schon, ohne eine Miene zu verzucken. Daß Wilhelm dadurch auf eine nothwendige und völlig unwillkührliche Art an Geist und Sitten umgeschmolzen ward, fühlt

jeder, der da weiß, daß die Seele eines Kindes in diesem Alter Wachs ist! Das sanfte Kolorit, Susannens mühsames Werk, verschwand! Aus einem zahmen Lämmchen ward itzt ein kleines dreistes, wildes, muthwilliges Böckchen! Und so wie der Auditor vor Jammer und Betrübniß schier alle Hände über dem Kopfe zusammen schlug, als er diese Veränderung an Wilhelm wahrnahm; als er sah, daß ihm das Stillsitzen und Lernen nicht mehr so schmecken wollte, wie sonst, und ihm dagegen das Herumschwärmen im Freyen mehr behagte: So war Blumenthal hingegen vor Freuden auffer sich, daß Wilhelm, seiner Idee nach, so gut einschlug und einmal in der Zukunft, wie er sich ausdrückte, einen rechten Kerl versprach. Er ermunterte ihn so gar durch Prämien zur Erfindung neuer toller Streiche, und an seinem guten Willen lag es gewiß nicht, daß das Unkraut der Bosheit nicht in seinem kleinen Herzen Wurzel schlug. Aber dazu hafteten Susannens gute Lehren und Ermahnungen zu tief, und Wilhelm ließ sich schlechterdings zu nichts bringen, was nur auf die entfernteste Art einer Beleidigung oder Läsion ähnlich war! Sein Vater erzählte ihm z. E. mit innigem Wohlgefallen, daß er einmal in seiner

Jugend des Abends an die Klingel in der Apotheke einen Knochen gebunden hätte; So wie nun ein Hund vorbeygegangen wäre, hätte er es gerochen, wäre nach dem Knochen in die Höhe gesprungen und hätte geklingelt; Auf diese Weise hätten die Leute in der Apotheke alle Augenblicke nach der Thür laufen müssen und es wäre immer niemand da gewesen. Blumenthal, der sich auf diesen Streich was rechtes einbildete, machte sich nun Hofnung, Wilhelm sollte sich daran ein Beyspiel nehmen, und ähnliche Stückchen aushecken: Aber dieser sagte ihm ganz naiv ins Gesicht: Nein, Papa, das war nicht recht! Worauf ihn Blumenthal halbzornig anfuhr: Du bist eine Schlafmütze! und damit abbrach. Eben so wenig hätte Wilhelm je einen Wurf mit einem Steine gethan, der offenbaren Schaden oder Unheil hätte anrichten können; Er warf weder unter die Vögel, noch unter das Obst, sondern allemal nach einem selbstgemachten Ziele, und hier zeigten sich bereits Funken eines künftigen Mannes, denn er ließ schlechterdings nicht nach, und wenn er einen ganzen Nachmittag werfen sollte, bis er das Ziel traf. In allen andern unschuldigen Foderungen aber fand Blumenthal an ihm einen höchst gehorsamen und flinken Knaben.

Er mochte ihm Aufträge geben, an wen und was für welche er wollte, allemal richtete er sie auf das beste und geschwindeste aus. Selbst des Nachts ließ ihm der Vater keine Ruhe, um ihn zum Jungen zu bilden; Er schickte ihn ganz allein in den Keller, in die Klasse, und sogar auf den Kirchhof, und Wilhelm gieng, ohne sich im geringsten zu fürchten. Wenn er aber sich selbst ganz allein überlassen war, (und das war er sehr oft) dann wuste er sich auf tausenderley Art zu beschäftigen. Im Garten grub und säete und pflanzte und begoß und jätete er; Im Walde gesellte er sich zu den Holzschlägern oder Jägern oder half armen Leuten Holz lesen oder Kindern Beeren pflücken; Auf dem Felde war er bey den Hirten oder lief hinter einem Säemanne oder Pflüger her und ließ sich von ihm sagen, was er machte und warum er es so und nicht anders machte. Im Winter, statt den warmen Ofen zu suchen, hielt er sich ebenfalls die mehrste Zeit im Freyen auf. Dann legte er zuerst Schlittschuhe an, fuhr von gähen Anhöhen auf einem Brete pfeilschnell in die Tiefe herab, schlitterte auf dem Eise, und so wie er sich von selbst auf die Mahlerey gelegt hatte, fiel er jetzt auch auf die Bildhauerey. Er machte Häuser, Kir-

chen, Brücken, Thore und so auch Menschen, seinen Vater, den Auditor, Rosens Christel, die selige Susanne, alles aus Schnee, und obgleich diese Schneefiguren nicht so vollkommen waren, wie diejenigen seyn mochten, die ehemals Rubens Schüler in Antwerpen zu ihrer Ergötzlichkeit im Winter formten, so brauchts man doch auch nicht drüber zu schreiben: Das ist ein Mensch, ein Hund, ein Haus ꝛc. wie vor alten Zeiten in Aegypten.

Auf diesen Fuß lebte Wilhelm bis in sein neuntes Jahr, ohne daß weiter eine Veränderung mit ihm vorgefallen wäre, die einen merklichen Einfluß auf ihn gehabt hätte. Die Summe seiner Schulkenntnisse vermehrte sich unter der Zeit so weit, daß er mit Langens Kolloquiis ziemlich fertig werden konnte, daß er eine leserliche, und wenn nicht schöne, desto geschwindere Hand schrieb, und daß er im Rechnen gradehin der Beste war. In Kenntnissen ausser der Schule aber war er, wie ich gezeigt habe, desto stärker, und ob er gleich für sich kein Buch las, ausser was er ex officio lesen muste, so studirte er dagegen desto fleissiger in dem grossen Buche der Natur, theoretisch und praktisch! Itzt aber trug sich von neuem eine Begebenheit zu, die, ob sie zwar an und für

sich selbst tragisch ist, dennoch wegen der damit verknüpften Umstände vermuthlich mehr auf das Zwerchfell meiner Leser, als auf ihre Thränendrüsen wirken wird.

Zwölftes Kapitel.

Minna von Barnhelm sagt einmal: Man spricht wenig von den Tugenden, die man hat, aber desto mehr von denen, die man nicht hat! Und der närrische Lauteniſt Rehhaar im Hofmeister setzt es als ein unumstößliches Postulatum fest: Ein Musikus muß keine Kourage haben; Ein Musikus, der Kourage hat, ist ein Hundsfott! Beyde Ausſprüche, so wenig sie mit einander gemein haben, treffen hier in einer und derselben Person auf das genaueste zu. Ich habe meinen Lesern im vorigen Kapitel eine Stelle aus den Blumenthalischen Vorlesungen über Kourage, Dreistigkeit, Keckheit mitgetheilt, die er mit vielem Nachdrucke der Stimme und der Gesten an Wilhelm hielt. Wer wird nun nicht anders glauben, als daß er diese männlichen Tugenden darum so dringend empfahl, weil er sie selbst in einem hohen Grade besaß! Noch mehr muste man in diesem Gedanken bestärkt werden, wenn man ihn bey einem Trinkgelage mit dem leeren

Glase in der Hand, wie mit einem blanken Säbel fechten sah! Seine schiefe Perücke, sein kräftiger Baß, und seine donnernden Schläge auf den Tisch mit geballter Faust liessen es einen nothwendig als eine besondere Schickung des Himmels erkennen, daß er Kantor und nicht Korporal geworden war, weil er sonst gar zu grosses Blutvergiessen und Morden in Feindes Land und Armee angerichtet haben würde! Und doch, als sich itzt eine Gelegenheit zeigte, wo wahrer männlicher Muth nöthig war, fiel unserm Helden das Herz an denjenigen Ort, wohin es bey feigen Memmen immer seinen Weg zu nehmen pflegt, und anstatt daß man bey gegenwärtigen Umständen von Blumenthaln die Rettung der Stadt, oder wenigstens einen rühmlichen Tod, nachdem er sein Leben theuer verkauft, hätte erwarten sollen, starb er eines solchen Todes, dem das Sprüchwort eine gar eigne und seltsame Trauermusik zuerkannt hat. *)

Im Jahre 1756 brach, wie jeder weis, der dritte schlesische Krieg aus. 57 traten die

*) Das Sprüchwort sagt — was ich vor einem ehrsamen Publiko nicht klar und deutlich nachsagen darf: **Wer vom Drohen stirbt, wird mit Eselsf — begraben!**

Russen im Königreich Preussen auf und 58 hausten sie auf deutschem Grund und Boden. Welch ein furchtbares, gräßliches Gemählde liesse sich hier entwerfen von alle den entsetzlichen Greueln und Unmenschlichkeiten, die sie in der Mark und in Schlesien verübt! Doch der Preußische Grenadier hat dis Gemählde bereits entworfen und mit den stärksten Farben das Volk geschildert,

Das noch zu Menschen nicht geworden ist,
— — — — Daher gezogen kam
Heißhungriger als ein Heuschreckenheer,
Mit trägem, aber giftgem Schneckengang
In sein, o Gott! von dir gesegnet Land,
Um eine lebenlose Wüstenei
Ein Land des Fluches, eine Steppe, gleich
Den Steppen seiner Kaiserin daraus
Zu machen. Langsam zog es so daher,
Wie durch fruchtbares Feld in Afrika
Giftvoller grosser Schlangen Heere ziehn;
Da steht auf beyden Seiten ihres Zugs
Erstorbnes Gras, da steht, so weit umher
Als ihre Bäuche kriechen, alles todt.
Von Memel bis Küstrin stand Friedrichs Land
So da, verwüstet, öde, traurig, todt.

Und von den Kallmucken und Kosacken insbesondere singt er:

Quaalvolles langes Leben sey
Das Loos der Häupter über sie, die sie

Wie Tiegerthier auf Menschen hetzten, Furcht
Voraus zu senden über Stadt und Land
Wohin der Krieger seine Waffen trug!

Eine solche Heerde Tiegerthiere, an der Zahl 100 und drüber kam denn auch im folgenden Jahre in unser Städtlein und drohte alles zu hängen, zu spießen und anzuzünden, wenn nicht in wenig Stunden eine ganz enorme und schlechterdings unerschwingliche Brandschatzung herbeygetrieben würde. Der Ueberfall geschah zu schnell, als daß die Einwohner auf Flucht hätten denken können und so gerieth auch Blumenthal, als er eben aus der Kirche nach Hause gieng, einem alten bärtigen Kosacken — nicht in die Hände, sondern nur in die Augen. Auch unter den rohsten Barbaren finden sich immer einzelne gute Seelen, und ein Kosack selbst hat einmal den Charakter seiner Landsleute in folgender Parabel ausgedrückt: „Eine Mutter hat sieben Söhne! Vier sind gut, drey sind böse, so ist es auch mit uns!„ Grade der, mit verhängtem Zügel auf Blumenthaln losjagte, hatte nichts weniger im Sinne, als seinem armen Leben ein Ende zu machen; Nicht einmal plündern wollte er! Blumenthal aber, dem die Furcht schon Sinnen und Verstand geraubt hatte, rannte vor toll und blind die Trep-

pe herauf, in die Kammer, unter das Bette; und als er den Kosacken unten vor seiner Thür lärmen und toben hörte, hielt er sich auch da nicht für sicher genug, sondern sprang auf den Holzboden, schloß hinter sich zu, und indem ihm die Verzweifelung Kräfte gab, wälzte er im Augenblick einen solchen Berg Holz vor die Thür, daß schwerlich ein Sechspfünder würde haben durchdringen können. Unterdeß war der Kosack, den es wütend machte, daß sich auf alle sein Rufen und Schreyen keine lebendige Seele sehen ließ, da er doch Blumenthaln mit seinen Augen hatte ins Haus gehen sehen, abgestiegen. Mit blossem Säbel in der Hand durchsuchte er alle Stuben, gieng die Treppe herauf in die Kammern und kam auch an die Holzbodenthüre. Da er diese allein verschlossen fand, vermuthete er sehr richtig, hier müsse der Fuchs sein Loch haben, und fieng an, ihr mit seinem Säbel kräftig zuzusprechen. Blumenthal, der sich nun doch für verlohren hielt, ergriff in der entsetzlichsten Angst seines Herzens ein neues Rettungsmittel, stieß mit einem Kloben Holz eine Lage Ziegel aus dem Dache und kroch in die gemachte Oefnung, um daheraus zu klettern und sich hinter den Schorstein zu verkriechen. Noch war er nicht mit halbem

Leibe durch, als es ihm dünkte, das Hauen und Stechen an der Thür liesse nach: Und so war es auch wirklich! Der Kosack merkte, daß hinter der Thür irgend eine Art von Bollwerk wäre, und da er sich nicht getrauen konnte, es mit seinem schwachen Säbel zu überwältigen, zog er unverrichteter Sache ab. Ohne Zweifel aber würd er an den untern Stuben und an den Möbeln darinn seine Rache genommen haben, wenn ihm nicht beym Herunterssteigen von der Treppe Wilhelm in den Wurf gekommen wäre. Dieser hatte nun wirklich die Tugend geübt, mit der sein Vater einen so totalen Bankerut gespielt hatte. Auf das erste Geschrey: Die Kosacken kommen! flog er auf die Strasse, ließ sie dicht neben sich vorbey reiten, lief dann hinter ihnen her und würde sich sicherlich selbst unter sie gemischt haben, wenn ihm nicht jemand zum Fenster heraus zugerufen hätte, die Kosacken plünderten bey seinem Vater! Den Augenblick jagte er nach Hause, und trat eben zur Thür herein, als der alte Kosack die Treppe herabkam. Mit einer jammernden, flehenden Miene, die selbst einem Barbaren verständlich seyn muste, faßte ihn Wilhelm bey der Hand und drückte sie an sein Herz, gleich als wollte er sagen: Sey

barmherzig! Nimm was du willst, nur schone unser Leben! Der Kosack verstand halb und halb, was Wilhelm sagen wollte, und fieng in seiner Sprache einen langen unverständlichen Schnickschnack an, begleitet mit vielen heftigen Gestikulationen, wobey er eine leere Schnupftabakdose aus dem Busen zog und immer nach der Thür und nach dem Boden wies. Nunmehr lag es am Tage, daß der Kosack ursprünglich von Blumenthaln nichts weiter hatte haben wollen, als eine Dose voll Schnupftabak, dem diese Nation bekanntlich auf deutschem Boden vielen Geschmack abgewonnen hat. Hätte nun Blumenthal Kontenance gehalten und ihm diese gegeben, so war der ganze Handel vorbey! Wilhelm, der davon nichts wuste, daß der Kosack seinen Vater gesehen und daß sich dieser versteckt hatte, konnte unmöglich das Ganze errathen, aber soviel schloß er aus der leeren Dose, daß der Kosack Schnupftabak haben wollte. Er winkte ihm also freundlich zu, nur einen Augenblick zu verziehen, und eh man Amen sagt, brachte er schon aus dem Keller einen ganzen irdenen Topf voll Tabak herbeygeschleppt. Mit einemmale heiterte sich das Gesicht des Kosacken auf, wie der Himmel nach dem Sturm; Er karessirte Wilhelm nach set-

ner Art recht herzlich, nahm den ganzen Tabak mit, vermuthlich um ihn auch seine Brüder geniessen zu lassen, und so setzte er sich wieder zu Pferde und jagte fort: Wilhelm aber hatte nichts angelegentlichers zu thun, als ihm wieder nachzulaufen! Allein so groß der Schreck gewesen war, so kurz war er auch. Eben hatte der Burgemeister mit dem kommandirenden Officiere die Summe der Brandschatzung näher bestimmt und sie von 20000 auf 4000 Rthl. heruntergebettelt, die nun auf das allerschleunigste baar herbeygetrieben werden sollten, als sich unter den Kosacken plötzlich ein allgemeines Geschrey erhob: Prußacki, Prußacki! Im Huy saß alles zu Pferde und fort über alle Berge. Ein Kommando preußischer Husaren von nicht mehr als 20 Mann jagte ihnen auf der Ferse nach und es erhob sich vor dem Thore ein kleines Scharmützel, das aber von keinen weitern Folgen war, ausser daß unser Städtlein für diesmal nicht nur von Plünderung und den damit verknüpften Unmenschlichkeiten, sondern selbst von der Brandschatzung der 4000 Rthl. frey blieb.

Eine allgemeine Frölichkeit bemächtigte sich nun aller Einwohner; Das Weibsvolk, das

am allermeisten, und mit Recht, in Angst gewesen war, fieng schier an vor Freude zu tanzen und springen und so tanzte auch Wilhelm, nachdem nun nichts mehr weiter zu sehen war, lustig und vergnügt nach Hause. Allein hier fand er nichts zu tanzen und zu springen! So viel er auch suchte, so viel er rief, konnte er seinen Vater nicht ausfindig machen. Er nahm also seine Zuflucht zum Auditor und dieser gerieth glücklicherweise von die vor dem alten Kosacken angehauene Holzbodenthür. Nach vielem wiederholten Rufen und Versichern, daß alle Gefahr vorüber sey und daß die Kosacken längst fort wären, meldete sich endlich Blumenthal, hatte aber kaum mehr so viel Kraft den aufgethürmten Holzhaufen wieder wegzuschaffen und die Thür zu eröfnen, und als dies mit Mühe vollbracht war, muste ihn der Auditor unter die Arme fassen, um ihm die Treppe herab zu helfen. Er legte sich sogleich zu Bette und der Fieberschauer ergriff ihn so über alle Maassen heftig, daß man glaubte, er würde die Nacht nicht überleben. Ohne Zweifel aber wäre er noch dem Tode entlaufen, wenn rr nicht selbst alle menschliche Hülfe von sich gestossen hätte: So aber hatte sich der Gedanke einmal seiner Seele bemächtigt, dies sey sein Letztes und er

müsse sterben; Er verlangte also nur nach der Hülfe des geistlichen, nicht des leiblichen Arztes, und da dieser dennoch erschien, war nichts auf der Welt vermögend, ihm zum Einnehmen der Arzneyen zu bewegen. Auf diese Weise fand der Tod sehr leichtes Spiel und in noch nicht 14 Tagen lag Blumenthal, nachdem er sein wildes, schwärmerisches Leben bitterlich beweint und beklagt, als ein Märterer der Feigheit auf der Baare. Wilhelm, der bey dem Tode seiner Mutter noch gar nichts empfunden, und bey Susannens Tode noch in dem glücklichen Alter war, wo die tiefste Traurigkeit einem neuen Steckenpferde oder einer Kindertrommel weichen muß, fühlte itzt vollkommen deutlich, wie groß sein Verlust sey und was das heiße, eine vater- und mutterlose Waise werden! Indeß hatte ihm Susanne viel zu richtige Begriffe von der Religion beygebracht, als daß es ihm nicht auch hätte einfallen sollen, daß Gott ein Gott der Wittwen und Waisen sey und daß es Ihm ein Kleines ist, da Hülfe zu schaffen, wo alle Hülfe verlohren scheint. Dieser Gedanke tröstete ihn bey seinem wirklich tiefen Schmerze: Ein Beweis, wie einfältig und unerfahren er noch war! Denn hätte er bereits die Kenntnisse der heutigen grossen Welt

besessen, so hätte er den Alten immerhin sterben lassen und seinen Trost lediglich in der hinterlassenen Erbschaft gesucht und gefunden.

Dreyzehntes Kapitel.

Wilhelm gerieth nun, der Ordnung unter gesitteten Völkern gemäß, aus väterlicher in vormundschaftliche Gewalt, und der von der Obrigkeit hierzu bestimmte Mann war der Apotheker des Orts, Herr Hennig. In einer Absicht konnte sich Wilhelm keinen bessern Vormund wünschen als ihn; Denn sein Vermögen, das sich, nachdem alles in baares Geld verwandelt war, inklusive des Vermächtnisses von Susannen und exklusive dessen, was sein Vater nach und nach alle gemacht und zum Theil auch schuldig geglieben war, auf drittehalb tausend Rthl. belief, stand unter dieses Herrn Hennigs Verwaltung nicht nur in den sichersten Händen, sondern Herr Hennig hatte auch viel zu viel Ehre im Leibe, eine Waise nur um einem Heller zu beknapsen. Aber auf der andern Seite war dieser Herr Hennig ein grosser ausgemachter Narr, der zwar in einer Gesellschaft einen laurenden Späher menschlicher Thorheiten und Schwächen überaus belustigen konnte, aber mit ihm unter einem Dache zu wohnen, und

noch mehr sein Untergebener zu seyn, war für jeden, der seinen eignen Kopf und seinen eignen Willen hatte, eine wahre Qual und Marter! Der Nagel, der ihm im Kopfe saß, war eine höchst lächerliche Art von Stolz und Eigenliebe, die aus allen seinen, auch den kleinsten und geringfügigsten Handlungen hervorsprang: Und wenn der Verfasser der physiognomischen Reisen es noch bezweifelt, daß Klopstock, wie Tellow versichert, schon an der Art, wie er seine Tabakpfeife hält, kennbar ist, so war es hingegen keinem Menschen zweifelhaft, daß Herr Hennig ein Narr war, man mochte ihn die Tabakpfeife oder Schnupftabaksdose oder den Stock oder die Feder oder was es irgend sonst war halten sehen! Sein ganzes Aeusseres war mit einer Glasur von steifer Würde und Gravität übergossen, die aber durch eine reiche Zuthat selbstgefälliger Eigenliebe ihre rauhe Härte verlohr. Das Männlein konnte wirklich für hübsch passiren, aber hätte man in den geheimen Falten seines Herzens lesen können, so würde man gefunden haben, daß er sich für einen vollkommenen Adonis hielt! Nach diesem Fusse taxirte er alles, was das Glück hatte, ihm anzugehören: Seine Apotheke war in seiner Einbildung die schönste; Sein Hund,

seine Katze, sein Haus, sein Garten, kurz alles, alles war ohne seines gleichen! Wer nur entweder dumm, oder schelmisch genug war, dies anzuerkennen und in einem recht enthusiastischen Tone zu lobpreisen, der war sein Mann und genoß von seiner Milde und Gnade Gutes die Fülle! Aber auch ohne vorhergegangene Schmeicheley trieb ihn schon allein der Begriff von Ehre und das liebe *digito monstrarier hic est* zu vielen guten Handlungen an, insofern man nehmlich bey den guten auf den Erfolg und nicht auf die Quelle sieht. Er war ungemein freygebig gegen die Kirche und die Geistlichkeit, mitleidig gegen Arme und Nothleidende, denen er alle Arzney umsonst gab; Er verkümmerte keinem Arbeiter seinen Lohn und hielt das Abdingen und Abhandeln seiner Würde für unanständig, und wo er nur irgend aufgefodert wurde, eine ehrebringende That zu thun, war er gleich bey der Hand. Zu diesem allen setzte ihn sein für den Ort wirklich ansehnliches Vermögen vollkommen in Stand, wozu noch dieses kam, daß er für keinen künftigen Erben zu sparen brauchte, da er entschlossen war, nie zu heurathen. Und so erkläre man sichs, wie selbst der aufgeklärteste Theil der Stadt mit Einem Munde sagen konnte: Hennig ist der größte Narr

von der Welt, und zugleich Hennig ist der beste Mann von der Welt!

Die erste Entrevüe zwischen ihm und Wilhelm war gleich ein Kommentar zu dem eben entworfenen Charakter. Sie gehört ganz hieher, weil sie in dem Leben unsers Helden den Grund zu einer ganz neuen Revolution legt, und ich theile sie Wort für Wort mit. Sollten aber vielleicht manche Leser in Herr Hennigen mehr einen abgeschmackten als einen unterhaltenden Narren finden, so belieben sie zu erwägen, daß ich bloß den stummen Buchstaben des Gesprächs liefere, und daß es eigentlich das Werk eines Schauspielers wäre, dieser Scene Leben und Erschütterungskraft fürs Zwerchfell einzublasen.

Henn. Mein lieber Sohn, du hast das Unglück gehabt, deinen Vater zu verliehren, welches mir herzlich leid gethan hat. Dagegen aber hat dir der Himmel das Glück geschenkt, daß ich dein Vormund geworden bin. Von nun an also bist du mein Mündel, das will so viel sagen, daß du mir alle diejenige Ehrfurcht und Hochachtung schuldig bist, die einem Vormunde zukommt. Du bist itzt noch ein Kind und weist nicht, was zu deinem Besten dient, aber dafür ist Herr Hennig dein Vormund,

daß er dir das alles sagt. Komm her und küß mir die Hand! (Wilhelm thuts) So, mein Sohn! Gelegentlich werd ich dich auch in guten Sitten und in der Konduite unterrichten. Aber auf die Hauptsache zu kommen, weswegen ich voritzt mit dir sprechen wollte, sage mir doch, wozu hast du denn wohl eigentlich Lust? Willst du studiren?

Wilh. Ich weis nicht.

Henn. St, St, das war ein Fehler gegen die Lebensart! Du hättest sagen sollen: Ich weis es nicht, mein Herr Hennig oder mein werthester Herr Vormund, und dann hättest du hinzusetzen sollen, das dependirt von Ihnen, wie es Ihnen gefällig ist! So wärs recht gewesen! Indessen will ich dir dergleichen Fehler itzt noch übersehen. Aber wieder auf die Hauptsache zu kommen, ob es gleich freylich bloß von mir dependirt, ob du studiren sollst oder nicht, so ist doch Herr Hennig viel zu billig, als daß er dich wider deine Neigung zu einer Lebensart zwingen sollte: Also frag ich dich nochmals, hast du Lust, ein Geistlicher zu werden, oder ein Advokat, oder ein Doktor, oder so was?

Wilh. Nein, lieber Herr Vormund, (Hennig lächelt wohlgefällig) es ist mir nicht, als ob ich dazu Lust hätte!

Henn. Ha, ich merke schon, du hast Verstand! Ich will wohl rathen, wohin deine Neigung zielt! Nicht wahr, du willst in Herr Hennigs Fußstapfen treten, du willst ein Apotheker werden? Ja, ja, ich kan es schon in deinen Augen lesen: Und dann muß ich dir sagen, mein Sohn, wenn das deine Neigung ist, dann hast du das beste Theil erwählet. Komm her und küß mir die Hand; (Wilhelm thuts) Bleib hier stehen, denn ich muß nun recht vertraulich und väterlich mit dir reden! Der Apothekerstand, mein Sohn, muß ich dir sagen, ist einer der angesehensten und vornehmsten auf der ganzen Welt. Wenn wir nicht wären, dann müsten die Menschen, mit Respekt zu sagen, dahinsterben wie die Fliegen. Die Herren Doktores wollen zwar immer gern den Rang über uns behaupten, aber urtheile nur selbst, mein Sohn, was wäre wohl ein Doktor ohne einen Apotheker? Ein Nichts! Ein Unding! Und dann, siehst du, was hat ein Doktor weiter zu thun, als daß er das Recept verschreibt? Aber wir, wir müssen erstlich das Recept lesen, zweytens verstehen,

und dazu gehört Verstand, und drittens gehörig zusammensetzen, das muß ein Doktor wohl bleiben lassen! Also, mein Sohn, hat ein Kranker es eigentlich uns zu verdanken, wenn er wieder besser wird, und nicht dem Doktor! Aber nunmehro auf dich selbst zu kommen, so entdeck ich auch an dir diejenigen Eigenschaften und Qualitäten, die zu einem Apotheker gehören. Du hast auf der Schule etwas gelernt und hast überhaupt Verstand. Zweytens hast du Vermögen, und wenn du bey mir lernst, so hält dich dein Herr in allen Stücken frey und deine Interessen werden immer wieder zum Kapitale geschlagen, so daß du an 4000 Rthl. haben must, wenn du mündig wirst. Dafür kanst du dir schon eine eigne Apotheke kaufen, oder wenn dein Geld nicht reicht, so ist Herr Hennig da, der giebt dir, so viel du brauchst. Dann, mein Sohn, bist du ein gemachter Mann, und du derdankst es dann Herr Hennigen Zeit Lebens, daß er mehr an dir gethan hat, als jeder andre Vormund in dem ganzen Lande gethan haben würde. Nun sage mir aufrichtig, was ist dein Entschluß?

Wilh. (entschlossen) Ich will ein Apotheker werden.

Henn. Bravo! Bravissimo! Dafür muß ich dich umarmen! Und ich verspreche dir, ich will einen Menschen aus dir ziehen, daß die ganze Stadt sagen soll, wahrlich der Monsieur Blumenthal macht Herr Hennigen ungemein viel Ehre! Auch darfst du nicht fürchten, daß es dir bey mir so gehen wird, wie es dir als Lehrburschen in einer andern Officin gehen würde! Ich betrachte dich als meinen Sohn und Mündel, nicht als Lehrburschen! Und damit du siehst, in was für eine Officin du kommst, so folge mir! Ich will dir Sachen zeigen, die du in deinem Leben nicht wieder so gut sehen wirst.

Und nun führte Herr Hennig unsern Wilhelm in die Apotheke, ins Laboratorium, auf den Boden, zeigte und nennte und lobte ihm alles vor, was nur da war, und Wilhelm, vom Reize der Neuheit gefesselt, fand an allem grosses Vergnügen! Sein Entschluß, der vorher bloß eine Folge der Ueberredung gewesen war, ward itzt eigne, auf innere Ueberzeugung gegründete Wahl. Von Hennigs Narrheit begriff er zur Zeit noch nichts, noch viel weniger sah er die Folgen vorher, die künftig für ihn aus seinem Charakter entspringen musten: Ihm schwebten bloß die schönen Büchsen in der

Apotheke vor Augen und das Laboratorium, wo er schon in Gedanken fleißig arbeitete, und so vergiengen wenig Tage, als Wilhelm schon seine Wohnung bey seinem Vormunde und respektive Herrn bezog und mit der braunen Schürze im Laden paradirte.

Vierzehntes Kapitel.

Jeder Stand hat zwar, wie das Sprüchwort sagt, seine eigne Plage: Aber doch glaub ich, daß der Stand eines Lehrburschen oder Lehrjungen in Deutschland unter allen bey weitem die meiste Plage hat. Die Tyranney der Meister und Gesellen gegen diese armen Kreaturen empört oft das menschliche Gefühl; Ohrfeigen, Püffe, Schläge und Stösse um nichts und wieder nicht: sind fast täglich ihr Theil, und dabey schmale und elende Kost und Lager. Daher denn auch die entsetzliche Ausgelassenheit und Wildheit dieser Buben, sobald sie in Freyheit sind und der Stock des Meisters sie nicht erreichen kann; Daher ferner auch die ununterbrochene Fortpflanzung dieser Barbarey von Geschlecht zu Geschlecht, weil jeder neuer Geselle oder Meister denen Jungen, die er nun selbst zu kommandiren hat, keine gelindere und sanftere Begegnung wiederfahren lassen will,

als er selbst genossen hat. Doch das ist noch nicht alles: Der größte Theil der Meister hält das Lehren, wofür er sich doch das Lehrgeld bezahlen läßt, für gar keine Pflicht, sondern glaubt schon genug zu thun, wenn er dem Jungen nur erlaubt, zuzusehen; Nun mag er selber seine fünf Sinne zusammennehmen und versuchen, wie weit er es bringt; Lernt er nichts, so ist der Schade sein, und niemand fragt dann weiter, weß die Schuld ist! In diesem Stücke, so wie in mehrern andern, beschämt uns das weise England unendlich! Dort darf kein Meister seinen Lehrjungen als einen Hausknecht zu seinen häuslichen Verrichtungen gebrauchen, viel weniger ihm mit Schlägen oder sonst übel begegnen: sondern er muß ihm den möglichst besten Unterricht mittheilen. Hat der Lehrjunge nichts gelernt, so wird der Meister vor Gericht gefodert und scharf bestraft.

Dieser Prolog gilt nun keinesweges unserm hochgeehrtesten Herrn Hennig. Es war viel zu sehr gegen seine Empfindung von Ehre, an irgend ein empfindendes Wesen, wär es auch nur der Hund von Hause gewesen, Hand anzulegen? Ausserdem würde noch das Schlagen seine zarten Hände verdorben haben! Aber

Herr Hennig hatte einen Provisor, auf den er sich ganz verließ und verlassen konnte, so daß er auch selten nur einmal in den Laden kam. Dieser Mensch vereinigte mit vielen Tugenden viele Fehler; Vollkommene Geschicklichkeit in seinem Fache, Treue, und unermüdete Thätigkeit auf der einen Seite, auf der andern aber eine mürrische, grießgrammige Laune und eine höchst gebiethrische und tyrannische Denkungsart gegen seine Untergebnen.

Nun stelle man sich die unglückliche Lage des armen Wilhelms vor! Von Kindesbeinen an war er gewohnt, von seiner Mutter, von Susannen, von seinem Vater und vom Auditor bloß mit Güte und Liebe erzogen zu werden! Er kannte weder Ruthe noch Stock, denn Susanne hatte ihn ohne diese traurigen Werkzeuge, die im Durchschnitt immer weit mehr gemisbraucht als recht gebraucht werden, zu erziehen gewußt, und nach Susannens Tode war Wilhelm schon zu gut gebildet, als daß er sie noch nöthig gehabt hätte. Seines Vaters höchstes Scheltwort war: Du bist eine Schlafmütze, und wenn ihm auch der Auditor manchmal eine kleine Schulstrafe zuerkannte, wenn er sein aufgegebnes Pensum, mehr durch Schuld seines Vaters als seine eigne, nicht recht wuste,

so reichte doch dies lange nicht hin, Wilhelmen von menschlicher Barbarey und Tyranney einen Begriff zu geben. Ueberdem hatte er ausser der Schule alle nur ersinnliche Freyheit genossen, zu thun und zu lassen, was ihm wohlgefiel, und ich habe bereits oben erzählt, wie er diese Freyheit nützte, sich mit der lieben Mutter Natur und mit ihren Werken bekannt zu machen. Diese reizenden Schwärmereyen auf Feld und Wald, so wie auch die Freuden der Schule gab er nun gern und ohne Schmerz auf, da er einsah, daß sein neuer Stand es nicht anders litte: Dagegen aber versprach er sich in der Apotheke und im Laboratorium unerschöpflichen und immer neuen Stoff für seine Lehrbegierde und Thätigkeit, und so wie sich Herr Hennig für seinen zweyten Vater ausgab, so glaubte er, der Provisor würde für ihn der zweyte Auditor seyn. Aber, aber, wie sehr hatte sich der arme Wilhelm in seinen Hofnungen und Erwartungen betrogen!

Der Provisor und ein freundliches Gesicht waren zwey Dinge, die man eben so wenig beysammen fand, als den Kato und das Lachen. Es war ihm schlechterdings unmöglich, etwas in einem sanften oder nur kalten Tone zu befehlen: Alles muste in einem brüsken, belei-

digenden Tone gesagt seyn. Den ganzen langen Tag hörte man aus seinem Munde nichts, als: Junge, thu dies, thu jenes! Nun wie stellt sich der Esel wieder einmal an? Hat der Bengel Pech an den Schuhen? Geh, oder du kriegst Nasenstüber! Ohrfeigen gehören dir, du Holzbock! und was dergleichen honig- und zuckersüsse Reden mehr waren. Diesen Floskelchen war nun gar nicht zu entgehen, und wenn eine Sache auch noch so gut und akkurat gemacht wurde: Passirte aber wirklich ein Versehen, dann hatte der Verbrecher Ursach, bey Zeiten einen geschickten Seitensprung zu thun, damit die Ohrfeige oder der Nasenstüber ihn wenigstens nur von der Seite streifte. Wie dem guten Wilhelm bei alle diesem zu Muthe war, läßt sich leicht gedenken! Er brach in einen Strom von Thränen aus, als ihm der Provisor das erstemal einen dummen Jungen an den Hals warf: Aber damit machte ers erst recht schliwm! O seht mir doch einmal die alte Hure an, rief jener mit einem höhnischen Tone: Da steht sie und heult! Ach du allerliebstes Marcipanpüppchen, daß du dir nur nicht etwan ein Leids anthust! Geh mir aus den Augen, oder ich will dir Beine machen! Wilhelm gieng, setzte sich auf

den Hof und konnte wenigstens eine Viertelstunde lang nicht aufhören zu weinen und zu schluchzen. Endlich kam sein kleiner Kamerad, der zweyte Lehrbursche Franz zu ihm: So gib dich doch nur einmal zufrieden, sagte er; Thu nur, als wenn du nichts hörtest und mach alles, so gut du kannst, und auf den Abend, wenn wir im Bette liegen, will ich dir recht viel erzählen! Diese Hofnung heiterte den armen, niedergeschlagenen Wilhelm wieder auf; Er trocknete sich die Augen und litt den ganzen Tag geduldig, was über ihn ergieng.

Den Abend aber, als Franz und Wilhelm, die von dem Tage an in einer Kammer schliefen, kaum ins Bette gestiegen waren, fieng jener gleich mit einem unmäßigen Gelächter an, obgleich Wilhelm mit seinen Augen gesehen, daß der Provisor kaum eine Stunde vorher nach ihm geschlagen. Mein Gott, sagte Wilhelm ganz ernsthaft, wie kanst du doch so ausgelassen seyn und hast itzt gleich erst Schläge gekriegt? I eben darüber lach ich, versetzte Franz! Hast du denn nicht gesehen, wie ich mich bückte und wie der Provisor über mich wegschlug, grade an die Schrankecke? Wenn er sich nur ein rech-

tes Loch geschlagen hätte, scheckicht wollte ich mich lachen!

Nun fieng Franz unter lauter Lachen eine lange Geschichte an, von seinen bisher erlittenen Drangsalen. Viel hundert Ohrfeigen und Nasenstüber hätte er schon gekriegt, und die Schimpfwörter wären gar nicht zu zählen! Aber das schüttelte er ab, wie nichts, und lauerte nur immer auf Gelegenheit, wie er dem Provisor wieder einen Schabernack anthun könnte. Er hätte ihm schon oft Pferdestaub ins Bette gestreut, Hasenschwänze an den Rock gesteckt, Ameisen in die Perücke gesetzt, ein Stück Holz oder sonst was in den Weg gelegt, daß er im Finstern drüber fallen müssen ꝛc. Aber nun solls erst recht gehen, fuhr er fort, nun unsrer zwey sind! Höre, Wilhelm, wenn du mir hilfst, so wollen wir den alten Brummkater pisacken, daß er toll werden soll! Nein, Franz, erwiederte Wilhelm, das thu ich nicht, denn das ist nicht recht! Ich weiß schon, was ich mir vorgenommen habe. Schelten mag er mich, so viel er will: Wenn dus leidest, kan ichs auch leiden! Aber schlägt er mich unschuldig, dann verklag ich ihn beym Herrn, der wird mir schon beystehen, er hat mirs versprochen.

Ja da kommst du schön an, versetzte Franz! Probirs nur und klage: Hast du vorher nicht Schläge gekriegt, dann kriegst du erst welche! Der Herr wird gewiß dem Provisor mehr glauben, wie dir!

Davon konnte sich nun Wilhelm schlechterdings nicht überzeugen, und so brach er den Streit ab, nahm gute Nacht, faltete seine Hände und schlief ein.

Funfzehntes Kapitel.

Ein Fehler ist bald gemacht, und oft dann am ersten, wenn man einen andern zu vermeiden sucht. Wilhelm gab sich alle nur ersinnliche Mühe, des Provisors Befehle auf den Wink zu erfüllen. Er flog mehr, als er gieng, wenn er etwas holen sollte: Aber eben diese Eilfertigkeit machte, daß er in der zweyten Woche seiner Lehrzeit einmal stolperte und ein Arzneyglas, das er in der Hand hielt, fallen ließ. Der Schade war höchst unbeträchtlich und betrug etwa einen Groschen, aber der Provisor dachte nun einmal wie Herr Draco seliger; Bey diesem stand auf allen Verbrechen, groß oder klein, der Tod, und bey jenem, Ohrfeigen und Nasenstüber. Kurz Wilhelm bekam, nebst einer reichlichen Dosis Schimpfwörter,

eine derbe volle Ohrfeige! Dismal zeigte er sich schon mehr als Junge; Er erstickte seine Thränen und sagte mit einem gesetzten Tone: Herr Provisor, ich werde Sie verklagen! Dis sollte seiner Meynung nach weder Trotz noch Drohung seyn, sondern bloß eine ehrliche Anzeige, die man auch seinem Feinde schuldig wäre, damit er sich darnach zu richten wüste: Denn jemanden hinter seinem Rücken verklagen, hielt er für unrecht! Der Provisor aber nahm das Ding ganz anders; Ihm war es Trotz und Ueberschreitung der Subordination und von einem Lehrjungen eigentlicher Aufruhr! Er gab ihm also nun eine ganze Svite, die Wilhelm mit vorgehaltnen Händen nur schwach abwehrte, und als das Hagelwetter endlich nachließ, gieng er die Treppe herauf und grade zu Herr Hennigen.

Zitternd und fast ausser Athem erzählte er ihm, wies ihm gegangen wäre, und wie der Provisor ihn und Franzen traktirte, und daß er in seinem Leben noch keine Ohrfeigen gekriegt hätte, und wenn er das gewußt hätte, dann hätte er lieber studiren wollen ꝛc. Hier zeigte sich denn nun Herr Hennig ganz auf dem Gipfel seiner Narrheit! Erst hielt er Wilhelmen eine lange, lange Strafpredigt, daß er so sans-

fassen, unangeklopft und unangemeldet, in sein Zimmer gestürzt sey und wie höchst unschicklich das wäre! Dann folgte die zweyte Strafpredigt, darüber, daß er sich gegen seinen Provisor auflehne, der in aller Absicht ein ganz vortreflicher Mensch sey, sonst würde Herr Hennig ihn nicht in seine Dienste genommen haben! Und endlich drittens, was die kleinen Verdrüßlichkeiten und Katzbalgereyen zwischen ihnen anbeträfe, so wäre das zu klein für Herr Hennigen sich damit abzugeben, das litte seine Ehre nicht: Wilhelm sollte also nur hübsch ordentlich und gesetzt seyn, so würd ihm nichts Böses wiederfahren.

Mit diesem traurigen Bescheide muste sich Wilhelm begnügen und Herr Hennigen noch obendrein die Hand küssen. Er gerieth darüber in eine wirkliche Art von Melancholie. Franz gab sich alle nur ersinnliche, Mühe, ihm Muth einzusprechen und legte ihm ein neues Projekt vor, dem Provisor heimlich einen höchstempfindlichen Possen zu spielen: Aber er verschmähte dis wie vor und entschloß sich, sein Leiden in Geduld zu ertragen, bis der Himmel es besser mit ihm fügte.

Den Sonntag drauf bat er Herr Hennigen um Erlaubniß, seinen alten treuen Schulkame-

raden Rosens Christeln besuchen zu dürfen und erhielt sie. Ich habe oben den Ursprung der Freundschaft zwischen diesen beyden Kindern erzählt, und vielleicht ist es einigen meiner Leser aufgefallen, daß ich von ihrem Umgange nicht mehr erwähnt, da nach aller Erfahrung die Gespielen unsrer Jugend mehr Einfluß auf die Bildung oder auch Verderbung unsers Charakters haben, als selbst Eltern und Lehrer. Ich würde gewiß nicht ermangelt haben, es zu thun, wenn dis gegenwärtig der Fall gewesen wäre: Allein so sehr sich auch Kantors Wilhelm und Rosens Christel liebten, so wenig fand doch zwischen ihnen, ausser der Schule, Umgang statt. Christels Eltern waren gute Leute, aber in der Erziehung giengen sie einen gewaltigen Irrweg, ob sie gleich die schnurgrade Strasse getroffen zu haben glaubten. Sie wollten aus ihrem Sohne erstlich einen moralisch-guten und zweytens einen gelehrten Menschen ziehen. Um jenen Endzweck zu erreichen, schnitten sie Christeln allen Umgang mit andern Kindern ab und behielten ihn stets unter ihrer eignen oder fremden Aufsicht, damit er nie das Böse sehen und dadurch verführt werden sollte. Wilhelm war der allereinzige, dem es zuweilen erlaubt ward, zu ihm zu kommen: Und

auch er war den Eltern bey weitem noch nicht ganz recht; Er war ihnen viel zu wild, viel zu sehr aufs Spielen und zu wenig auf die Bücher erpicht. Weil sie aber doch sein gutes Herz und seine von Susannen eingesognen religiösen Grundsätze nicht verkennen konnten, so hatten sie ihn beyde lieb und des Sonntags Nachmittags war er ein für allemal eingeladen, Christeln Gesellschaft zu leisten. Dazwischen aber machte der Herr Kantor Blumenthal wieder eine Menge Queerstriche, nahm seinen Sohn häufig anderswohin mit, und nur auf vieles Bitten erlaubte er ihm, Christeln zu besuchen, weil er überhaupt das ganze Rosensche Haus nicht ausstehen konnte und es für den ächten Sitz der Schlafmützerey hielt. In der Woche aber war für sie beyde durchaus keine Möglichkeit zusammen zu kommen: Denn da saß der arme Christel von Morgen früh um 7 bis Abends um 7 einen Tag und alle Tage, bey den Büchern angepflökt, und wenn er der öffentlichen Schuleentlaufen war, dann fiel er in die Hände der Privatinformatoren und Mäter. Seine Eltern erreichten so weit ihren Zweck mit ihm, denn er nahm sichtbar zu an Kenntniß und guten Sitten, und in Schulwissenschaften übersah er Wilhelm bey weitem; Dagegen aber trock-

nete auch das ewige Sitzen und Anstrengen des Kopfes alle Säfte des Körpers aus, und wenn Wilhelm schier vor Gesundheit platzte und wie die schönste rothe Rose blühte, so hatte jener das blasse, schmachtende Ansehn einer weissen, und man konnte ihm sicher prophezeihen, daß er sein Leben nicht hoch bringen würde. Wie es aber weiter mit Rosens Christeln ward, als er endlich die Universität bezog und nun aus seinem Käfigt ins Freye kam, davon zu seiner Zeit! Itzt zurück zu unserm Sonntagsbesuche.

Es war wohl nichts auf der Welt natürlicher, als daß Wilhelm die ganze Fülle seiner Leiden in den Schooß seines kleinen Freundes ausschüttete. Christel bezeigte ihm darüber sein aufrichtiges Mitleid, machte ihm aber zugleich eine Menge Vorwürfe, daß er sich hätte bereden lassen, ein Apotheker zu werden, und daß er das Studiren nicht erwählt hätte! Wilhelm versicherte ihn, daß er zum Studiren wirklich keine Neigung hätte, sondern zu — er wüste selbst nicht was: Der Apotheker aber wäre ihm freylich schon tausendmal leid geworden! Mitten unter diesen Gesprächen kam Christels Mutter, Madam Rose dazwischen, und vernahm ebenfalls die Geschichte von der Tyranney des Provisors und von den Straf-

predigten Herr Hennigs. Sie nahm herzlichen Antheil und versprach Wilhelm, sobald sie mit seinem Vormunde zusammen käme, und das wollte sie in kurzer Zeit anstellen, würde sie mit ihm reden, und sie hoffte, es würde alles gut gehen.

Wer war froher wie Wilhelm! Er glaubte, der Himmel selbst habe ihm diese gütige Vorbitterin zugeschickt, und nun wartete er von Tag zu Tag ungeduldig auf den glücklichen Erfolg! Allein wie sehr er sich irren muste, können meine Leser schon halb und halb vorher errathen.

Einen Abend, als Wilhelm schon eine gute Stunde und drüber in seinen Federn lag und alles Kummers und Herzeleides vergaß, rief ihn plötzlich die Magd vom Hause, daß er sogleich aufstehen und zum Herrn kommen sollte. Wilhelm war viel zu schlaftrunken, um sich den Kopf zu zerbrechen, was das wohl zu bedeuten hätte; Er zog sich also in der Geschwindigkeit an und gieng. Schon hatte er den Drücker der Thüre in der Hand, und wollte aufmachen, als ihm glücklicherweise die Strafrede einfiel, die er darüber hatte anhören müssen, daß er unangeklopft und unangemeldet in Herr Hennigs Zimmer getreten war. Er

zog also geschwind zurück und klopfte dreymal sehr zierlich und säuberlich an. Und nun stelle man sich den unbegreiflichen Narren Herr Hennig vor! Einen Augenblick vorher gieng er noch mit heftigen, aber immer dabey majestätischen und gravitätischen Schritten im Zimmer herum, übte sich vor dem Spiegel in den Mienen des Zorns und der allerhöchsten Ungnade, die er Wilhelmen zuwerfen wollte, und sann auf zentnerschwere Worte und Ausdrücke, womit er ihm die Grösse und Enormität seines begangnen Verbrechens vorhalten wollte. Indem hörte er klopfen! Im Huy stand er still, horchte — es klopfte noch einmal, eben so sauber wie vorher. Ein mildes Lächeln verbreitete sich itzt über sein zorniges Gesicht: *) Denn wie hätt es seine Eitelkeit

*) Was für ein kräftiges Mittel es sey, jemands Zorn zu entwafnen, wenn man durch einen glücklichen Zufall oder durch Vorsatz grade das rechte Fleckchen seiner schwachen Seite berührt, davon zeugt unter andern, eine Anekdote von **Peter dem Grossen**, die, wenn sie nicht wahr, doch gut erfunden ist. Ein Russischer Herr hatte sich durch irgend ein Versehen oder Verbrechen die Ungnade dieses Kaisers zugezogen. Peter ließ ihn zu sich rufen und jener gieng mit Zittern und Beben seinem Schicksale entgegen. An der Thür aber

nicht kützeln sollen, daß Wilhelm, selbst zu einer so ungelegenen Zeit, seine ihm gegebene Warnung und Lehre vor Augen und im Herzen behielt! Für ein geringeres Verbrechen hätt er dafür auf der Stelle gänzliche Verzeihung erhalten: Aber seine That war zu schwarz, sie muste, muste bestraft seyn! Er rief also: Herein! und gieng dann wieder gravitätisch auf und ab.

Was befehlen Sie, mein lieber Herr Vormund, fragte Wilhelm mit leiser Stimme und blieb an der Thür stehen!

gab ihm sein glücklicher Genius einen Schneller ein! Er wuste, daß Peter vor nicht gar langer Zeit bey einem Marktschreyer das Zahnausreissen gelernt hatte und daß dies itzt sein Stecken- und Tummelpferd war. Wer nur irgend am ganzen Hofe über Zähne klagte, dem zog er sie mit eignen hohen Händen aus, und auf ein Stück Kinnbacke, was bey der Gelegenheit mit ausgezogen wurde, kam es denn weiter nicht an. Auf diesen Umstand gründete der Edelmann seinen Plan, des Kaisers Zorn, wo möglich, zu entwafnen! Er erschien vor ihm mit einer kläglichen Mine und mit dem Schnupftuche vor der Backe. Peter, der schon das Instrument seiner Rache in Händen hielt und ihm eben damit tröstlich zusprechen wollte, ward dennoch durch diesen Anblick aufmerksam gemacht und fragte ihn, was ihm fehlte?

Herr Hennig schwieg eine ganze Weile und trabte immer hin und her; Wenn er an die Thür kam, maß er Wilhelmen mit den Augen vom Kopf bis auf die Füsse und gieng dann wieder zurück. Endlich that er seinen Mund auf und sagte in einem kalten Tone: Wer bist du?

„Ich bin Wilhelm Blumenthal.„

Der Edelmann klagte über wütende Zahnschmerzen die ihn fast rasend machten, und in der That hatte er auch einen alten nichtsnutzigen Zahn, den er schon lang gern losgeworden wäre. Der Kaiser befahl ihm, sich zu setzen; untersuchte das Korpus Delikti und kriegte dann gleich seine Instrumente, mit denen er auch den Zahn, obwohl unter unsäglichen Schmerzen des Edelmanns, richtig herausholte. Dieser warf sich auf die Kniee und dankte dem Kaiser für die hohe Gnade und Wohlthat, die er ihm angedeihen lassen. Itzt aber fiel es Petern ein, daß er ihn um etwas anders, als um der Zähne willen, hatte rufen lassen, und er fieng an, ihn darüber nachdrücklich zur Rede zu setzen. Der Edelmann aber that geschwind einen zweyten Fußfall, gestand sein Vergehen, entschuldigte sich mit menschlicher Schwachheit, und flehte um Gnade und Vergebung. Er erhielt sie auf der Stelle, und verdankte seinem zu rechter Zeit aufgeopferten Zahne die Befreyung von einer unbarmherzigen Tracht Schläge, bey der es vielleicht noch nicht einmal geblieben wäre!

Abermal eine Pause! Dann erhob Herr Hennig seine Stimme und fragte zum zweytens male: Wessen Mündel bist du?

„Ich bin Ihr Mündel, mein lieber Herr Vormund!„

Das ist nicht, das kan nicht seyn! Ein Mündel begeht an seinem Vormunde keine Verrätherey, aber Wilhelm Blumenthal hat an mir eine begangen!

Ein geheimer Zuschauer dieser Scene würde an dieser studirten und fast poetischen Wendung brav was zu lachen gefunden haben: Dem armen Wilhelm aber ward angst und bange und griff bald nach seinem Schnupftuche, um sich die Augen zu wischen.

Ich sehe, dein Herz ist noch nicht von Stahl und Eisen: Aber sage mir, wie bist du auf diesen gräßlichen — ja ich möchte sagen, entsetzlichen Gedanken gekommen, meine Ehre anzugreifen, mein Haus zu beschimpfen, zu blamiren, zu prostituiren. —

Herr Gott, ich weiß ja von nichts, unterbrach ihn Wilhelm in vollem Weinen!

Mit einer recht tragischen Attitüde sprang Hennig einen Schritt zurück; Ist es möglich, sagte er, daß in einem so jungen Her-

zen — schon ein solcher Gipfel von Bosheit seyn kan? Du unterstehst dich noch zu leugnen? Sage mir —

Und nun folgte ein langes Interrogatorium über die Scene vom vorigen Sonntage in Rosens Hause. Wilhelm gestand offenherzig alles, was er gesagt hatte; Hennig nahm darauf, mit Shakspear zu reden, sein Herz in die Presse; Wilhelm entschuldigte sich, daß er gar nichts Arges dabey im Sinne gehabt, sondern bloß Rosens Christeln seine Noth geklagt, übrigens von Herr Hennigen kein böses Wort gesprochen ꝛc. Endlich erfolgte die Sentenz! Dismal sollte es ihm denn in Betracht seiner vorhin durch das Anklopfen bewiesenen Artigkeit verziehen seyn: Allein bey ewiger Ungnade sollte er sich nie wieder unterstehen, ein Wort aus dem Hause zu klatschen und sich bey andern Leuten zu beschweren; Uebrigens wollte er einmal bey gelegener Zeit mit dem Provisor reden!

Dieser letzte Artikel war für Wilhelm bey weitem der erfreulichste; Entzückt küßte er dafür Herr Hennigen die Hand und dis bewirkte ihm vollends seine gänzliche Verzeihung und wiederkehrende Gnade.

Sechzehntes Kapitel.

Es hätte nun nichts weiter gefehlt, als daß der Versprecher auch Wort gehalten und dem beissigen alten Wolfe von Provisor Zaum und Gebiß angelegt hätte: Allein der gute Wilhelm wartete und duldete von einem Tage zum andern, und immer blieb es nicht nur beym Alten, sondern ward noch ein gut Theil schlimmer. Der Provisor war sich seiner Geschicklichkeit viel zu sehr bewust und seines Unterkommens viel zu gewiß, als daß er nicht bey dem geringsten Verweise sogleich seinem Herrn den Stuhl vor die Thür gesetzt hätte: Das wuste Herr Hennig und ließ es also fein bleiben, sich mit ihm einzulassen. Da es überdem der Provisor nothwendig erfahren muste, daß Wilhelm gegen Madam Rose bitterlich über ihn geklagt, dafür aber von Herr Hennigen kurz und lang ausgescholten worden war, so gesellte sich izt zu seiner von Natur tyrannischen Denkungsart die niedrigste und hähmischste Rachsucht, mit der er den armen Schelm auf eine so unbarmherzige Art verfolgte, daß die Lilien und Rosen auf seinem Gesichte zusehends schwanden.

Franz, der bey alle seinem Leichtsinne wirkliches Mitleiden mit ihm hegte, gab sich nach

seiner Art alle ersinnliche Mühe, nicht nur ihn zu trösten, sondern ihm auch Mittel und Wege vorzuschlagen, sein Leiden zu endigen. Weist du was, Wilhelm, sagte er einmal des Abends im Bette zu ihm: Hols der Guckuck, wir laufen allebeyde davon! Ich habe das Leben auch satt, und wir mögen hinkommen, wohin wir wollen, so können wirs doch unmöglich schlimmer treffen, wie hier. Sieh du nur zu, daß du ein paar Thaler Geld kriegst: Ich will sehn, daß ich den Provisor bemausen kan, und dann heidi, über alle Berge!

O geh, versezte Wilhelm! Du bist ein garstiger Junge und hast immer nichts im Kopfe, als lauter gottlose Streiche! Du weist wohl etwan nicht, daß das Stehlen Sünde ist und daß der liebe Gott dafür straft? Wir würden meiner Treu weit kommen, dann kriegten uns die Kosacken und hieben uns in Stücken! Nein, das thu ich nicht! Es ist mir schon was anders eingefallen, das wird der liebe Gott schon segnen!

Dieses andre, was Wilhelmen eingefallen war, bestand in einem herzbrechenden und rührenden Billet, das er dem Provisor heimlich in die Tasche stecken wollte. Er that es auch wirklich, und hätte dieser nur noch einen Funken

menschlichen Gefühls gehabt, so würde sein Herz gewiß durch folgendes höchst einfältige und grade aus dem Herzen geflossene Billet gerührt worden seyn:

Lieber Herr Profisor,

"Ach du lieber Gott, ich bin ein rechter armer Schelm, mein Vater und meine Mutter sind mir gestorben und auch meine liebe Sussanne, wenn ich nur mit gestorben wäre, so wärs am besten, haben Sie doch Erbarmen mit einer armen Wayse und geben' mich nicht so gar viel Schläge, es kan ihnen sonst unmöglich wohlgehn und der liebe Gott wird auch einmal böse auf sie seyn, denn der Mensch ist ia doch kein Hund, und ich will ia gern alles recht machen, wenn ich nur kan, ich bitte Sie gar zu sehr, lieber Herr Profisor, denn Sie müssen auch einmal vor Gottes Gericht stehen und Rechenschaft geben. Ich habe keinen Menschen auf der Welt mehr, der sich meiner annimmt und alle Abende lieg ich im Bette. und weine und bete zum lieben Gott, sonst muß ich zulezt gar verzweifeln, Ach thun Sie doch das nicht, allerliebster Herr Profisor, ich bitte Sie gar zu sehr, ich will auch gewiß recht ordentlich seyn und fleissig, daß Sie sollen keine Klage haben über mich und

ich empfehle mich Ihnen, Adieu, lieber Herr Profisor, der liebe Gott wird mir helfen.“

Der Provisor, anstatt durch dieses tragi-komische Billet zum Lachen oder zum Weinen bewegt zu werden, machte, mit Pastor Spörern (* zu reden, ein Gesicht wie ein Nest voller Eu-

*) Da wohl wenigen meiner Leser dieser Pastor Spörer so bekannt seyn dürfte, als er es in einem gewissen Zirkel meiner Freunde in M. ist, so wird es nicht undienlich seyn, seiner hier Erwähnung zu thun. Er war Pfarrer zu Rechenberg, im Fränkischen, und lebte im gegenwärtigen erleuchteten Jahrhunderte: Denn die mir von ihm zu Händen gekommene Predigt ist von 1720. An Originalität übertrift er bei weitem alle Mosheims, Spaldings, Jerusalems ꝛc. und wer seine Predigt von Anfange bis zu Ende für ein Possenspiel hielte, begienge einen sehr verzeihlichen Irrthum. Sie ist bei Gelegenheit einer Austheilung an Arme von beiden Konfessionen gehalten, und man kan leicht denken, daß Spörer als Lutheraner die anwesenden katholischen Armen weidlich ausfenstert. Damit hebt er gleich seinen Eingang an, über die Worte: Das Gedächtniß der Gerechten bleibet im Segen! Bey der Frage, wer der Gerechte? sagt er: Ubi non justitia pharisaica vel papistica, da man Grüblis / Grablis in der Deckelis / Religion macht, und meynet, wann man Meß lesen läßt, die Heiligen veneriret, den Pfaffen Schmalz, Eyer und dergleichen Geschmiere giebet, sodann sein

len! Dummer Junge, schnauzte er Wilhelmen heftig an, so wie er ihn nur zu Gesichte

wacker opfert; alsdann sey man gerecht. O Herr je nein! Der Text zur Predigt selbst ist aus dem 4 Kapitel des Buchs Tobiä, der 22. Vers: Sorge nur nicht, mein Sohn, wir sind wohl arm ꝛc. und die Abhandlung dieses Textes ist ein so unnachahmliches Gemisch von Moral, fränkischem Bauren-Schnikschnak, Ausschelten und Abkanzeln, poetischen und prosaischen Witzeleien, daß ich schlechterdings die ganze Predigt einrücken müste, um dem Leser ein vollständiges Bild von diesem seltsamen Kanzelmanne zu geben. Indessen — ex ungue leonem! Bei Gelegenheit der Textesworte, daß des Tobiä Weib ihren Mann mit Spinnen ernähret, thut er nicht nur auf die Bauerweiber, sondern vornehmlich auf seine eigne Frau einen mächtigen Ausfall. Ey du sauberes Engela, (so redet er sie an) Gott behüti, wie viel Ehlen Tuch hastu im vergangenen Winter gesponnen? — Ho, sagt der Strobelkopf, hast ia im Sommer auf der Blaich gseha, was fragst lang? — Narr, ich weiß leider wohl; $1\frac{1}{2}$ Ellen, weniger $\frac{3}{4}$! Das wird Hemder setzen, bis zum Nabel ꝛc. Darauf macht er sich selbst den Einwurf: Holla verzeih mirs Gott, wie macht mir der Pfarrer sein Weib aus, wie wird ers andern machen? Die Beantwortung desselben nun giebt ihm Anlaß, sein ganzes Glaubensbekenntniß in Absicht des schönen Geschlechts frey und unverholen abzulegen. Hier ist es, Buchstab für Buch-

bekam: Hast du wieder einmal einen Alten-weiberstreich gemacht? Was ist das für ein

stab! Das Frauenzimmer lieb ich von Natur, wann sie schön, galant, complaisant, honett, sauber aufgebutzt, wie ein schön Pferd, da weiß ich schon, wie sie zu respectiren seyn, die wohl haushalten können, dem Mann an den Augen alles ansehen, was er will, ach da lacht das Herz, wenn der Mann heim kommt und einen solchen schönen liebenswürdigen Engel antrift, die ihn mit ihren schneeweisen Händen empfächet, küsset, herzet, ein Brätlein und Salätlein auf den Tisch trägt, zu ihm hinsetzet, Engel wo will er heruntergeschnitten haben und was dergleichen Honig- und Zuckersüsse herzerquickende Reden mehr sind. Wann aber einer einen hoschi, roschi, boschi, ein Rumpelkasten, ein altes Reibeisen, ein Zeidelbär, eine Haderkatz, Marterfell im Haus hat, die immer brummt mumm, mumm, mumm, die eine Thür zu, die andre aufschlägt, die im Schloot mit der Ofengabel hinausfährt und wieder auf den Heerd herunter plumpt, die ein Gesicht wie ein Nest voller Eulen macht, die lauter Speisen von Enzian, Suppen ausm Höllenhafen anrichtet, die ein Gesicht wie ein Essigkrug hat und was des Teufelsgezeug mehr ist, die lieb ich nicht, der Teufel mag sie lieben! Sollte wohl der finstre Kato bei Anhörung einer solchen Pre-

Wisch, den du mir da in die Tasche gesteckt hast? Pinsele mir nur noch die Ohren lan-

digt ernsthaft haben bleiben können? Nun noch eine Stelle, über eine sehr grosse und wichtige Wahrheit, die aber hier ebenfalls zur Harlekinade geworden ist! Die schön wohlgeputzte Lutheraner stehen zwar in dem Wahn: Ey, wann ich aufs Krankenbett komme, will ich schon Busse thun und fromm werden, da muß der Pfarr Mitternachts aufstehen, den Feuerraymer und Schächteli bringen, und dem guten Herrn Jurian fein tröstlich zusprechen, damit der Teufel nit Abt im Closter werde, und wann die Seel ausfährt, der Teufel nit einen Strassenraub begehe; Ja das ist ein Trost, aber o elender Trost, von dem Trost stirbt meine Katze; Narr, wenn du gesund bist, must du fromm werden, bessere dich, weil du noch sündigen kanst. Wenn du dort liegst, alle 4 streckst, und glotzest wie ein gestochener Bock, ma, do wird a Frad seyn, (soll in ironischem Sinne so viel heissen, als: Nein, da wird eine Freude seyn!) wann der Teufel mit dem schwarzen Register kommt, dir deine Sünden Regimenter- und Esquadronweis vor Augen stellt, der gräßliche Mann, der Todt die Bettstollen in die Hand nimmt, dir so angst und bang macht, daß du in der Haut nit bleiben kannst, wann Läus und Mäus von dir laufen, da wirst du erst inne werden,

ge voll, dann will ich dir erst recht um die Nase herumspielen! Ein Schneider hättst du werden sollen, und nicht ein Apotheker! ꝛc.

Jezt stieg bei Wilhelm zum erstenmale der Gedanke auf: Nein, das geht zu weit! Das ertrag ich nicht länger! Stillschweigend schlug er die Augen nieder; Stillschweigend verrichtete er seine kleinen Geschäfte und sprach kein Wort, als was ihm abgefragt wurde: Aber desto lauter und stürmischer wars in seiner Seele, wo tausend Gedanken, Empfindungen, Zweifel und Entwürfe sich durchkreuzten! Alle Hofnung, das Herz des Provisors zum Mitleid zu bewegen, war nun verschwunden! Es blieb also nichts übrig, als entweder die ganze Lehrzeit hindurch, das heißt, sieben lange saure Jahre dis Elend zu dulden, oder Franzens Rathe zu folgen und davonzulaufen! Aber eben dis Davonlaufen, das Franzen so sehr anlachte, machte Wilhelmen schaudern! Einmal hielt er es an sich für unrecht; Und denn welchen Gefahren

was der Alte geprediget; hastu nichts in dein Glaubens- und Geduldsäcklein eingepackt, o Herr je, so stehets übel, so kriegst du eine dreckigte Himmelfahrt, du wirst daneben fahren, wie der Schneider mit dem Fleck neben das Loch!

setzte er sich aus, den Kosacken oder Kroaten oder den Preussischen Freybataillons in die Hände zu fallen? Und wohin nun? Zu wem? So viel hatt er wohl beim Auditor gelernt, daß ausser seinem Geburtsorte noch andre Städte und Menschen auf der Welt wären: Aber wer würde sich seiner annehmen und ihm nur einmal trokken Brod zu essen geben, damit er nicht verhungerte? Und wenn nun Herr Hennig ihm nachschickte und ihn wiederkriegte, stellte er sich vor, würd er ihn dann nicht Zeitlebens aufs Zuchthaus stecken?

Mit diesen traurigen Vorstellungen quälte sich Wilhelm die ganze Nacht, bis endlich der liebe Sonntag wieder erschien. Mit klopfendem Herzen eilte er zu seinem getreuen Rosens Christel, in dessen Busen er seine geheimen Gedanken ausschüttete und ihn zu gleicher Zeit um Rath fragte, was er thun oder lassen sollte?

Wenn ich in deiner Stelle bin, sagte ihm Christel, so laufe ich heute noch, so weit mich meine Beine tragen! Ach ich wollte, ich könnte mit dir! Du denkst Wunder, wie gut mirs geht: Aber ich weiß es am besten! Nur mit Franzen must du dich nicht einlassen! Wenn du den mitnimmst, so ists nichts: Aber für dich allein bin ich gar nicht bange!

"Ja, das sagst du wohl, erwiederte Wilhelm: Aber wo nun hin? Zu wem?"

I Narr, grade über die Grenze nach Sachsen! Da brauchst du dich nur an den ersten den besten zu wenden, der nimmt dich gleich auf! Du must ja nicht denken, daß es auf der Welt lauter Provisors giebt! Es werden sich schon gute Leute finden, die sich deiner annehmen und für dich sorgen! Du hast doch ein paar Thaler Geld fürs erste?

"O ja, etliche Thaler! Und dann auch das schöne Goldstück von meiner Susanne: Aber das geb ich nicht aus!"

Gut, ich will dir noch ein paar Thaler dazu geben!

"Nein, Christel, das laß nur! Deine Eltern —"

O ich kan mit meinem Gelde machen, was ich will! Ich könnte dir noch viel mehr geben, aber das möchte vielleicht Papa und Mama übel nehmen! Allein zwey Thaler, das ist ja so gut wie nichts!

"Nun meinetwegen, wenn du willst so gut seyn! Aber, lieber Herzens Christel, du glaubst dirs gar nicht, wie bange mir ums Herz ist! Wenn mir nun Herr Hennig Leute nachschickt

und die kriegen mich, Herr Gott, dann steckt er mich wohl gar aufs Zuchthaus!“

Hahaha, warum nicht gar in den feurigen Ofen! Nein, Wilhelm, davor brauchst du dich nicht zu fürchten! Schickt er dir nach und du lässest dich kriegen, gut, so hast du denn doch wohl ein Mäulchen am Kopfe, daß du sagen kannst, warum du davon gelaufen bist!

“Ach ich habs schon gesagt genung: Aber was hat mirs geholfen?“

Recht gut! Aber hernach ist das ein ander Ding! Dann erfährts die ganze Stadt, wie der Provisor mit dir umgeht, und der Magistrat auch, und du kriegst entweder einen andern Vormund, oder der Provisor muß fort, oder wenigstens darf er sich nicht mehr unterstehn, dich so zu tractiren.

“Ja, wenn das wäre! Wenn ich das gewiß wüste!“

I ganz gewiß! Zuverlässig! Kurzum, wenn ich an deiner Stelle wäre, das Ding müste biegen oder brechen!

Hier wurden Christel und Wilhelm unterbrochen: Aber man konnte es diesem an den Augen ansehen, daß Heiterkeit und Vergnügen in ihn zurückkehrten. Beym Nachhausegehen fiel es ihm ein, den Weg über den Kirchhof zu neh-

men, wie er oft pflegte. Da es schon finster war, und niemand ihn störte, überließ er sich ganz dem Ausbruche seiner Empfindung. Er setzte sich zu den Füssen auf das Grab seiner Mutter; Zur Linken lag Susanne und zur Rechten sein Vater. "Da liegt ihr nun alle zusammen, sagte er, und ich bin ganz allein auf der Welt! Ach liebe Susannewenn du wissen solltest, wie mirs itzund geht! Ach lieber Vater, wenn du sehen solltest, wie der Provisor mich traktirt! Du littest es gewiß nicht, das weiß ich! Ich kanns auch nicht länger ausstehn: Ich muß fort! Ach betet nur fleissig für mich, daß der liebe Gott nicht zornig auf mich ist und mich dafür straft! Ich wills auch noch ganzer acht Tage mit ansehn, und wenns nur ein ganz kleines, kleines Bißchen besser wird, dann bleib ich den Augenblick! "

Mit dem Besserwerden hatte es nun, wie man leicht denken kan, guten Frieden und so kam denn auch Wilhelms schwankender Entschluß endlich zur Festigkeit. Den nächsten Sonntag bat er, wie gewöhnlich, um Erlaubniß, Rosens Christeln zu besuchen, steckte sein ganzes Bißchen Baarschaft in die Tasche, zog sich ein doppeltes Hemde an und gieng wirklich bey Christeln heran, der ihn an der Thür erwartete, aber bloß

um mit nassen Augen von ihm Abschied zu nehmen. Christel flog wie ein Blitz nach seinem Geldbeutel, gab Wilhelmen heimlich den versprochenen Zehrpfennig, zog ihn hinter die Thür und küßte ihn noch einmal recht herzlich, dann trieb er ihn selbst freundschaftlich zum Hause heraus, um ja keinen Augenblick zu verlieren: Und so wanderte Wilhelm mit klopfendem Herzen und schnellen Schritten hurtig zum Thore hinaus.

Siebzehntes Kapitel.

Der geneigte Leser wird nun vielleicht eine Geschichte vermuthen, im Geschmacke der Nachrichten von Eduard Worthley Montagu, dem berühmten Hurensohn eines türkischen Sultans und einer Englischen Lady, der bald Schornsteinfeger, bald Matrose, bald Mauleseltreiber war, der itzt auf der Alkazarstrasse in Madrid, von einem Bravo tödtlich verwundet, schier seinen letzten Othem ausbließ, und ein andermal eine Stunde von Paris, mit verbundenen Augen und einem Knebel im Maule, eine ganze Nacht hindurch an einen Baum gebunden stand, da er in der Bastille zu sitzen glaubte. Abentheuer von der Art unterhalten allerdings die Neugierde des Lesers: Aber es sollte mir um meinen Wilhelm höchlich leid thun, wenn er um diesen

Preis ein eben so schlechter Kerl würde, als Montagu im Grunde doch war. Also lieber der Abentheuer ein gut Theil weniger! Für diejenigen Seelen, nach deren Beyfall allein ich strebe, ist es gewiß ein unterhaltenders Schauspiel, eine kleine, stille Leuchtkugel allmählich hoch empor steigen zu sehen, als einen zischenden Schwärmer zu hören, der rechts und links, kreuz und quer springt und zulezt mit Gestank krepirt.

Wilhelms erste Empfindung, nachdem er erst glücklich zum Thore hinaus war und den Abschied von Rosens Christeln verschmerzt hatte, war genau die Empfindung eines Galeerensklaven, dem es durch irgend einen günstigen Zufall gelungen ist, sich in Freyheit zu setzen. Es war ihm ganz unbeschreiblich wohl und leicht ums Herz, und er tanzte den Weg mehr, als er ihn gieng. Alle Furcht von Kosacken, Panduren, Kroaten, wie auch vor Herr Hennigen und dem Provisor war rein verschwunden, und was die letzte anbetrift, so konnte er sie sich auch gänzlich ersparen. Herr Hennig war den Nachmittag bey einer Fete, von der er nicht viel vor Mitternacht nach Hause kam; Gesetzt also auch, der Provisor entdeckte Wilhelms Flucht schon den Abend und erzählte sie dann sogleich seinem Herrn, so konnten doch vor dem nächsten Morgen keine

LB Coburg

Anstalten zum Nachsetzen gemacht werden, und so behielt Wilhelm immer einen tüchtigen Vorsprung.

Er gieng dann nun recht im eigentlichen Verstande der Nase nach: Denn er wuste weder der Stadt noch Dorf, wohin er zuerst kommen würde! Das einzige war ihm bekannt, daß gegen Abend Sachsen läge, und daß, wenn ihn seine jungen Beine heute noch ein paar Meilen trügen, so würde er entweder schon auf sächsischem Grund und Boden seyn, oder doch wenigstens nicht weit davon. Allein er fieng seinen Marsch viel zu hitzig an, um ihn lang fortzusetzen! Schon bey der ersten halben Meile fieng er an, seine Füsse zu fühlen, und bey der zweyten must er sich schon mehrmal niedersetzen und ausruhen. Da er aber in einer ziemlichen Entfernung zur Linken die Spitze eines Thurms erblickte, sammlete er alle seine noch übrigen Kräfte und erreichte noch vor Sonnenuntergang das Dorf; Es hieß Welkersdorf und war noch preussisch. Er gieng in den ersten besten Bauerhof und fand da eine gutherzige Bäuerin, die ihm, auf seine Bitte um einen Trunk Milch, sogleich einen grossen Topf voll brachte. Nun bat er auch um ein Nachtquartier, welches sie ihm ebenfalls zugestand, wenn er so vorlieb nehmen wollte! Die-

ser Anfang behagte Wilhelmen ungemein; Er erinnerte sich, was Christel zu ihm gesagt hatte, daß auf der Welt nicht lauter Provisors wären und daß er um ihn gar keine Sorge hätte, und dieser Gedanke brachte ihn, ohnerachtet seiner Müdigkeit, in die munterste Laune von der Welt. Er trieb nicht nur sein Wesen mit den Kindern der Bäuerin, die sich ums Abendessen alle richtig einstellten, sondern er erzählte ihr auch unverholen seine ganze Geschichte, und der dreyfache Todesfall in seiner Familie machte auf ihr Herz einen so lebhaften Eindruck, daß sie einen Strom von Thränen vergoß. Ohne Zweifel hatte die Erinnerung an ihr eignes Schicksal daran grossen Antheil: Denn sie hatte vor einem Jahre das Unglück gehabt, ihren Mann zu verlieren, ohne daß sie im mindesten wuste, ob er noch lebte, oder todt sey; Gnug er war, wie sie erzählte, nach Lauban herüber gegangen und nicht wiedergekommen. Gelegentlich erfuhr denn Wilhelm auch, daß sie morgen ihren Knecht mit Getraide dahin auf den Markt schicken wollte, und sogleich war er entschlossen, mitzufahren. Er legte sich deßhalb früh nieder, schlief die wenigen Stunden steif und fest, und eine Stunde nach Mitternacht ward er schon geweckt. Die Bäuerin war selbst bey der Hand, machte ihm

in aller Eil ein Warmbier, und ließ sich schlechterdings nicht bewegen, die geringste Bezahlung anzunehmen. Mit recht mütterlicher Zärtlichkeit bat und beschwor sie ihn, sich ja vor Schaden und Unglück in Acht zu nehmen, sein Geld nicht zu verlieren, und sich lieber gleich in Lauban an jemand zu wenden, der sich seiner annähme und die Sache bey Herr Hennigen wieder ins rechte Gleiß brächte. Wilhelm versprach sein Bestes, schied und setzte sich frisch auf die Kornsäcke, von denen er aber mit Erlaubniß des Knechts gar bald abstieg und seinen Platz auf dem Handpferde nahm.

Hier befand er sich denn ungemein wohl und verplauderte eine Stunde nach der andern mit dem Schwager Fuhrmann, der ihm unter andern erzählte, er hätte einen Bruder in der Stadt, der Postillion wäre. Dis machte Wilhelmen aufmerksam! Er erkundigte sich, wann und wohin er führe, und was es wohl kostete, wenn er einen mitnähme? Der Schwager sagte ihm, er führe die Görlitzer Post und von da gienge es denn weiter nach Bautzen, Kamenz, Königsbrück, Grossenhayn, Torgau, Leipzig und in die ganze Welt! Die Meile kostete

eigentlich 5 Groschen, allein er wollte schon mit seinem Bruder reden, daß er ihn blind mitnähme, wenn er wollte. Unter alle den angeführten Städten kannte Wilhelm keine, als Leipzig, wovon er sich itzt erinnerte, daß ihm einmal Susanne (eine geborne Sachsin) viel schönes erzählt hatte. Er fragte also weiter, wie weit es dahin wäre, und da er hörte, 28 Meilen, fuhr er ganz erschrocken zusammen und meynte, da käme man ja wohl fast in 14 Tagen nicht hin! Darüber lachte ihn der Schwager wacker aus und verständigte ihm, daß, wenn er es nur aushalten könnte, Tag und Nacht zu fahren, so sollte er Mittwoch Nacht ganz gewiß an Ort und Stelle seyn, denn die Görlitzer Post gienge heute Morgen noch aus Lauban ab. Diese Schnelligkeit des Reisens war für Wilhelm ein neuer Sporn: Und das Aushalten? Davor war ihm gar nicht bange: Denn wie man vom Laufen müde werden könnte, wust er wohl, aber vom Fahren konnt er sich das nicht vorstellen! Der Fuhrmann muste ihm also versprechen, es mit seinem Bruder richtig zu machen, und wirklich war auch dis sein Erstes, sobald sie in Lauban ankamen. So eben war es hohe Zeit, denn der Postillion hielt schon vor dem Post-

hause und packte auf. Sein Bruder raunte ihm also nur flüchtig ins Ohr, was die Sache war, und er ließ es sich gefallen, den kleinen Passagier mitzunehmen. Wilhelm hatte kaum so viel Zeit, sich ein Frühstück zu kaufen und anzubeissen, so hörte er schon das Posthorn tönen und eilte über Hals über Kopf zum angewiesenen Thore hinaus, um heimlich aufzusteigen.

Jeder Leser, der es nur einmal gekostet hat, etliche Tage und Nächte hintereinander auf dem ofnen Postwagen zu liegen, wird es gewiß kaum glaublich finden, daß ein Kind wie Wilhelm diese enorme Strapatze aushielt. Nicht nur war er sehr leicht und luftig angezogen, sondern hatte auch nicht das mindeste, weder Mantel, noch Pelz, noch Fußsack, um sich gegen Regen und Nachtfrost zu schützen. Auch bestand, die ganze Reise über, seine Nahrung in nichts, als Butterbrod, Semmel und Milch, und als blinder Passagier must er sich überdem gefallen lassen, manchmal eine Viertelmeile vor der Station abzusteigen und diesen Weg zu Fuß zu machen. Allein hier zeigten sich zum erstenmale die Früchte von der felsenfesten Natur und unverwüstlichen Gesundheit, zu der Susanne

in ihm den ersten Grund gelegt hatte! Er fühlte freylich jede Ribbe im Leibe, und um den Kopf war ihm ganz unbeschreiblich dumm und wüste: Gleichwohl verlohr er weder den Muth noch die Geduld, und diese Leiden dünkten ihm doch noch immer Kleinigkeit gegen die, die ihn der Provisor hatte erfahren lassen. Ueberdem erwiesen ihm die meisten Postillions, deren einer ihn immer dem andern rekommandirte, allerhand kleine Pflichten der Menschheit, gaben ihm manchmal ihren Rockelor und machten ihm des Nachts ein gutes Strohlager. Die vielen neuen und immer abwechselnden Gegenstände, die er unterwegens sah, besonders aber die Passage über die Elbe und Mulde, liessen ihn oft ganz den mitleidswürdigen Zustand seines Sitzefleisches vergessen. Passagiers waren wenig, und die wenigen nicht interessant: Der Leser verliert also durchaus nichts wesentliches, wenn ich den ganzen Rest der Erzählung mit 2 Worten darinn zusammen fasse, daß Wilhelm den Mittwoch Abend glücklich und gesund, nur äusserst ermüdet und nach dem Bettzipfel schmachtend, in Leipzig anlangte.

Achtzehntes Kapitel.

Hier lassen wir ihn denn vorerst recht satt schlafen und ruhen, und sehen einen Augenblick nach Herr Hennigen und dem theuren werthen Provisor zurück.

Schon schlug die Glocke sieben, um welche Zeit Wilhelm jedesmal seinen lieben Rosens Christel verlassen und zu Hause beym Abendessen erscheinen muste: Allein vor dismal beliebte es ihm auszubleiben. Dem Provisor was dis eben recht und er hatte schon in Gedanken seine innige Schadenfreude, wie er ihn für dieses Aussenbleiben ohrfeigen und nasenstübern wollte: Allein es schlug zehn, es schlug eilfe, und immer stellte sich noch kein Wilhelm ein, um sich ohrfeigen und nasenstübern zu lassen! Jetzt fieng der Provisor an, Unrath zu merken und gerieth darüber in eine solche Wuth, wie weiland Lieutenant Lismahago, als er von den Bedienten des Lord Oxmington entwafnet, sein Degen durch einen Nachtstuhl und er selbst durch eine Pferdeschwemme gezogen wurde. Mittlerweile kam Herr Hennig von seiner Fete nach Hause und würde gewiß den Vorfall sogleich erfahren haben, wenn nicht die Jungfer vom Hause, ich weiß nicht aus welcher zärtlichen Besorg-

niß für ihn, die Entdeckung bis auf den folgenden Morgen verschoben und selbst zu bestellen übernommen hätte. Sie brachte es ihm denn so fein und sanft, als möglich, bey: Allein er gerieth gleichwohl in ein recht tragisches Entsetzen, nahm niederschlagend Pulver, und sah fleissig in den Spiegel, ob sein Teint sehr darunter gelitten hätte! Nachdem er so viel heraus gebracht, zu welchem Thore Wilhelm seine Ausflucht genommen, schickte er gleich einen reitenden Bothen nach: Dieser aber hielt sich mehr rechts, und so war es natürlich, daß er nirgends das Geringste von Wilhelm ausfragen konnte. Franz machte die Verwirrung vollends komplet. Es ärgerte ihn nicht wenig, daß Wilhelm ohne ihn den Streich gewagt hatte, da er ihm doch, wie er glaubte, ursprünglich den guten Rath gegeben. Er lauerte also die Gelegenheit ab, als eben ein Offizier mit einem Kommando durch die Stadt kam; wandte sich mit seiner gewöhnlichen Dreistigkeit grade an ihn und fragte, ob er nicht einen Burschen, wie er, zum Bedienten oder wozu er sonst wollte, brauchen könnte? Der Offizier fand ihn ganz nach seinem Wunsche und der Handel ward auf der Stelle richtig. Auf Franzens Bitte gieng er sogar selbst mit zu Herr

Hennigen, ließ sich eins einschenken, und unterdessen packte Franz seine Siebensachen im Huy zusammen, nahm sie unter den Arm, lachte und spottete dem Provisor mit der größten Unverschämtheit ins Gesicht, ohne daß dieser aus Furcht vor der Scherpe zu mukſen wagte, und so zog er ebenfalls, nur auf eine andre Art, wie Wilhelm, davon. Diese doppelte Prostitution griff Herr Hennigs Eitelkeit zu sehr an, als daß er nicht an dem Ursacher derselben hätte ein Exempel statuiren sollen; Der Provisor bekam also seinen Abschied, oder wie Herr Hennig sich ausdrückte, seine Kassation, und er seiner Seits sparte keine Mühe, ob sie wohl völlig vergebens war, Wilhelmen auszukundschaften.

Dieser befand sich indeß frisch und gesund, wo wir wissen. Ob er gleich bey seiner Ankunft von der langen Fahrt wie gerädert war und noch keinen Bürgen hatte, daß er diese Nacht in einem Bette, und nicht vielmehr auf der Strasse schlafen würde, so reizte doch ein Gegenstand seine Neugierde, und das waren die brennenden Strassenlaternen. Voll Entzücken lief er ihnen von Strasse zu Strasse nach und freute sich herzlich über die schöne Perspektiv, die sie machten. Endlich vermoch-

ten ihn seine Füsse nicht länger zu tragen und er gieng in ein offenstehendes Haus auf dem Brühl, um sich ein Nachtlager zu suchen. Das erstemal hatte ihn seine Nase in ein gemeines Bauerhaus geführt: Das zweytemal führte sie ihn in einen grossen Gasthof. Nachdem er den Wirth aufgefunden, trug er ihm mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit sein Anliegen vor! Dieser, mit einer zweifelhaften Miene, maß ihn vom Kopf bis auf die Füsse und sagte zu ihm: Ein Nachtquartier ist wohl bey mir zu bekommen, aber, Bursche, du siehst mir nicht so recht darnach aus, als wenn dus bezahlen könntest! O, versetzte Wilhelm, indem er seinen Geldrest aus der Tasche hervorholte: Ich habe wohl noch 2 Rthl. und im Falle der Noth, hab ich noch mehr! Dieses zuversichtliche noch mehr und der Augenschein thaten ihre Wirkung auf den Wirth und er führte Wilhelmen sogleich auf eine abgelegene Kammer, wo er sich geschwind auszog und bis über die Ohren ins Bette kroch.

Den folgenden Tag, nachdem ein eisenfester Schlaf seine ermatteten Glieder von Grund aus geheilt, stand er auf und gieng herab in die Wirthsstube. Der Wirth und die Wirthin schlugen ein grosses Gelächter auf, als sie ihn

erblickten und sich noch die Augen reiben sahen! Ihm selbst kam es auch sonderbar vor, daß noch Licht brannte und er fragte also in aller Einfalt, ob er denn zu früh aufgestanden wäre? Darüber ward das Gelächter noch grösser: Und als er gar Frühstück foderte, wollte sich die ganze Stube fast todtgickern. Endlich sagten sie ihm denn, daß er 24 Stunden in eins weg geschlafen hätte und daß es itzt Abends um 9 wäre. Da es ihm nun nicht möglich war, so bald wieder zu schlafen, fragte er, ob sie nicht etwan ein Buch für ihn hätten, womit er sich die Zeit vertreiben könnte? Der Wirth gab ihm den Englischen Robinson, und gleich der Anfang fesselte seine Neugierde so sehr, daß er die ganze Nacht bis an hellen Morgen dabey saß und immer abwechselnd lachte und weinte. Bey seiner itzigen Lage, da er selbst eine Art von irrendem Robinson war, schöpfte er aus der Geschichte seines Mitbruders keinen geringen Trost: Denn da dieser auf einer wüsten Insel nicht verhungert war, würde ihn ja der liebe Gott mitten unter Menschen, auch nicht verhungern lassen!

Seine Erlösung näherte sich auch bereits! Noch denselben Tag, nachdem er seine bisherige Zeche berichtiget und ausser seinem doppelten

Louisdor, der ihm so sehr am Herzen lag, wenig Groschen mehr besaß, schlenderte er die ganze Stadt durch, und nachdem er sich genug umgesehen, nahm er seinen Weg vors Thor und gieng aufs Gerathewohl der Hällischen Landstrasse nach. Hier setzte er sich auf einen kleinen Hügel, der auf das gegenüberstehende Gehölz eine sehr angenehme Aussicht gab und versank in Betrachtungen und Monologen über Robinson Krusoe und über sein eignes Schicksal. Mit schwerem Herzen zog er sein Goldstück aus der Tasche, küßte es inbrünstig und benetzte es mit Thränen, daß er es doch nun bald ausgeben und dieses theure Andenken von Susannen verliehren müsse. Indem kam eine halbe Schäse mit zwey jungen feinen Herren aus der Stadt daher gerollt, dicht neben Wilhelm vorbey. Er war viel zu vertieft gewesen, um sie gewahr zu werden: Einer der jungen Herren aber hatte ihn schon von ferne erblickt und der Auftritt dünkte ihn äusserst romantisch, einen Knaben zu sehen, der in süsser Einsamkeit irgend in Pretium Affektionis in den Händen hielte und aufs zärtlichste küßte. Er mußte sich schlechterdings über diesen Punkt Licht verschaffen, ließ also den Kutscher halten und sagte zu Wilhelm: Kleiner, sage mir doch,

was küssest du denn da? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß du schon verliebt bist, das wäre ja verzweifelt früh!

Ach wenn Sie wüsten, versetzte Wilhelm! Dieß Goldstück hier ist mein einziger Reichthum, und den soll ich nun ausgeben, sonst krieg ich nichts zu essen, und ich darf doch nicht und soll nicht!

Die beyden Herren konnten sich über diese räthselhafte Offenherzigkeit des Lachens nicht enthalten und der erste fragte weiter: Wer bist du denn, mein Sohn? Wem gehörst du denn an?

Ich bin eine Waise, sagte Wilhelm mit einem Seufzer: Mein Vater ist erst diesen Sommer gestorben, von den Kosackan, und meine Mutter, o die ist wer weiß wie lange schon todt, und meine Susanne, die mir dies Goldstück vermacht hat, ist auch gestorben, schon vor drey Jahren! Es ist alles todt und ich bin mutterseelallein auf der Welt!

„Hast du denn gar niemand, der sich deiner annimmt?„

Keinen Menschen, bis mir der liebe Gott einen schicken wird!

Die beyden Herren sahen sich einander an und redeten in einer Sprache, die Wil-

helm nicht verstand. Drauf fieng der erste wieder an:

„Hast du denn schon was gelernt, mein Sohn?„

O ja, ich kan lesen und schreiben, deklinis ren und konjugiren, auch Langens Kolloquia kan ich, und reiten, und schiessen, und rechnen —

Die beyden Herren brachen in ein lautes Ge lächter aus über diese seltsame Paarung von höchst verschiednen Kenntnissen. Das ist ja ein wah rer Polyhistor, sagten sie! „Nun gut, fuhr der erste fort, weil du denn gar niemand hast, der sich deiner annimmt, willst du zu mir?„

O mit tausend Freuden, wenn Sie mich haben wollen!

„Nun so setz dich auf den Bock zum Kut scher!„

Gesagt, gethan: Heidi rollte der Wagen fort, ohne daß Wilhelm weiter wuste, wohin es gienge, noch wer sein Bonifacius war. In Schkeuditz ward denn Halte gemacht und hier muste Wilhelm seine Geschichte umständlicher und ausführlicher erzählen: Er aber erfuhr noch weiter nichts, als daß die Reise nach Halle gienge, wovon er auch bereits in wenig Stun

den die Thürme blicken sah und den Kothendampf einschluckte.

Neunzehntes Kapitel.

So viel ich weiß, ist diese Geschichte, nächst dem Briefwechsel dreyer akademischer Freunde, die zweyte, wovon der Schauplatz auf einer deutschen Universität ist. Jener hat man, mit Recht oder Unrecht, vorgeworfen, daß der Student zu sehr daraus hervorguckte: Ich hoffe, der meinigen soll man diesen Vorwurf nicht machen! Meine Absicht ist keineswegs, das akademische Wesen und Wandel nach dem Leben zu schildern und darüber einen moralischen Senf zu machen: Eine Arbeit, die ich für völlig unnütz und vergeblich halte! Noch viel weniger hat mir die Stadt Halle und ihre Einwohner irgend etwas zu Leide gethan, daß ich einen zweyten Jani reizen könnte, mit einer Apologie derselben gegen mich aufzutreten! Mein Zweck geht blos dahin, das weitere von dem Leben meines Helden treu und aufrichtig zu erzählen und zu zeigen, was Halle dazu beygetragen hat, ihn zu demjenigen zu machen, was er nachmals geworden ist.

Die beyden jungen Herren in ihrer halben Schäse und Wilhelm auf dem Bocke fuhren denn

rüstig die Galgstrasse herab, über den Markt und nach der grossen Ulrichestrasse. Hier stiegen sie aus; Der andre nahm Abschied, und der erste führte Wilhelmen in sein Logis, das aus mehrern aneinanderhängenden Zimmern bestand, die mit einer zahlreichen Bibliothek, mit vielen Kupfern und einigen Gemählden tapeziert waren. Wilhelms Augen funkelten vor Freude und Vergnügen. Ey, sagte der junge Herr, das gefällt dir also?

„O ganz scharmant, ich kan mich gar nicht satt sehen!„

Bravo! Ich sehe nun schon, ich werde recht gut mit dir fahren: Ich will dir also nur sagen, was ich mit dir im Sinne habe! Du kanst schreiben, sagst du: Aber auch orthographisch?

„Ey dies versteht sich!„

Gut, laß sehen! Hier setz dich hin und schreib einmal meinen Namen: Baron von Sacken aus Kurland, beyder Rechte Beflissener!

Wilhelm schrieb den Namen richtig, setzte aber aus freyen Stücken das Herr hinzu. Der Baron war sowohl mit diesem Einfalle, als mit der Hand und Orthographie sehr zufrieden und fuhr fort:

Schön, ich nehme dich also hiermit zu meinem kleinen Sekretär an! Ich werde dir alle Tage was zu thun geben, und davor sollst du bey mir alles haben, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Führst du dich gut auf, so behalt ich dich nicht nur so lange bey mir, bis ich wieder in mein Vaterland zurückgehe, sondern ich will auch dann für dein weiteres Unterkommen sorgen! Hast du sonst Lust was zu lernen, so soll mirs auch darauf nicht ankommen, für dich zu bezahlen. Uebrigens sey treu und ehrlich, mehr verlang ich nicht von dir!

Wilhelm war über diese gütigen Anerbietungen bis zu Thränen gerührt, küßte seinem jungen Baron feurig die Hand und versicherte ihn, daß er alles thun wollte, was nur irgend in seinen Kräften stünde, und daß er ihn nie auf einer Untreue ertappen würde.

Sogleich ward für Wilhelm ein Bette besorgt; Der Schneider erschien, um ihm zu einem neuen Kleide das Maaß zu nehmen; Die Wäscherin erhielt Order, ihn mit nothdürftiger Wäsche zu versehen, und kurz der Baron that an Wilhelm, was ein leiblicher Vater nur hätte thun können.

Diese edle und wohlthätige Gesinnung war eine Frucht der vortreflichen Erziehung, die der

Baron bey seinen Eltern in Kurland genossen hatte. Er war ihr einziges Kind und künftig einmal Erbe eines sehr grossen Vermögens, weswegen er auch auf der Universität keine bestimmte Geldsumme erhielt, sondern er hatte ofnen Wechsel und konnte gewiß versichert seyn, daß die Ausgaben, die er für seinen kleinen Sekretär in Rechnung brächte, nicht nur ohne Monitum passiren, sondern auch von seinen selbst sehr wohlthätigen Eltern vollkommen gut aufgenommen werden würden.

Schwerlich also hätte Wilhelm irgend in bessere Hände fallen können, als eben in diese. Der Geist der Freyheit, welchen zu ersticken der Provisor schon einen guten Anfang gemacht hatte, lebte itzt wieder in ihm auf. In den Stunden, die ihm von seinen Schreibereien übrig blieben, (und deren waren übrig genug) fieng er wieder an, seinem alten Hange zur Natur und Kunst nachzuhängen. Von Leipzig hatte er nur die Oberfläche gesehen und sehen können: Dagegen hatte er zur Betrachtung der Hällischen Merkwürdigkeiten Zeit genug, und der Baron selbst machte ihn darauf aufmerksam. Einen Vormittag begab er sich auf den Weg nach dem Waisenhause. Die wirklich hübsche Fronte desselben, mit der gold-

nen Aufschrift und stattlichen doppelten Treppe, war für ihn schon eine glänzende Erscheinung: Als er aber durch die Thür eingetreten war und nun die lange Perspektiv von Gebäuden zu beyden Seiten und am Ende die Fronte des Pädagogiums erblickte, da ward er ganz wie versteinert! Er lief die ganze breite Strasse zu Ende und das Pädagogium hinein: War sein Erstaunen vorher groß gewesen, so ward es itzt noch grösser, als er die doppelte Reihe von Gebäuden noch einmal wiederholt erblickte! In der ersten Hitze packte er einen Kalfaktor an, der ihm in den Wurf kam, und fragte ihn, wer doch in aller Welt dis königliche Gebäude aufgeführt hätte? Das müßte nothwendig der König von Preußen seyn, kein andrer Mensch! Der Kalfaktor benahm ihm denn seinen Irrthum, sagte ihm, daß ein ehrlicher Pastor aus Glauche August Herrman Franke, der Stifter davon sey; daß er mit sieben Gulden den Anfang gemacht und daß der liebe Gott nach und nach immer mehr milde Herzen erweckt, bis endlich ein so grosses Werk daraus entstanden wäre. Aber wo sind denn die Waisen, fragte Wilhelm? Ich sehe ja keine! Sie sind itzt in der Schule, antwortete der Kalfaktor, aber sie müssen den Augenblick herauskommen!

Es währte auch keine Minute, so verließ der unübersehbare Schwarm von Waisenknaben, Stadtschülern und Pensionärs die Klassen und überströmte den ganzen weiten Hof. Dieser Anblick von so viel hundert seines gleichen verursachte ihm neues Entzücken und er machte sich in der Geschwindigkeit mit einigen von ihnen bekannt: Allein bald eilten sie wieder ihrem Lehrsaale zu, und Wilhelm suchte itzt die Buchdruckerey, von der sein Baron ihm gesagt hatte; Anstatt aber ein Stockwerk tiefer zu gehen, gieng er eins höher und kam also an die berühmte Apotheke, die Mutter der Essentia Dulcis, Polychrestpillen, des Lebenspulvers, der Goldtinktur und andrer ehemals sehr einträglicher Arzeneyen.

Wer sich nur irgend ein wenig auf die Verbindung der Begriffe versteht, wird leicht begreifen, daß der unvermuthete Eintritt in eine Apotheke Wilhelmen mit kaltem Schauder überlaufen muste: Aber eben diese Verbindung der Begriffe spielte ihm itzt einen noch tollern Streich! Da er zur Thür hinein wollte, kam just jemand zur Thür heraus: Ihn sehen, einen lauten Schrey thun und die Treppe wieder zurückprallen, war eins! Dieser Jemand erschrack selbst nicht wenig über dieses plötzliche Erschrecken; Er sah sich überall nach Wilhelmen um, da er

ihn aber nicht erblickte, gieng er seiner Wege! Wilhelm steckte indeß hinter einer Thür und alle Glieder am Leibe zitterten ihm: Denn kurz, diese fürchterliche Gestalt, die er gesehen hatte, war ganz das Ebenbild seines Provisors, an Kleidung und Statur! Das Gesicht mochte vielleicht verschieden genug seyn, aber eh Wilhelm daran denken konnte, war ihm schon der Gedanke durch die Seele gefahren, Herr Hennig habe ihm den Provisor nachgeschickt, dieser gehe ihm nun auf dem Fusse nach und werde gewiß nicht ruhen, bis er ihn in Ketten und Banden geschlossen nach seiner Heimat zurück brächte! So stand er ein ganzes Weilchen und schwebte zwischen Furcht und Hoffen: Weil ihm aber der vermeyntliche Provisor nicht nachsetzte, und nicht Lerm machte, um ihn zu fahen, so besann er sich allmählich, daß er sich doch wohl könnte geirrt haben! Er überlegte, daß der Provisor gar nicht der Mann wäre, in solcher Geschwindigkeit eine so weite Reise zu thun; daß Herr Hennig ihn nicht missen könne und gewiß einen andern geschickt haben würde, und daß, wenn auch der Welkersdorfer Fuhrmann seine Flucht nach Leipzig verrathen, so müsse es doch mit Hexerey zugehen, wenn man

seinen hiesigen Aufenthalt schon ausspionirt hätte. Sein Traumgesicht vergieng also fast eben so geschwind, als es entstanden war; Unerschrocken wagte er sich wieder aus seinem Schlupfwinkel hervor und fand nun glücklich die Buchdruckerey.

Hier war volle Weide für seine Wißbegierde! Er begriff nicht nur sehr bald das Wesentliche von der Kunst des Setzers und Druckers, sondern forschte auch von selbst weiter nach der Entstehung der Lettern, nach der Verfertigung der Druckerschwärze, nach allem! Bey seiner Nachhausekunft erzählte er dem Baron mit grosser Naivetät und Lebhaftigkeit alle das Neue und Schöne wieder, was er gesehn und gehört hatte. Dieser, ohne es weiter zu merken, daß in Wilhelmen die vollkommenste Anlage zu einem künftigen Financier, Kameralisten, Staatsmann und wer weiß was sonst noch steckte, gab ihm gleichwohl Anlaß, seinem Hange weiter nachzugehen und wies ihn nach den Salzkothen, in und vor der Stadt. So was ließ sich Wilhelm nicht zweymal sagen, machte sich gleich wieder auf den Weg und bereitete bey seiner Nachhausekunft seinem Herrn ein grosses Lachen.

Zwanzigstes Kapitel.

Er erschien mit einem schmuzigen, zerlumpten Haloren, den er grade mit herein ins Zimmer brachte. Voll schmeichelnder Zärtlichkeit faßte er des Barons Hand, küßte sie und sagte ihm, daß er eine grosse, wer weiß wie grosse Bitte an ihn hätte! Der Baron glaubte anfangs, Wilhelm wollte ihn um ein Allmosen für diesen vielleicht sehr armen und nothleidenden Mann bitten, allein bald zeigte sichs anders. O wenn Sie hätten sehen sollen, sagte er! Der Schwager kan rechte Künste! Er ist ihnen von der Brücke da, bey der Residenz, ganz oben herunter ins Wasser gesprungen und hat ein sächsisches Drittel herausgeholt, was einer herein schmiß! Ich möchte das gar zu gern auch lernen, und der Schwager hat mir versprochen, daß er mir will Stunden geben im Schwimmen: Ach allerbester Herr Baron, seyn Sie doch so gut und bezahlen für mich! Er will gar nicht viel haben, Sie werdens hören!

Der Baron muste herzlich lachen, und nachdem er den Haloren befragt, ob er auch für alle Gefahr stehen könne und dieser es versichere, machte er Wilhelmen die Freude und versprach dem Haloren monatlich einen Thaler,

womit dieser vollkommen zufrieden war, besonders da er sogleich einen pränumerando erhielt.

Nunmehr legte sich Wilhelm mit allem Eifer auf dieses neue Studium, und in wenig Monaten war er schon so weit, daß er vor seinem Baron eine sehr gute Probe mit Schwimmen ablegte. Allmählich verstieg er sich auch bis zu den eigentlichen Halorenkünsten, lernte untertauchen und unter dem Wasser sehen, auf dem Rücken schwimmen, von der Brücke herab springen, und Hoß der einbrechende Winter machte diesen Uebungen vorerst ein Ende.

Hätte Wilhelm auch von alle diesem weiter keinen Vortheil gehabt, als daß der häufige Aufenthalt in dem wohlthätigen Elemente, das schon Pindar für das beste erklärt, alle seine Fibern und Nerven stärkte und gegen alle Krankheiten abhärtete, so wäre das, dünkt mich, schon vollkommen der Mühe werth gewesen: Allein die Folge wird lehren, daß ihm diese in seiner frühern Jugend erlernte Kunst oft die allerwesentlichsten Vortheile gewährte, und fern von den Grenzen Deutschlands werden wir ihn noch das Andenken seines Lehrmeisters und Schwagers in Halle rühmen und preisen hören!

Mittlerweile giengen seine Exkursionen, um sich mit Natur und Kunst bekannt zu machen,

immer fort. In den Salzkothen lernte er von den Haloren den ganzen Gang der Verfertigung und Zubereitung des Salzes. Ein Haderlumpsmann, der ihm eines Tages vor dem Thore begegnete und mit seiner Lumpenkarre nach Crelwitz fuhr, nahm ihn mit nach der dortigen Papiermühle, wo er sein Köpfchen abermals mit neuen Kenntnissen bereicherte. Viele Werkstäte besuchte er nicht bloß, sondern legte selbst Hand und Fuß an, wenn Meister und Gesellen Laune und Zeit hatten, sich mit ihm abzugeben. Er lernte mit der Töpferscheibe und mit der Drechselbank umspringen und hatte den Einfall, seinen Baron, der ihm zu Weihnachten einen recht artigen heiligen Christ bescheren ließ, gegenseitig mit einem Präsente zu überraschen, bestehend aus einem Dintenfasse und einer Streusandbüchse, beyde von ihm selbst verfertiget. Unter seinen erhaltenen Geschenken befand sich unter andern eine Pergamenttafel, die ihm ausserordentliche Freude machte, denn nun sah er sich im Stande, dem Mangel seines Gedächtnisses zu Hülfe zu kommen und bey Besuchung der Werkstäte dasjenige schriftlich aufzuzeichnen, was er zu vergessen befürchten muste.

Der Baron, der übrigens sehr fleissig war und in seinem juristischen Fache von Tag zu Tag

neue Schritte that, war dennoch in diesen Kenntnissen des gemeinen Lebens sehr unwissend und Wilhelm erzählte ihm oft Dinge, die ihm noch nie weder zu Gesicht noch zu Ohren gekommen waren. Er machte sich also nicht selten die Lust, Wilhelmen gewisse Aufgaben vorzulegen, die dieser beantworten sollte. So wies er z. E. auf seinen Tuchrock; Siehst du, Monsieur, sagte er lächelnd, das weist du doch noch nicht, wie der gemacht ist! Mehr brauchte es nicht, um Wilhelmen anzuspornen, daß er nun nicht eher ruhte und rastete, bis er dem Baron von alle dem den ausführlichsten Bericht erstatten konnte. Er fieng seine Sache sehr methodisch an, und anstatt, wie man etwan denken sollte, gleich zum Tuchmacher zu gehen, fragte er, wo eine Schäferey wäre? Und da man ihm sagte, in Siebichenstein wäre wohl mehr als eine, verfügte er sich ungesäumt dahin. Er ließ sich zum Schäfer aufs Feld weisen, setzte sich zu ihm und lernte gar bald das Wesentliche von der Schafzucht und Wollschur. Da ihm der Augenschein sagen muste, daß das Tuch aus Faden besteht, die nothwendig gesponnen seyn müssen, so richtete er nun sein Augenmerk auf die Wollspinnerey, und dann erst gieng er zum eigentlichen Tuchmacher in die Schule. Hier aber blieb er noch nicht

stehen, sondern nahm gleich die Walkmühle, den Tuchscherer und die Färberey mit, welches alles zu besehen und in seinem Kopfe zu ordnen ihm wohl hundert Gänge und fast ein paar Monate Zeit kostete. Endlich aber hatte er auch das Vergnügen, mit einer stolzen Miene vor seinen Baron zu treten und zu ihm zu sagen: Nun weiß ich, wie das Tuch gemacht wird! Der Baron hatte lange nicht so viel Zeit, ihm zuzuhören, als Wilhelm Stoff hatte, ihm zu erzählen; Was ihm aber am meisten auffiel, das waren eine Menge Zeichnungen, die Wilhelm von den wichtigsten Handwerksgeräthschaften gemacht hatte, die ins Tuchfach einschlugen. Schade, sagte er, daß nicht ein geschickter Mahler hier ist, der dir Unterricht geben kan! Das Geld sollte mich wahrlich nicht dauern, und ich glaube fast, es würde was Grosses aus dir werden!

Auf eine andre Art kam Wilhelm auch zu einer kleinen vorläufigen Kenntniß des Seidenbaues, und was dahin gehört. Da er in seinem Geburtsorte nie Gelegenheit gehabt hatte, einen Seidenwurm zu sehen, so stellte er sich in aller Einfalt vor, die Seide wäre eine Art von feinem schönen Flachse, der nach Gelegenheit gestrickt oder gewebt würde. Als ihn aber der

Baron damit wacker auslachte, nahm er den Augenblick den Kopf zwischen die Beine, um sich eines bessern zu belehren. Das Waisenhaus hatte dazumal schon einen kleinen Anfang mit der Seidenwürmerzucht gemacht, welches Wilhelm gar bald auskundschaftete. Hier sah er denn dis kleine künstliche Thier in voller Arbeit begriffen, sich selbst ein schöneres und weicheres Grab zu machen, als selbst Kaiser und Könige haben. Bey der französischen Kolonie lernte er sehr bald das Weitere und fand hier auch das Meisterstück des menschlichen Grübelns, den Strumpfwirkerstuhl. Da ein französischer Handwerksmann immer ein grösserer Litterator ist, als ein Deutscher, so erfuhr Wilhelm auch hier die Art und Weise, wie dis künstliche Werkzeug erfunden worden. Ein Franzos nämlich (also kein Schottländer, wie Huygens versichert) wäre sterblich in ein Mädchen verliebt gewesen. Diese hätte ihm einmal halb im Spaß, halb im Ernste gesagt, so ein künstlicher Mensch er auch wäre, sollte er es doch wohl bleiben lassen, eine neue Art Strümpfe zu stricken ausfindig zu machen. Dis habe ihn pickirt, und um sie zu beschämen und seine Geschicklichkeit zu zeigen, habe er in 9 Jahren, nach vielen vergeblichen Versuchen, endlich den Strumpf-

wirkerstuhl herausgebracht. Wilhelm, der von den französischen Windbeuteleyen zur Zeit noch keinen Begriff hatte, nahm diese Anekdote als eine ungezweifelte Wahrheit an, und dadurch insinuirte er sich bey seinem Mann so sehr, daß dieser ihm mit unermüdeter Geduld alles zeigte und beantwortete.

Es würde für die meisten Leser und Leserinnen sehr uninteressant seyn, wenn ich meinen Wilhelm auf allen seinen weitern Wanderungen verfolgen wollte: Genug wenn ich sage, daß schwerlich ein Einwohner von Halle selbst alle Winkel der Stadt so ausgekundschaftet und ausgekrochen hatte, als Wilhelm, und daß, so unvollkommen auch seine Kenntnisse noch waren, er dennoch dem damaligen Professor der Oekonomie viel schönes und nützliches hätte beybringen können.

Das versteht sich nun schon von selbst, daß der Baron nie ausfuhr oder ausritt, ohne seinen Wilhelm mitzunehmen. Bey der Gelegenheit bekam er Lauchstädt mit seiner glänzenden Brunnenwirthschaft zu sehen; Merseburg mit seinem alten Schlosse und Kaiser Rudolphs Hand; und den Petersberg mit seiner vortreflichen und weiten Aussicht. Den Weg nach der Rabeninsel und nach dem Giebichensteinerschlosse

fand er von selbst: Bey jener machte er sich gewöhnlich eine Lust mit Schwimmen, und auf diesem versuchte er das Landschaftszeichnen. Aber auch im Winter war die Saale der Schauplatz seines Vergnügens; Durch Fleiß und Uebung ward er ein so fertiger Schlittschuhläufer, daß selbst Klopstock, der grosse Apostel und Meister des Eislaufs, ihm ein kleines Lob nicht versagt haben würde.

So waren die Beschäftigungen, Zeitvertreibe und Ergötzlichkeiten unsers Helden beschaffen, so lange er bey seinem gütigen Baron war! Sein Leben verfloß auf der einen Seite in grosser Einförmigkeit, auf der andern aber in der mannigfaltigsten Abwechselung. Der Baron hielt wenig Umgang, und dieser wenige war ausgewählt: Wilhelm also bekam nichts von dem rohen Studentenanstriche, der damals nicht nur in Halle, sondern fast auf allen protestantischen Universitäten allgemein war. Aber eben so entfernt blieb er auch von alle den gekünstelten, steifen und gezwungenen Manieren der sogenannten feinen Welt; Seine Miene, seine Sprache, sein Gang, seine Kleidung, alles verrieth die klare, helle Natur. Seine moralischen Grundsätze erhielten sich in aller ihrer Reinigkeit und Unbefleckheit, und ob er gleich

wie ein theologisches System oder Kompendium gesehen, geschweige gelesen hatte, so konnte er doch den größten Doktor der Gottesgelahrheit herausfodern, ihm eine kürzere und dabey vollständigere Moral aufzuweisen, als die war, die Susanne ihm tief eingeprägt und die er unablässig vor Augen hatte: Dein Lebelang habe Gott vor Augen' und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, und thust wider Gottes Gebot! Das Bücherlesen war sonst aus 99 Gründen seine Sache ganz und gar nicht; Die lebende Natur hatte für ihn unendlich mehr Reiz als der todte Buchstab: Aber doch las er in einem sehr gern und sehr oft, und das war die Bibel! Zuweilen machte ihm auch sein Gewissen keine kleinen Vorwürfe, wegen einer That, oder vielmehr wegen einer Unterlassung. Ueber sein Davonlaufen war er vollkommen ruhig; Vater und Mutter und Susanne würden es unter den Umständen selbst befördert haben, wenn keine andre Rettung gewesen wäre: Aber daß Herr Hennig mit leiden sollte, was der Provisor verschuldet hatte, daß er in einer so völligen Ungewißheit schweben und sich viellelcht für den Stifter von Wilhelms Unglück halten sollte, da es ihm doch itzt so gut gieng, das, das machte ihn unruhig! Oft nahm

er sich vor, an ihn zu schreiben und ihm alle seine Schicksale zu erzählen: Allein immer fiel ihm die Furcht, wie ein Stein, aufs Herz, Herr Hennig würde ihn dann zurückholen lassen, auf das schärfste bestrafen, und ihn, wo nicht aufs Zuchthaus thun, doch gewiß auf ein gemeines Handwerk bringen! Er konnte sich also nicht dazu entschliessen, und so blieb denn Herr Hennig auch wirklich in gänzlicher Finsterniß und Unwissenheit wegen Wilhelms Schicksale. Diese war um desto quälender, da er durch viel Mühe und Geld endlich Wilhelms Spur bis in den Gasthof auf dem Brühl in Leipzig ausgekundschaftet hatte, aber sie von da an weiter zu entdecken, war schlechterdings keine Möglichkeit.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

So vergiengen zwey Jahre: Ob sie Wilhelmen lang dünkten oder kurz verstrichen, mag der geneigte Leser selbst urtheilen! Der Baron merkte ihren Verfluß eben so wenig; Fleiß und Erholung füllten jeden seiner Tage und machten alle Langeweile unmöglich. Der Baron rechnete stark darauf, daß es wenigstens noch anderthalb Jahr so dauern sollte; Denn so wie er ofnen Wechsel hatte, erlaubten ihm seine Eltern auch, daß ich mich so ausdrücke, ofne Zeit, sich so

lange auf der Universität aufzuhalten, als er es für nöthig befände: Allein das Schicksal machte einen grossen Querstrich dazwischen! Plötzlich erhielt der Baron von seiner Mutter einen Brief voll traurigen Inhalts. Sein Vater war krank, sehr krank; Zwar noch nicht dem Tode im Rachen, aber doch nahe dabey. Auf allen Fall wünschte der Vater den Sohn zu sehen und zu umarmen, der Baron sollte sich also schleunigst auf den Weg machen und auf den Flügeln der Winde nach Curland eilen. Diese Nachricht war für den Baron äusserst niederschlagend! Nicht nur griff sie sein kindliches Herz auf das empfindlichste an, sondern vereitelte ihm auch den Plan seines Studirens, und zugleich noch einen, den er sich in Absicht Wilhelms entworfen hatte. Es war nämlich schon beschlossen, daß er ihn mit in sein Vaterland nehmen und dort auf eine oder die andre Art für ihn sorgen wollte. Da aber dieses traurige Intermezzo dazwischen kam, sah er sich wegen Wilhelms in grosser Verlegenheit! Nach hundert Ueberlegungen hin und her machte ihm endlich sein zärtliches Herz weiß, daß es mit der Krankheit seines Vaters wohl im Grunde keine grosse Gefahr habe, und daß er bey seiner starken Natur und bey seinem gar noch nicht hohen Alter gewiß davon kom-

men werde. Er wollte also zwar die Reise nach Hause machen, aber bloß auf einen Besuch; Sähe er denn nur erst seinen Vater wieder hergestellt, gleich wollt er nach Halle zurückkehren und seine unterbrochene Laufbahn fortsetzen. Wilhelm möchte indeß der getreue Hüter und Haushalter seyn und alle Zimmer unter seinem Beschluß verwahren. Da es aber leider ein möglicher Fall sey, daß sein Vater die Schuld der Natur bezahlen müsse, so sey es freylich der Vorsicht gemäß, auch auf diesen Fall die nöthigen Anstalten zu machen. Er sprach also deshalb mit dem Herrn von Hause, unterrichtete ihn von seinem ganzen Plane und gab ihm Anweisung, wie er es, in dem unwahrscheinlichen Falle seines Aussenbleibens, mit seinen Büchern und Sachen wollte gehalten wissen.

Wilhelm hatte indeß, während alle dieser Ueberlegungen und Verhandlungen, kein trocknes Auge gekriegt. War es bloß überschwengliche Liebe und Zärtlichkeit gegen seinen bisherigen Wohlthäter, oder mischte sich wirklich ein dunkles Vorgefühl der Zukunft in seine Empfindung, genug ihm war zu Muthe, wie einem, der auf immer und ewig Abschied nehmen soll. Der Baron, durch diese ihn so schmeichelhafte Betrübniß, selbst zu Thränen gerührt, suchte alles

hervor, Wilhelmen zufrieden zu stellen: Er versprach ihm hoch und theuer, daß wenn er auch nicht wiederkäme, (er käme aber gewiß wieder) wollte er dennoch für ihn sorgen, und vielleicht doch noch Mittel und Wege finden, ihn zu sich nach Curland zu ziehen. Alles das aber war umsonst und vergebens, und als es nun zum Abschiednehmen kommen sollte und der Baron eine gar zu empfindliche Scene befürchten muste, ließ er die Extrapost vor einem andern Hause vorfahren, umarmte und küßte Wilhelmen auf das zärtlichste, und eh dieser das geringste merkte, schlich er sich heimlich davon, setzte sich auf und in gestrecktem Trabe fort!

Das Weinen und Wehklagen, was sich nun erhob, läßt sich leicht gedenken! Wilhelm aß und trank mehrere Tage nach einander wenig oder nichts und schien bloß von Thränen und Seufzern zu leben. Der Eigennutz hatte an dieser heftigen Betrübniß grade den wenigsten Antheil: Denn gesetzt auch, der Baron kam nicht wieder und vergaß selbst seines Versprechens, so hatte itzt Wilhelm eine so weitläuftige Bekanntschaft unter den hallischen Bürgern von allen Klassen, die zum Theil von seinem ofnen Kopfe und von seinen Fähig-

keiten so sehr überzeugt waren, daß es ihn nur ein Wort kostete, so hatte er sein Brod. Sein Schmerz war bloß eine Frucht der Dankbarkeit und Liebe, und wie groß diese gewesen seyn müsse, läßt sich daraus schliessen, daß Wilhelm, nach beynahe zwanzig Jahren, seiner Geliebten die Erklärung that, er liebe sie so sehr, wie man einen Menschen lieben könne, so sehr, wie er vor alten Zeiten seinen Baron Sacken geliebt habe!

Vors erste hatte es nun um Wilhelm ganz und gar keine Noth. Auf die ersten sechs Wochen war vollkommen für ihn gesorgt, und nach dieser Zeit wollte der Baron sicher und unfehlbar wieder da seyn: Allein die sechs Wochen vergiengen, die siebente und achte auch, und kein Baron erschien! Voll Furcht und Angst rannte Wilhelm itzt alle Montage und Donnerstage Abends nach der Post, in Hofnung, einen Brief aus Curland auf der Charte zu finden: Endlich kam denn auch wirklich einer, nicht unmittelbar an ihn, sondern an den Wirth vom Hause, aber natürlich mit einer Einlage an Wilhelm Blumenthal. Das schwarze Siegel verrieth gleich im Voraus den Inhalt, und Wilhelm las mit klopfendem Herzen folgendes:

Lieber, guter Wilhelm,

Deine Ahndung ist leider erfüllt! Mein theurester Vater ist todt! Mein Schmerz, der Schmerz meiner Mutter, eine Menge Geschäfte und Zerstreuungen haben mich nicht eher dazu kommeu lassen, an dich zu schreiben. Und was kan ich dir itzt anders schreiben, als was du leicht von selbst errathen wirst, daß mirs unter den Umständen unmöglich ist, wieder zurück zu kommen! Ich habe dem Wirthe bereits Order gegeben, meine Sachen einzupacken und mir zu Wasser über Stettin nachzuschicken. Gib nur Achtung, (doch ich brauche dirs wohl nicht einmal erst zu sagen) daß mir von meinen Büchern und Kupferstichen nichts wegkommt oder Schaden leidet. Wie herzlich wünschte ich, ich könnte dich auch mit in die Kiste packen und hieher bringen lassen! Aber leider das geht nicht, und unmöglich kan ich dich allein eine Landreise von beynahe 200 Meilen thun lassen, an eine Seereise aber ist vollends nicht zu gedenken. Ich muß dich also wieder dem ofnen Meere überlassen, dem ich dich selbst entrissen habe. Hätt ich nicht so gar schnell abreisen müssen, oder hätt ich mir vorgestellt, daß ich nicht wiederkommen würde, so kannst du ge-

wiß glauben, daß ich dich vorher irgendwo un-
tergebracht hätte! Was ich indeß auf die Art
versäumt habe, will ich auf eine andre gut zu
machen suchen. Ich habe dem Wirthe aufge-
geben, dir 6 Louisdors auszuzahlen: Eh du
die alle machst, hast du gewiß schon dein neues
Unterkommen gefunden. Auch hab ich dem
Wirthe geschrieben, daß er sich deiner aus allen
Kräften annehmen soll, und er wird es gewiß
thun. Sey also nur gutes Muths, lieber
Knabe! Bleib fromm und halte dich recht,
denn solchen wirds zuletzt wohlgehen! Ich hoffe
noch die Zeit zu erleben, daß aus dir was rechts
geworden ist, und du kannst dir leicht vorstel-
len, was mir das für eine Freude seyn wür-
de. Unterdessen schreib mir manchmal: Nicht
ich allein, auch meine Mutter, der ich von dir
erzählt habe, erwartet sehnlich Briefe von dir.
Nun leb wohl, herzgeliebter Wilhelm! Gott
geleite dich auf allen Wegen und Stegen! Ich
bin, so lang ich lebe, Dein dich liebender S.

Ich denke gewiß, daß keiner meiner Leser
diesen Brief, der ein so unverkennbarer Abdruck
einer guten und edlen Seele ist, ohne Theilneh-
mung lesen wird: Aber welche Wirkung muste
er erst auf Wilhelms Herz thun! Durch die
Lüfte hätte er gleich fliegen mögen, um sich

an den Hals seines englischen Barons zu ketten und seine Wangen mit tausend Thränen zu benetzen! Da aber kein Doktor Faust in Halle war, um ihm hierzu seinen Mantel zu leihen, so muste er das, was er auf dem Herzen hatte, der Feder anvertrauen und schrieb also noch denselben Tag einen ellenlangen Brief. Eben seine Länge schreckt mich ab, ihn mitzutheilen: Auch ist es ja wohl meinen Lesern nichts neues, in welche Worte ein dankbares, zärtliches Herz ausbricht! Da uns nun noch überdem ein späterer Brief von Wilhelm an den Baron bevorsteht, so fahr ich sogleich in der Geschichte fort.

Der Wirth, seinen erhaltenen Aufträgen gemäß, machte sich nicht nur schleunig ans Einpacken, sondern bekannte sich auch gegen Wilhelmen als Schuldner von den sechs Louisdors und bot ihm sehr freundschaftlich Logis, Tisch und alles an. Es hätte sich, sagte er, bereits ein neuer Miethsmann zu des Barons Logis gemeldet, ebenfalls ein steinreicher junger Herr: Sobald der einzöge, wollt er ihn schon dem Herrn rekommandiren, der würd ihn sicher zu sich nehmen! Das lautete nun so weit ganz fein und tröstlich: Gleichwohl war es Wilhelmen unmöglich, die geringste Freude darüber zu haben! Der Wirth war eine gemeine,

eigennützige und gewinnsüchtige Seele, und Wilhelm hatte kürzlich Gelegenheit gehabt, ihn von dieser Seite kennen zu lernen. Sobald die sechs festgesetzten Wochen um waren und weder der Baron noch ein Brief von ihm auf den Glockenschlag erschien, fieng er gleich einen unsäglichen Lerm an, schalt den Baron nicht undeutlich für einen Betrüger, der ihm nun das Quartier auf dem Halse liesse, und er könnte für Wilhelmen nicht einen Heller weiter auslegen ꝛc. Gleichwohl hatte er des Barons ganze Bibliothek und übrige Sachen zum Unterpfande, die mehr werth waren, als eine dreyjährige Miethe, und er sah ganz und gar nicht darnach aus, als würd er sie verabfolgen lassen, ohne wegen seiner Lumpenfoderungen zu Heller und Pfennig befriedigt zu seyn! Dem allen ohnerachtet muste Wilhelm wirklich von der siebenten Woche an, bis die Briefe vom Baron kamen, von seinem Taschengelde zehren, das er nach und nach geschenkt bekommen hatte. Kaum aber waren diese da, kaum hatte der Wirth eine tüchtige Anweisung auf ein Handelskontor in Händen, sogleich veränderte sich seine Sprache. Der Baron war nun wieder ein ganz vortreflicher, unvergleichlicher Herr, desgleichen Halle noch nicht gesehen hätte, und auch gegen Wil

helmen spielte er itzt den grossen Gönner und Patron, in keiner andern Absicht, als sich den Baron dadurch verbindlich zu machen, damit er ihm bald wieder einen reichen fetten Kurländer zum Miethsmann schickte. Wilhelm aber, voll edlen Eifers für seinen Wohlthäter, ließ itzt alle seinem Zorn und Unwillen freyen Lauf; Er sagte es dem Wirthe rund heraus, daß er es dem Baron schreiben wolle, wie schlecht er von ihm gesprochen, und er möchte nicht bey ihm wohnen, sondern er verlangte seine 6 Louisdors, damit wollte er sich schon selbst forthelfen! Diese Drohungen und dieser edle Trotz machten den Wirth auf der Stelle so geschmeidig, wie ein Ohrwürmchen. Er bat es dem Barone de, und wehmüthig ab, was er in der Unbesonnenheit von ihm gesprochen, und er hätte jederzeit alle nur mögliche Hochachtung für ihn gehabt, aber die Betrügerey wäre heut zu Tage gar zu groß, daß man fast keinem Menschen mehr trauen könne! Er wolle Wilhelmen sogleich das Geld blank und baar auszahlen, aber weglassen könn er ihn unmöglich! Er solle doch bey ihm bleiben und alles frey haben, so lange bis er sein Wort halten und ihn wieder unterbringen könne!

Wilhelm war immer noch hartköpfig, und aller Vorstellungen ohnerachtet, ließ er sich zu nichts weiter bewegen, als das er ein kleines Kämmerchen mit einem Bette auf eine kurze Zeit annahm: Die Beköstigung aber bestritt er schlechterdings aus seinem eignen Beutel! Dis währte etwa vier Wochen, als des Barons Logis seinen neuen Miether bekam, mit dem für Wilhelm abermal eine neue Epoche anfieng.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Ich habe mich bereits oben erklärt, daß mir die Stadt Halle und ihre Einwohner durchaus nichts zu Leide gethan haben! Ich verbitte es also gar sehr, daß man das Bild dieses eben geschilderten Individuums von Wirthe allen übrigen Wirthen in Halle aufhefte: Daß hiesse eben so falsch geschlossen, als wenn man aus dem Charakter des Barons den Schluß ziehen wollte, alle Studenten wären solche liebenswürdige Sackens, oder alle Studenten hätten ofnen Wechsel!

Eben so sehr muß ich mich dem Gedanken entgegenstemmen, daß, da es sich nach dem allgemeinen Zusammhange der Dinge eben trift, daß der erste Patron von unserm Wilhelm ein

Herr von, der zweyte ein Herr ohne ist, jener ein Jüngling von den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens, dieser sein Gegentheil; daß man, sage ich, dis nicht etwan als einen geheimen Ausfall gegen den Bürgerstand auslege und deute. Die Geschichte hätte sich eben so wohl umgekehrt zutragen können, wie sie sich oft genug zuträgt, daß der Bürgerliche ohne ein von, der wahrhaft edle, und der Adliche mit dem von, ein sehr unedler Mensch ist! Genug zur Rechtfertigung meiner völligen Unpartheylichkeit zwischen Adel und Bürger, in denen ich immer nur den Menschen schätze oder verachte.

Der neue Miether also, von dem dieser kleine Prolog nun schon wenig gutes erwarten läßt, hieß Brotbeck, war ein Einländer und hatte mit dem Baron Sacken dieses gemein, daß sein Vater gegenwärtig ein sehr grosser Kapitalist war: Doch die Art und Weise des Erwerbs mochte ohne Zweifel bey beyden wesentlich verschieden seyn! Des alten Barons Vermögen bestand in sehr ansehnlichen Gütern, die er auf die rechtmässigste Art von seinen Eltern geerbt und deren Ertrag er durch gründliche Einsichten in die Oekonomie sehr hoch zu treiben wuste. Der alte Brotbeck hingegen war bis

auf das Jahr 1756 ein sehr mediokrer Mann: Mit dem Anfange des Krieges aber, da das Unglück, nicht von tausenden nur, von hunderttausenden von Menschen begann, fieng grade sein Glück an. Er wuste sich durch allerhand Kanäle den Posten eines Proviantkommissarius zu verschaffen, stieg allmählig zum Großliveranten empor und — ob es bey diesen Posten Geld schneyt oder regnet, weiß ich nicht — Gnug in dem itztlaufenden Jahre 1762, da folglich der Krieg noch nicht zu Ende war, schätzte man ihn aufs wenigste für einen Mann von anderthalb Tonnen Goldes. Natürlich brachte diese plötzliche Geldfluth in Brotbecks Familie eine gänzliche Veränderung zu Wege. Aus einer demüthigen Frau ward itzt eine aufgeblasene Madam Brotbeck, die ihren Weiberstaat nicht theuer genug haben konnte, und den Frieden nur darum bald wünschte, damit ihr Mann Zeit und Raum gewänne, sich, wie sie sich ausdrückte, einen Kurakter zu kaufen und sie zu irgend einer Räthin zu machen. Musje Brotbeck, der vorher ebenfalls sehr demüthig zur Schule gieng, bekam itzt einen Informator, der das kleine Kalb allmählich zum Ochsenlein heranzog, bis es für reif zur Universität gehalten wurde. Eben war er denn frisch ange-

kommen, hatte zwar bereits eine andre Wohnung bezogen, die ihm aber zu schlecht war; Er bezahlte also eine vierteljährige Miethe und ward nun des Barons Nachfolger.

Der Wirth begegnete ihm mit eben dem Respekte, den er dem Barone erzeigt hatte: Denn er hatte eben so viel Geld! Da er aber die schwache Seite seines Mannes bald durchschaute, so gerieth er auf den Einfall, sich an Wilhelm, der ihm so trotzig begegnet war, auf eine recht großmüthige Art zu rächen. Er ließ sich feyerlich bey Brotbeck melden und erschien bey ihm in vollem Staate und mit einer Menge Scharrfüssen. Er stellte ihm vor, er hätte eine arme Waise bey sich, sonst einen muntern und geschickten Burschen, den der Baron von Sacken die ganze Zeit bey sich gehabt und ernährt: Ob er denn nicht auch ein gutes Werk an ihm thun wolle? So ein reicher Herr, wie er, könne ja das noch viel eher, wie so ein armer Baron! Ueberdem könne ihm Wilhelm seine Kollegia abschreiben, seine Rechnungen führen, und für seine Ehrlichkeit wollte er stehen!

Von alle dem hätte es nichts weiter gebraucht, als der Vergleichung zwischen ihm, dem reichen Bürger und dem armen Baron:

Denn sein Bauernstolz nahm hauptsächlich die Wendung, daß er hoch von seines Vaters Geldkasten herab auf alle Edelleute blickte, die in seinen Augen nichts als armselige Lumpenhunde waren. Mit ihnen also zu wetteifern, oder vielmehr sie zu übertreffen, war für ihn ein Vergnügen, dem er im Falle der Noth die größten Summen aufgeopfert hätte. Er ließ Wilhelmen gleich kommen und fragte ihn, was ihm der Baron alles gegeben hätte? O viel, unendlich viel, sagte dieser! Er hat mir alles gegeben, was ich nöthig hatte, Essen und Trinken und Kleidung —

„Hahaha, also den schäbichten Rock, den du da anhast, hast du auch von ihm? Da sieht man doch gleich den lumpichten Edelmann! Ich will dir einen Rock machen lassen, Bursche, der soll sich gewaschen haben! (zum Wirth) daß gleich zum Schneider geschickt wird!„

Wilhelm küßte ihm die Hand. Ich danke Ihnen, sagte er, für die Wohlthat, die Sie mir erweisen wollen: Aber, ich bin eine arme Waise, ich darf keinen schönen Rock tragen, wer weiß wie mirs noch auf der Welt geht! Wollen Sie ja ein gut Werk an mir thun, so seyn Sie so gütig und lassen mir Un-

terricht im Zeichnen geben! Ich habe so grosse Lust dazu, und mein Baron hat michs nicht können lernen lassen — (Weil niemand zu finden war, aber itzt ist ein Mahler da! Dis wollte Wilhelm noch hinzusetzen, allein Brotbeck unterbrach ihn) „Das glaub ich! Das Zeichnen kostet Geld, und die Edelleute und Geld, wann sind die wohl einmal beysammen? Hahaha! Aber ich will dichs lernen lassen, es mag kosten was es will! Schleppe mir nur einen Kerl an, ders kan! Einen andern Rock aber must du doch haben, schlechterdings! Und was das Essen und Trinken anbetrift, das ist seine Sache, Herr Wirth, genug ich bezahle! Und da (indem er die Börse zog und ein paar Louisdors an die Erde warf) da hast du ein paar grosse Dreyer, kauf dir eine Semmel dafür!„

Wilhelm hob das Geld auf, dankte, aber bey weitem nicht mit der Freude, als wenn ihm sein Baron ein paar wirkliche Kupferdreyer geschenkt hätte. Der Wirth hingegen strich den Fuchsschwanz desto feiner und sagte Brotbecken, kein Prinz könne großmüthiger seyn, als er: Indeß freylich, wer so viel Mosen und Propheten hätte, bey dem wäre das auch keine Hexerey!

Nunmehr dünkte sich der Wirth mit einer Klappe drey Fliegen geschlagen zu haben. Einmal glaubte er, er hätte dadurch, daß er sich einer Waise so mildreich angenommen, ein so gutes und Gott wohlgefälliges Werk gethan, daß der Himmel ihn dafür die Sünden und Missethaten von zehn künftigen Jahren verzeihen müsse. Bey dem Baron muste nothwendig diese gütige Vorsorge für seinen kleinen Favoriten so viel gegenseitige Erkenntlichkeit und Dienstfertigkeit wirken, daß er ihm ganz Kurland zuwieß: Und auf Wilhelms Haupt waren nun, seiner Meynung nach, glühende Kohlen gesammlet! Wilhelm wuste in der That nicht recht, wie er sich gegen den Wirth nehmen sollte. Ganz hatt ers ihm noch nicht vergeben, daß er seinen Baron, wärs auch nur auf einen Augenblick, in einem so niedrigen Verdachte gehalten: Und gleichwohl, da er noch zu schwach war, die Tiefen des menschlichen Herzens zu ergründen, schien ihm der Wirth itzt ein gutdenkender Mann zu seyn, der sich seiner so kräftig angenommen. Die Dankbarkeit wischte also nach und nach den kleinen Ueberrest seines Unwillens aus und Wilhelm sah ihn wieder mit freundlichen Augen an.

Brotbeck hatte indeß ganz andre Dinge zu thun, als viel an Wilhelm zu denken oder sich mit ihm abzugeben. Während daß dieser bey seinem neuen Mäter mit dem größten Entzücken und mit seinem gewöhnlichen Feuer das Zeichnen methodisch anfieng, wozu ihm Brotbeck sein eignes sehr kostbares Reißzeug geschenkt, das ihm freylich so viel nützte, als das fünfte Rad am Wagen, während dessen schwärmte der neue Musensohn überall in und ausser der Stadt herum, nur nicht da, wohin ihn eigentlich seine Bestimmung berufen hätte. Zwischen ihm und den Kollegien war stets eine weite Kluft befestiget: Aber Passendorf, Schlettau, Merseburg, Lauchstädt, Leipzig, Plagwitz, Konnewitz ꝛc. sahen ihn desto öfter, und nicht ihn allein, sondern zugleich eine Menge von lustigen Brüdern, die von seinem Fette zehrten. Alle Kaffeehäuser, Weinboutiken, Gärten und Weideplätze der niedrigen Wollust waren ihm so gut und noch besser bekannt, wie Wilhelmen die Kunst- und Handwerksstäte. Auch zu Hause gieng es fast vom Morgen bis auf den Abend in einem Brausen und Wilhelm sah und hörte hier Dinge, die ihm noch nie vorgekommen waren. Bey weniger ofnem Kopfe, oder bey vernachlässigter Bildung des Herzens in der frühsten Jugend,

wäre hier ohne Zweifel für ihn Gefahr gewesen und sein Herz würde bey dem Anblicke des einen oder andern Lasters Feuer gefangen haben: So aber schützten ihn seine guten und festeingewurzelten Grundsätze, und seine wohlgeordneten Neigungen und Begierden. Dazu kam, daß ihn Brotbeck und seine saubern Gesellschafter für noch zu unreif hielten und ihn der Ehre der Verführung fürjetzt noch nicht würdigen mochten. Ein einzigesmal machte Brotbeck einen Versuch, der aber noch glücklich genug ablief. Er hatte eine Tochter der Freude, wie die Franzosen den deutschderben Ausdruck H * * * sehr säuberlich abgeschliffen haben, bey sich, die für schön hätte gelten können, wenn anders ein Gesicht schön seyn kan, auf dem irgend ein Laster, sey es auch welches es wolle, unverkenntlich abgedruckt ist. Dergleichen Auftritte pflegte sonst Brotbeck vor Wilhelmen geheim zu halten: Dismal aber, von Wein und verliebter Ausgelassenheit berauscht, rief er Wilhelmen. Er kam und sah bey seinem Eintritte Brotbecken und die Dirne in einer nachlässigen Stellung auf dem Kanapee sitzen und sich einander im Arme halten. He, Wilhelm, rief Brotbeck, mach einmal dein Meisterstück und zeichne uns beyde, wie wir hier sitzen! Warum

das nicht, versetzte Wilhelm? Ich will sehn! Und gleich wollte er zurück, um sich sein Handwerkszeug zu holen: Brotbeck aber rief ihm mit Lachen zu, er sollte nur bleiben, es wäre schon gut! Drauf legte er ihm die Frage vor, die meine Leserinnen mit Scham lesen werden, so wie ich sie mit Scham niederschreibe: Sage mir einmal, hast du wohl schon einen blossen Busen gesehen? Wilhelm mit aller Unschuld, ohne sich mehr oder weniger dabey zu denken, als hätt ihn einer gefragt, ob er wohl schon eine Zucker, oder Porzellänfabrik gesehen hätte? antwortete: Nein! Gut, erwiederte Brotbeck, so will ich dir gleich einen zeigen: Ich muß doch Wundershalben sehn, wie du dich dabey anstellst! Damit versuchte er, der Dulcinee das Halstuch wegzureissen: Diese aber widerlegte den von Gellerten so sehr urgirten, und doch gewiß, wo nicht falschen, dennoch sicherlich höchstschielenden Grundsatz, Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle! Mit dem heftigsten Ungestüm sprang sie auf, stieß Brotbecken mit einem sehr ernsthaften Pfuy von sich, und nichts konnte sie bewegen, einem unschuldigen Knaben ein Aergerniß zu geben. Da nun Brotbeck alle seine Mühe vergebens sah, ließ er von ihr ab: Und sie, um auch bey Wilhelmen

alles Feuer einer erregten und nicht befriedigten Neugierde zu ersticken, fragte ihn, wie würde es Ihnen denn wohl gefallen, lieber Brotbeck, wenn ich Ihnen mit Gewalt das Hemde aufrisse und bis über die Schultern herabzöge? Was hätt ich doch wohl davon? Wilhelm fand diese Frage ungemein gegründet und konnte schlechterdings nicht absehen, wie Brotbeck auf den närrischen Einfall käme, ihn etwas sehen zu lassen, was er alle Tage eben so gut an sich selbst sehen könnte: Und so gieng der gefährliche Schuß ohne Wunde vorüber! Ganz aber konnte doch Brotbeck unmöglich seinen häßlichen Muthwillen aufgeben. Nun so sollst du doch auch, sagte er, schlechterdings dem Mädchen hier einen Kuß geben! I das will ich gleich thun, sagte Wilhelm: Auf die Hand oder auf den Mund? Komm her, rief das Mädchen gleich, und drückte ihn recht zärtlich in ihre Armen. Nun wie schmeckts, fragte Brotbeck? I recht hübsch, versetzte Wilhelm! Das ist wohl natürlich, daß ein Kuß von einem Mädchen besser schmeckt, als von einer Mannsperson, weil die Mädchen keinen Bart haben! Diese physikalische Erklärung von den Ursachen des Schmeckens und Nichtschmeckens eines Kusses ward denn von Brotbecken mit einem rasenden

Gelächter aufgenommen; das Mädchen aber hielt Kontenance und sagte: Du hast recht, und überhaupt ist es am besten, man küßt gar nicht viel; was soll das?

Damit ward denn Wilhelm entlassen, und wenn die Einbildungskraft aller meiner Leser und Leserinnen sich während dieser Szene eben so keusch und rein erhalten hat, als die seinige, so wird es niemanden einfallen, diesen Auftritt für schlüpfrig zu halten; Ob ich zwar, auch die Schlüpfrigkeit zugegeben, als aufrichtiger Geschichtschreiber so wenig wie Tacitus und Sveton, und als Dichter nur alsdann strafbar seyn würde, wenn ich Schlüpfrigkeit mit eignem Wohlgefallen und Behagen schilderte, wovor mich zur Zeit noch mein guter Genius bewahrt hat und stets bewahren wird!

Alle übrigen Auftritte des Lasters und der Thorheit, von denen Wilhelm Zeuge war; hatten für ihn noch weniger Gefährliches und Verführerisches! Er hörte oft, Fluchen und überhaupt fast nie ein einziges vernünftiges Wort; Er sah saufen und mit aller Leidenschaft spielen: Aber was das erste anbetrifft, so war ihm das nichts neues und er gewöhnte sich daran, es zu dulden, ob er es gleich für sich selbst verabscheute.

Wein hatte er schon bey seinem Baron trinken lernen: Aber nur ein Glas und das mit Wasser! Mehr, hatte ihm der Baron gesagt, sey in seinen Jahren der Gesundheit und besonders dem Wachsthume schädlich, und nun wäre keine menschliche Macht im Stande gewesen, ihn mit Ueberredung oder mit Gewalt zu zwingen, daß er mehr getrunken hätte! Hätte man gar zu ungestüm in ihn gedrungen, so würde er das Glas entweder ganz heimlich weggegossen oder mit einer verstellten Ungeschicklichkeit verschüttet haben. Das Spielen allein interessirte ihn noch einigermassen; Durch blosses Zusehen lernte er Lomber und Tarok und Picket und Triset und Pharo und Quince, denn bey Brotbecken waren alle diese und noch mehrere, besonders Hazardspiele im Gange: Aber einmal brachte ihm das entsetzliche Fluchen und Wettern beym Verlust einen Abscheu davor bey; Und dann wäre auch das lange Stillsitzen, das hier manchmal zu 24 Stunden in einem Strich dauerte, sein Tod gewesen. Dafür kannte er angenehmere und unterhaltendere Spiele; Das Schwimmen im Sommer, und das Schlittschuhlaufen im Winter! Itzt kam noch ein neues hinzu, dessen Kenntniß er seinem Lehrer im Zeichnen zu verdanken hatte, die Schmetter-

lingsjagd. Dieser hatte sie selbst einmal vor alten Zeiten getrieben und verschoffte Wilhelmen nicht bloß ein Fangnetz, sondern war auch sein Linneus, lehrte ihn Tag- und Nachtvögel unterscheiden und machte ihm die merkwürdigsten Gattungen jedes Geschlechts bekannt. Nun giengs an ein Jagen und Aufspiessen! Jeder neue Papillon, der zur angefangenen Sammlung hinzukam, war eine Quelle von Freude auf mehrere Tage, und als Wilhelm einmal gar auf einem Kartoffelfelde, nach Reideburg zu, einen Todtenkopf fand, ja dann war ihm sein Naturalienkabinet unter keinen hundert Thalern feil! Im Zeichnen machte er denn, wie leicht zu erachten, von Tag zu Tag mächtige Schritte. Eigentliches Mahlen war seine Sache nicht, sondern bloß die Fertigkeit, jeden ihm vorkommenden Gegenstand in einem Nu, nicht schön, aber richtig und kennbar aufs Papier zu werfen! Wie weit er es hierinn gebracht habe, werden wir zu seiner Zeit sehen: Itzt wieder zurück zu unserm Herrn Brotbeck, den wir nutzen müssen, so lange wir ihn haben, denn das Schlaraffenleben ist seinem Ende bald nahe!

Drey und zwanzigstes Kapitel.

So vollkommen auch Brotbeck die allermeisten jugendlichen Ausschweifungen in sich verei-

nigte, so war er doch von einer Lieblingssünde der Akademien gänzlich frey. Alle Schlägereyen waren ihm in den Tod zuwider: Denn er hatte, ohne die Logik gehört zu haben, sehr richtig den Schluß gemacht, alle Degen sind scharf und spitzig; was spitzig ist, sticht; ein Stich thut nicht nur wehe, sondern kan eben so gut das Herz, als den kleinen Finger treffen; Trift er das Herz, so bin ich todt; Und bin ich todt, so kan ich nicht mehr nach Leipzig ꝛc. ꝛc. reiten; Ergo laß ich das bleiben! Er vermied also sorgfältig alle Gelegenheit zu Händeln, gab bey entstandnen Zänkereyen immer zuerst nach, lachte zu einem Schurken oder Hundsfott, der ihm in den Bart geworfen wurde, und um ihn abzuwaschen, ließ er geschwind noch eine Bouteille Wein holen und stillte durch den Magen die tobende Galle seines Gegners. Ueberdem hatte er die verwegensten und fürchterlichsten Schläger zu seinen Bekannten, denen im Grunde mehr daran gelegen war, seinen Beutel, als sein Blut abzuzapfen. Aber eben diese Abzapfung des Beutels brachte zwey von ihnen auf ein teuflisches Projekt, das auf seine Feigheit angelegt war, und sicher gelungen wäre, wenn nicht Wilhelm einen gar allerliebsten Kontretour gmeacht hätte. Hier ist der Ort, einen

von Wilhelms Briefen an den Baron einzurücken, der die ganze Geschichte, nur in einem viel mildern Lichte, enthält: Da ist er!

Mein allerbester Herr Baron,

Geschwind, geschwind muß ich Ihnen ein Stückchen erzählen, was ich gemacht habe, und was kein Mensch weiß als ich, ich werde auch kein Narr seyn und mich verrathen, es könnte mir schön ergehen! Vor drey Wochen komm ich des Abends in der Dämmerung aus den Pulverweiden zurück und will über den Schlamm nach Hause. Da seh ich ein paar Studenten stehen, die heimlich mit einander reden. Den einen kannt ich, aber ich glaube nicht, daß er mich gekannt hat, denn er drehte mir just den Rücken. Genug, da ich ziemlich leise Ohren habe, schnapp ich die paar Worte auf, hundert Thaler und die Hälfte. Ich wußte viel, was sie meinten und bekümmerte mich auch nicht weiter drum: Allein den Abend nach sieben, kamen ihrer zwey zu uns, und eben der, den ich auf dem Schlamme gesehen hatte, war dabey. Es wurde, wie gewöhnlich, Karte gespielt, und ich gehe denn nach meiner Gewohnheit ab und zu. Auf einmal höre

ich vor der Thür, daß ein gewaltiger Lerm ist und daß einer fürchterlich mit der Hand auf den Tisch schlägt. Ich schleiche mich sachte ins Nebenzimmer, nun da war denn der Henker loß! Einer foderte meinen Brotbeck heraus auf den Degen, Brotbeck gab so viel gute Worte und wollte Wein holen lassen und ihn mit nach Leipzig nehmen, aber das half alles nichts, genug morgen Abend um sieben sollte er sich hinter der Kirchhofmauer einfinden, und wenn er nicht käme, dann wär er, o ich weiß selbst nicht was, und damit gieng er wie ein wilder Bär davon. Der andre aber blieb noch da und der arme Herr Brotbeck klagte ihm bitterlich seine Noth und bat ihn um alles in der Welt, er möchte ihm doch helfen und ihm guten Rath geben. Dieser sagte, es wäre wohl ein Mittel da, er müste einen andern sich für sich schlagen lassen, aber das würde natürlich keiner umsonst thun. O wenn das geht, rief Herr Brotbeck gleich, 10 Louisdors will ich den Augenblick geben! Der andre schüttelte den Kopf, sagte, das wäre viel zu wenig, es thäte es gewiß keiner unter 30, indeß, weil ers wäre, so wollte er selbst als ein guter Freund es für 20 thun und einmal sein Leben in die Schanze schlagen. Herr Brotbeck besann sich nicht

lange, versprach ihm die 20 Louisdor in etlichen Tagen und ward nun wieder lustig und guter Dinge. Ich denke dann so der Sache bey mir selber nach und komme auf allerhand sonderliche Grillen. Die paar Worte hundert Thaler und die Hälfte, die ich auf dem Schlamme erschnappt hatte brachten mich auf den Gedanken, daß die Beyden sich wohl mit einander möchten abgeredet haben, meinen Herrn Brotbeck ums Geld zu bringen, weil er sich vor dem Duelliren gewaltig fürchtete. Je mehr ich so bey mir selbst nachdachte, desto gewisser wurde mirs, und Sie werden hernach wohl sehen, ob ich recht oder unrecht gehabt habe. Genug, ich legte mich ins Bette, konnte aber kein Auge zuthun und sann nur immer herum, wie ich das anfangen wollte, um meinem Herrn Brotbeck die 20 Louisdor zu retten, denn unter uns, mein bester Herr Baron, Ihnen kan ichs wohl sagen, er verthut ohnehin gar zu viel Geld, und wenn auch sein Vater noch so reich ist, so wird er zuletzt doch auf ihn böse werden und seine Mama wird es auch zuletzt satt kriegen, ihm soviel zu schicken. Endlich fiel mir denn ein Mittel ein, ich stand den folgenden Morgen sehr früh auf, setzte mich hin und schrieb einen kleinen Zettel an den Herrn Prorektor, aber ich

kritzelte mit Fleiß, damit er meine Hand nicht kennen sollte, denn das konnte ich leicht denken, wenn die beyden Studenten es erführen, Gott behüte, so stächen sie mich vielleicht auf der Stelle todt. Kurzum, ich schreibe dem Herrn Prorektor alles, wie es ist, und daß es auf den Abend um sieben hinter dem Kirchhofe losgehen soll, und daß mein Brotbeck unschuldig ist, und daß ich glaubte, es gienge wegen der hundert Thaler nicht mit rechten Dingen zu, doch wollt ichs nicht für gewiß sagen! Nun wuste ich aber nicht, wie ich den Zettel dem Prorektor ins Haus bringen sollte; selber durfte ich nicht hingehen, sonst war ich gleich verrathen und mit dem Hinschicken wars eben so. Solche Pfiffe hab ich in meinem Leben noch nicht gemacht, aber itzt mußt ich wohl! Stellen Sie sich also vor, indem ich mit meinem Zettel vor des Prorektors Hause auf und abgehe und nicht weiß, wie ichs anfangen soll, begegnet mir ein Halorenjunge, und daß ichs nicht vergesse, ich hatte schon gesehen, daß das eine Fenster unten, wo die Frau Prorektorn wohnt, aufstand. Sie werden gewiß lachen müssen, was mir da für eine Schelmerey einfiel! Genug, ich rufe den Halorenjungen, gehe mit ihm beiseite und frage ihn, ob er mir wohl für ein Trinkgeld will ei-

nen Spaß machen helfen? Der Junge sagt gleich ja. Gut, sprach ich zu ihm, und gab ihm 2 Groschen, hast du wohl die Kourage, daß du das Zettelchen hier in das Fenster dort hereinwirfst? Wie ein Blitz nahm der Junge den Zettel, und während daß ich von ferne stehen bleibe und Achtung gebe, wirft er ihn richtig vor meinen sichtigen Augen zum Fenster herein. Nun wars gut, ich gehe meiner Wege und denke nun, du hast das deinige gethan, wenn der Herr Prorektor den Zettel lesen wird, dann wird er schon wissen, was er zu thun und zu lassen hat. Den Abend sitz ich noch und zeichne, allein es schlägt zehn, eilfe, mein Brotbeck kommt nicht nach Hause. Ich warte bis hinter Mitternacht, er kommt nicht. Ich konnte die Nacht wieder nicht viel schlafen, und den Morgen hör ich denn zu meinem ganz erstaunlichen Schrecken, daß die beyden Studenten und mein armer Brotbeck auch, und noch einer auf dem Karzer sitzen, und daß die Schaarwache sie den Abend vorher hinter dem Kirchhofe belauert und fortgeschleppt hat. Das hätt ich nun nicht gedacht, und ich würde mirs immer zum Vorwurfe gemacht haben, wenn ich meinen Brotbeck, der mir ebenfalls so viel

Gutes thut, in Schaden und Unglück gebracht hätte! Allein in zwey Tagen kam er schon los und ward für unschuldig erklärt; Tüchtige Nasen aber mocht er wohl gekriegt haben, wegen seines wilden Lebens, und wegen seiner Verschwendung, die konnten ihm auch nichts schaden, wenn sie nur was geholfen hätten! Allein die andern beyden musten wenigstens 14 Tage sitzen und unterdessen kam alles heraus, daß sie wirklich meinen Brotbeck hatten ums Geld betrügen und sich darein theilen wollen. Sie sind also öffentlich relegirt; und ob ich gleich einzig und allein daran Schuld bin, so mach ich mir doch nicht das geringste Gewissen draus! Sie werden davon nicht sterben, aber daß sie mit meinem Brotbeck so niederträchtig handeln wollten, dafür muste Strafe seyn, und wenn ich jemals in meinem ganzen Leben einen solchen Streich begehe, so mögen meinetwegen alle Menschen mit dem Fusse nach mir stossen und mir ins Gesicht spucken, denn ich habs verdient und es ist recht! Aber davor wird mich mein Gott bewahren und ich werde nie die guten Lehren vergessen, die auch Sie, mein allerbester, allerliebster Herr Baron, mir gegeben haben. ꝛc.

Für dismal also ward Wilhelm wechselseitig der Wohlthäter seines Wohlthäters, wenigstens der Absicht nach, obgleich freylich 100 Thaler mehr oder weniger in seinem Finanzetat keinen grossen Unterschied machen konnten. Dieser befand sich denn, wie man leicht erachten kan, in den delabrirtesten Umständen. Alle Summen, die er von Vater und Mutter erhielt, waren wie kleine Taubenknöchelchen für den Rachen eines grossen heißhungrigen Bullenbeissers. Heute kamen zwey, drey, vierhundert Thaler, in höchstens 14 Tagen waren sie bis auf den letzten Heller fort. An Kredit fehlte es keinesweges: Aber dieser Kredit schränkte sich mehr auf Geldeswerth ein; Sobald es hingegen an klingender Münze gebrach, setzte es schon mehr Künste. Dis nöthigte ihn einmal bey einer bevorstehenden Lustreise seinen Wirth um baaren Vorschuß anzusprechen, weil Jude Löbel Schwierigkeiten machte, sich mit einem neuen Bären einzulassen, so lange der alte noch brummte.

Der Wirth war, in einem andern Sinne, wie Sir Riccaut de la Marliniere, *des Bons*, von die Ausgelernt; Er kannte seine Leute und nahm sich wohl in Acht, sich mit Borgen abzugeben, ausser auf tüchtiges Pfand. Da das

nun voritzt nicht erschien, machte er eine Menge Kratzfüsse und Entschuldigungen, wie unendlich es ihm leid thäte, daß er unglücklicher Weise itzt eben so arm seyn müsse, wie eine Kirchenmaus; Ein paar Wochen eher hätt er ihm mit Freuden wohl mit noch mehr aufwarten wollen! Aber, setzte der Nichtswürdige hinzu (denn für eine Niederträchtigkeit wird es wohl jeder erkennen): Warum wenden Sie sich nicht an ihren Wilhelm? Der hat noch von seinem Baron her Geld genug: Ich hab ihm selber 6 Louisdor auszahlen müssen, und nun rechnen Sie einmal, was Sie ihm nach und nach gegeben haben. Lassen Sie ihn so lange vorschiessen, bis ein frischer Wechsel kommt; Im Grunde ist es ja einerley, ob er das Geld in der Tasche hat, oder ob es bey Ihnen sicher steht! Diese verführerische Vorstellung erstickte vollends den kleinen Rest von Scham, der etwa in Brotbecks Seele hätte aufflammen können, daß er eine arme Waise ihres einzigen und so lange sorgsam bewahrten Nothpfennigs berauben wollte. Ohne also weiter zu erröthen, sagte er zu Wilhelm: Hör einmal, ich brauche heute Geld! Lehne mir doch welches von deinem! I herzlich gern, rief Wilhelm: Mit tausend Freuden! Spo-

renstreichs lief er in seine Kammer und brachte seinen ganzen Schatz, an Gold und Scheidemünze herbey: Da nehmen Sie, so viel Sie wollen, und wenns alles ist! So menschlich war denn nun doch Brotbeck, daß er nicht alles nahm, sondern nur 6 Louisdors, die übrigen beyden nebst der Scheidemünze ließ er Wilhelmen. Das Pferd ward nun bald vorgeführt, und eh drey Tage ins Land kamen, machten die 6 Louisdors über Leipzig den grand Tour durch Europa.

Während alle dieser kleinen Begebenheiten in Halle ereignete sich eine grosse für ganz Deutschland. Das Jahr 1763 brachte den Hubertsburger Frieden mit sich und versöhnte die noch übrigen erzürnten Erdengötter. Eine allgemeine Freude verbreitete sich über Stadt und Land: Ueberall hörte man feurige Dankgesänge zum Himmel aufsteigen, friedliche Kanonen donnern, Pauken und Trompeten rauschen; Prächtige Feuerwerke oder auch Aßmussische, bestehend aus anderthalbzolligten Petermännchen erleuchteten die Nacht, und wer nie gereimt hatte, suchte itzt ein Herz und Scherz, Brust und Lust, Schooße und Friederich der Grosse zusammenzustümpern, um eine Devise zur Illumination zu gewinnen. Auch die

Stadt Halle, und ins Besondere die Akademie; that sich durch mehrere Feyerlichkeiten hervor, und ob Wilhelm an diesem allgemeinen frölichen Getümmel allein keinen Theil nahm, dürfte wohl nur einem Einwohner der Terra del Fuego zweifelhaft seyn. Allein nur die ersten zwey Tage genoß er das Vergnügen dieses Festes rein und unvermischt: Den dritten war er ohngefähr in derselben Situation, wie der ehrwürdige Ulysses von Salis auf der Schinznacher Versammlung, als er eben sein Marschlinzer Philanthropin durch fremde Schuld, aber zu eignem Schaden hatte zu Grunde gehen sehen, und doch Jupiter und Schinznach *) schrieb! Wilhelm, sag ich, war ohngefähr in derselben Situation; Seine Miene lachte, aber sein Herz blutete!

Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß der alte Brotbeck sein Glück, wie mans denn so nennt, im Kriege gemacht hatte: Itzt wirds sichs zeigen, was ein durch tausend Betrügereyen, Ränke, Bedrückungen und Härten zu-

*) Jupiter und Schinznach, einer der merkwürdigsten und unterhaltendsten Impromtus, die je gemacht worden, bedarf eines Schlüssels, den nur diejenigen geben können, die selbst dabey gewesen sind, Lavater, Lenz, Pfeffel, Füßli ꝛc.

sammengescharrtes und geschundenes Vermögen für ein feines Glück ist! Schon lange war der Bruch des so lange zum Wasser der Ungerechtigkeit gegangenen Kruges nahe gewesen: Endlich erfolgte er wirklich. Brotbeck ward auf enormen Spitzbübereyen ertappt, und nachdem er es vergebens versucht, sich durch Bestechungen loszuwickeln, muste er ins Gefängniß wandern, wo ihm ein schwerer fiskalischer Proceß wenigstens eine lebenslange Verdammung auf Citadelle drohte. Diese Nachricht an die Frau Gemahlin, und wiederum dieser ihre an den Herrn Sohn in Halle mochten wohl ziemlich von einerley Wirkung seyn. Brotbeck, der sie mitten unter den angefangenen Friedensfeyerlichkeiten empfing, gerieth darüber in eine förmliche Raserey, schlug sich wütend an den Kopf, sprach von nichts als Kugeln und Pistolen, obwohl, wenns zur Sache gekommen wäre, er sich gewiß besonnen haben würde, daß man nur einmal stirbt, und daß überhaupt beym Sterben für ihn noch weniger Profit sey, als beym Leben. Wilhelm fragte ihn einmal über das andre, was ihm fehlte, aber es war kein stummes Wort aus ihm zu bringen. Es währte auch nicht lange, so ließ er sich ein Pferd satteln und ritt fort, ohne daß Wilhelm wuste, warum

oder wohin? In etlichen Stunden aber klärte sich das Räthsel schon auf. Ein Bote aus Bruckdorf brachte an Wilhelmen ein sehr flüchtiggeschriebenes und kaum lesbares Billet, dessen Inhalt kürzlich dieser war: Sein Vater wäre arretirt und er reite in alle Welt! Es thäte ihm herzlich leid, daß er Wilhelmen um die 6 Louisdor prellen müsse, er sollte nur von seinen Sachen so viel nehmen, als noch da wären! Uebrigens möchten sich seine Kreditores keine Mühe geben, ihm nachzusetzen, sie würden ihn nirgends finden ꝛc.

Wilhelm war über dieses Billet äusserst bestürzt! Ob er gleich für Brotbecken bey weitem nicht den Grad von Liebe und Zärtlichkeit empfand, noch empfinden konnte, den er gegen seinen Baron fühlte, so gieng ihm doch sein jetziges Unglück tief zu Herzen, und es war ein grosses Glück, daß Brotbeck sich ihm nicht entdeckte; Der Gedanke, daß es Pflicht sey, seinen Wohlthäter nicht zu verlassen und Glück und Unglück mit ihm zu theilen, hätt ihn ohnfehlbar hingerissen, mit ihm zu gehen, und Gott weiß, was alsdann sein Schicksal gewesen wäre! Die 6 Louisdor, deren das Billet erwähnte, kamen itzt bey Wilhelm gar nicht in Anschlag: Vielmehr kränkte es ihn, daß er Brotbecken

seinen kleinen noch übrigen Rest von Gelde nicht hatte zum Zehrpfennig mitgeben können! Vor der gegebnen Erlaubniß, sich seine Sachen zuzueignen, fühlte er eine Art von Ekel und Widerwillen. Hätte auch Brotbeck von keinen Kreditoren gesprochen, so würd er sie dennoch nicht für sich behalten, sondern der Mutter, deren Aufenthalt er wuste, ehrlich zurückgeschickt haben! Da aber sogar von Gläubigern die Rede war, und Wilhelm leicht denken konnte, daß diese mehr zu fodern haben möchten, als die Sachen werth wären, so schien es ihm vollends abscheulich, nur einen Heller von demjenigen zu entwenden, was andern von Gott und Rechtswegen gehörte! Alle diese Betrachtungen aber wurden vorizt durch die Erinnerung unterbrochen, daß das Feuerwerk, was diesen Abend auf der Eselswiese seyn sollte, nun wohl bald angehen würde. Wilhelm hatte sich schon seit einigen Tagen mächtig darauf gefreut, und ob ihm wohl izt die Lust sehr verbittert war, machte er sich doch auf den Weg, und genoß bey dem schönen und für ihn neuen Anblicke von Schwärmern, Racketen, Leuchtkugeln ꝛc. des Vergnügens so viel, als er nur immer konnte.

Den folgenden Morgen verfügte er sich denn zu seinem Herrn Wirth und that ihm die tröstliche Nachricht von seinem schönen Miethsmanne kund. Wie und auf was Art sich dieser dabey nahm, wird der geneigte Leser nach Maaßgabe seines Charakters leicht errathen, wenn ich vorher nur noch eines wichtigen Umstands gedacht haben werde. Bey aller seiner vermeyntlichen Vorsicht, Klugheit und List gegen allen Lug und Trug der Herren Studiosorum, war dennoch unser Herr Wirth vor dismal um ein halbes Jahr Miethe rein und richtig betrogen! Das erste halbe Jahr hatte er sich pränumeriren lassen, und sein Wille wars auch bey dem zweyten: Aber um diese Zeit brauchte Brotbeck sein Geld schon anders und nöthiger; Er fertigte also den Herrn Wirth kurz und trotzig ab, und verwieß ihn auf den Osterwechsel. Dieser wäre ihm nun wohl nicht entgangen, wenn nur die Gefangenschaft und der Proceß des Vaters Brotbeck nicht mit einemmale allen Wechselgeschäften ein Ende gemacht hätte! Auf diese Weise war der Wirth zwiefach gekränkt, an seinem Point d' Honneur und an seinem Eigenthum, und dis jagte ihn in eine solche niedrige und pöbelhafte Wuth, daß ich mit ihrer Schilderung meine Feder entweihen würde. Wil-

helm trug, seiner Unschuld ohnerachtet, das meiste davon; Er muste sich die härtesten Vorwürfe und Grobheiten sagen lassen, und da alle sein Reden und Vorstellen nichts anschlug, überlief ihn auch eine kleine Hitze. Nun sollen Sie mich auch am längsten geschimpft haben, sagte er, nahm die Thür in die Hand und fort!

Sogleich fieng er an, seine sieben Sachen zusammenzuräumen, um ein Haus zu verlassen, dessen Wirth itzt den Verstand verlohren hatte. Mitten im Aufräumen aber schoß ihm ein Gedanke in die Seele, der ihn auf einen Augenblick ganz stutzig machte! Die vornehmsten Geschenke, die er Brotbecks milder Hand zu danken hatte, waren das schon oben erwähnte Reißzeug und ein neues hübsches Kleid. Hier nun entstand bey ihm die Frage: ob er wohl dis Reißzeug und dis Kleid mit gutem Gewissen für sich behalten könne, oder ob er es nicht vielmehr ebenfalls Brotbecks Gläubigern überlassen müsse, um sich darein zu theilen? Mit dem Kleide war sein Entschluß bald gefaßt, denn daran hieng sein Herz am allerwenigsten: Aber das Reißzeug, das Reißzeug! Es war ihm itzt völlig unentbehrlich geworden, und sich ein neues anzuschaffen, daran war gar nicht zu gedenken.

Gleichwohl, da ihm der Zeichenmeister einmal gesagt hatte, es sey seine 5 Louisdor unter Brüdern werth, hielt er dis für eine viel zu grosse Summe, um sie der Konkursmasse zu entziehen, und so sauer es ihm auch angieng, überwand er sich doch und legte es vorerst beyseite! Nun berathschlagte er von neuem, in wessen Hände er wohl dis freywillige Opfer niederlegen wolle: Denn dem Wirthe hätte er es, auch ohne den eben vorgefallnen Auftritt, nicht anvertraut, aus der sehr gegründeten Furcht, er möchte alles für sich behalten und keinem andern Gläubiger was abgeben! Nicht lange, so hatte er in Gedanken seinen Mann gefunden, und das war kein geringerer als der Prorektor selbst, nach dessen Hause er sich ungesäumt verfügte. Ohne Zweifel würd er ihm mit aller Dreistigkeit seine Nothdurft vorgetragen haben: Aber eben war der Prorektor unpaß und so ward er nicht vorgelassen. Allein sein Fiskal *) war

*) Für diejenigen Leser, die mit akademischen Personen und Sachen unbekannt sind, muß ich die Anmerkung machen, daß das Wort Fiskal hier einen Studenten anzeigt der seinem Professor allerley Hand- und Spanndienste erweist, den Zuhörern in den Kollegiis die Plätze anweist, das Honorarium eintreibt ꝛc.

doch bey der Hand und dieser sagte Wilhelmen, er möchte ihm nur seine Sache auftragen, sie sollte richtig bestellt werden! Gut, versetzte Wilhelm, so kommen Sie einmal ein Augenblickchen mit, ich muß Ihnen was übergeben. Der Fiskal gieng mit. Unterweges erzählte ihm Wilhelm, was ihm zu wissen Noth war, gab ihm das Billet von Brotbeck zu lesen, und nachdem sie zu Hause angekommen waren: Hier, sagte er, ist mein Reißzeug und mein neues Kleid, was ich von Herr Brotbecken geschenkt bekommen habe! Es würde unrecht von mir seyn, wenn ichs behalten wollte! Machen Sie nur, daß es recht theuer verkauft wird, damit Herr Brotbecks seine ganzen Schulden davon können bezahlt werden, und da sehen Sie, daß ich nichts weiter mitnehme, als was mein ist!

Indem packte er seine Insektenschachteln, seine Zeichnungen und seine paar Hemder zusammen, belud sich damit wie ein Hechelkrämer, fragte nach dem Wirthe, um von ihm Abschied zu nehmen, da sich dieser aber verleugnen ließ, gieng er ohne Abschied davon und wanderte leicht und fröhlich heraus vors Steinthor zu einem Meister Töpfer, seinem sehr guten Freunde, bey dessen Frau er sich so sehr

eingeschustert hatte, daß ihm mit Vergnügen Nachtlager und Hausmannskost zu Dienste stand.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Unterdessen breitete der Fiskal das Lob unsers Helden bey mehrern Professoren und Studenten aus, und so gelangte es auch zu der Wissenschaft des damals so berühmten Professors und Philosophen Meier. Er ist nun todt, der wackre Mann und sein Freund Lange in Laublingen hat ihm durch eine gedruckte Lebensbeschreibung ein Denkmal errichtet. Ohne Zweifel würd er auch Wilhelms darinn gedacht haben, wenn er sich nicht auf meine Bitte hätte gefallen lassen, mir diese Episode für das gegenwärtige Werklein zu überlassen, die man also gewissermassen als einen Nachtrag zu Meiers Leben ansehen kan.

Meier, unter dem zwiefachen Charakter, als Gelehrter, Schriftsteller und Professor einerseits, und auf der andern als Mensch, Ehegatte, Freund, Gesellschafter betrachtet, hatte offenbar ein starkes Uebergewicht auf der letztern Seite. Unter die eigentlichen tiefen und scharfen Denker, unter die Zahl der Bakos, Leibnitze, Lamberts ꝛc. setzte man ihn auch schon damals zur Zeit seines höchstens Ruhms nicht.

Er war ein Schüler von Baumgarten, und Baumgarten hörte man in allen seinen Kollegien und las ihn in allen seinen Schriften: Allein was Baumgarten mit 2 Worten sagt, dehnte er zu hunderten und mehr aus. Dieser Wortreichthum, der einen Schein von einleuchtender Klarheit und Deutlichkeit mit sich führte, blendete eine Zeitlang das Publikum, das sich gern beym Denken den Kopf so wenig als möglich zerbrechen mag, und dieser trägen Kraft hatten die Meierschen Schriften hauptsächlich ihr grosses Glück zu verdanken. Allein seitdem Wolf und Baumgarten, und ihr q. e. d. durch die Philosophie des gemeinen Lebens gestürzt sind, liegt auch Meier zu Boden und wird wohl nie wieder aufstehn. Aber unsterblich sey sein Name in dem Buche der Guten und Edlen! An Religion und Tugend gab er seinem so sehr vergötterten Zeitgenossen Gellert nichts nach! Oder vielmehr er übertraf ihn noch in einem Stücke. Gellert, von der Last seiner Hypochondrie zu Boden gedrückt, hatte wenig fröhliche und heitre Augenblicke. Meier hingegen, ob er gleich durch sein vieles Sitzen und Schreiben ziemlich grade auf das Malum Hip losteuerte, wuste es sich dennoch glücklich drey Schritt vom Leibe zu erhalten. Er war überaus munter und scherzhaft in der Gesellschaft seiner Freunde,

lachte selbst gern und wuste auch durch glückliche Einfälle andre lachen zu machen. Seine ersten und nächsten Gesellschafter waren seine Frau und eine junge Cousine, die in ganz Halle unter dem Namen Meiers Mühmchen bekannt war: Jene eine kreuzbrave Frau, diese ein feines, wakres Mädchen, die das Kind vom Hause vorstellte, weil es dem Klapperstorche beliebt hatte, mit seinen Knaben und Mädchen im Schnabel immer bey dem Hause des Philosophen vorbeyzufliegen. Ob nun gleich sein Gehalt sehr mässig war, wie denn ziemlich alle Preußische Gehalte diese Tugend haben, so setzte ihn doch sein schriftstellerischer Verdienst und die Einnahme von seinen Kollegien in den Stand, für einen armen Schelm, der ihm grade in den Wurf kam, ein übriges zu thun.

Dieser so bestallte und beschaffene Professor Meier erfuhr also, daß in den Ringmauren von Halle ein Knabe von etwa 14 Jahren sey, der, wenn die Sache sich wirklich so verhielt, wohl keine schlechten Grundsätze von Ehrlichkeit und Tugend haben könne. Viele andre hatten es auch erfahren und das nehmliche geurtheilt: Aber dabey war es denn geblieben! Meier aber forschte weiter, und da er hörte, daß dieser Knabe schon seit mehrern Jahren von der Wohlthat zweyer Studenten gelebt habe, so glaubte er, das Wohl-

thun schicke sich für einen Professor wohl eben so gut, und sandte sogleich Botschaft aus, um Wilhelmen aufzusuchen und zu ihm zu bringen. Es kostete nicht wenig Mühe, seiner habhaft zu werden und der Bote würde vielleicht noch lange zum April herum gelaufen seyn, wenn ihn nicht ein Halorenjunge, Wilhelms guter Bruder und Schwimmkompagnon heraus vors Steinthor zum Töpfer gewiesen hätte. So wie Abdolomynus eben sehr emsig mit Gartenarbeit beschäftigt war, als ihm die Sidonischen Abgesandten die Krone überbrachten; So wie Cincinnatus eben hinter dem Pfluge hergieng, als ihm das Konsulat angetragen wurde, und Heinrich der Vogler grade Netze strickte, da man ihm das deutsche Königreich entgegenbrachte, so befand sich auch itzt Wilhelm eben bey einer ähnlichen Beschäftigung. Im bloßen Hemde, nichts als die Hosen auf dem Leibe, mit aufgestreiften Armen und nakten Füssen saß er bey der Drehscheibe und stampfte so mächtig drauf los, daß ihm der Schweiß vom Gesichte lief. Ob ihm gleich der Ruf, zum Professor Meier zu kommen, sehr unerwartet war, so erschrack er doch auch davor nicht, da er leicht denken konnte, daß ein Mann, wie der, gegen ihn nichts Böses im Sinne haben könne: Er machte sich also in der Geschwindigkeit fertig und gieng mit.

Gleich auf den ersten Blick hatte er die Liebe und Zuneigung des Philosophen weg, und sein Gespräch und seine simple und naive Erzählung von der Brotbeckischen Geschichte gewann sie ihm vollends. Nun stellte ihn Meier auch seinem Frauenzimmer vor, und da er hier ebenfalls grossen Beyfall fand, ohnerachtet der kleinen Nadel, die er gegen die gute Lebensart schoss, so wurden Mann und Frau gar bald eins, ihn in ihr Haus aufzunehmen. Dies Glück hätte sich Wilhelm nicht im Traume einfallen lassen und wirklich rührte es ihn auch bis zu Freudenthränen, mit denen er beyder Hände reichlich benetzte. Stehendes Fusses kehrte er wieder um zu seinem Töpfer und zu seiner Töpferin, die auf die gegebene Nachricht von seinem Glücke herzlichen Antheil daran nahmen und sich bloß ausbedungen, daß er sie nicht ganz vergessen und hübsch manchmal bey ihnen einsprechen möchte. Wilhelm versprach das auf das theuerste, packte sein Habitchen wieder zusammen und eilte voller Freuden dem Hause seines neuen Wohlthäters zu, den ihm die Vorsehung abermal erweckt hatte.

Denkende Leser werden nun leicht das Glückliche von Wilhelms neuer Situation übersehen! Bisher hatte er sich zwar unverrückt bey seinen guten Grundsätzen erhalten; Durch seine be-

ständige Thätigkeit und Rührigkeit war er zum Besitz einer grossen Menge von Kenntnissen gekommen, die man oft bey Männern, geschweige denn bey Kindern von seinem Alter vergebens sucht; Auch war es mit einigen seiner erlernten Künste und Wissenschaften, namentlich mit dem Schreiben, Rechnen und Zeichnen so weit gediehen, daß er im Fall der Noth auf eine oder die andre Art sein Brod damit machen konnte und keiner weitern Unterstützung nöthig hatte. Allein wie unendlich schade wär es nicht gewesen, wenn die weit grössern Talente, die in Wilhelmen lagen, hätten unentwickelt bleiben, oder doch nur in einer niedern Sphäre glänzen sollen! Und das würde ohnfehlbar der Fall gewesen seyn, wenn er nicht einem Kenner, wie Meier, in die Hände gefallen wäre! Der Baron von Sacken hatte zwar schon eine dunkle Idee, daß in Wilhelmen mehr stecke, als man bey tausend andern Kindern wahrnähme: Aber was es nun eigentlich sey, das vermochte er nicht auszupunktiren! Meier aber kam glücklich dahinter und entdeckte die Laufbahn, wohin die Natur Wilhelmen trieb, und wir werden zu seiner Zeit hören, wie geschickt er ihm auf die Beine zu helfen wuste! Ferner konnte es wohl nicht anders geschehen, daß Wil-

helm, so wie er auf der einen Seite an Natur- und Kunstkenntnissen tagtäglich zunahm, auf der andern in einer Menge nicht minder nöthiger und nützlicher Kenntnisse ganz und gar unwissend blieb. Eine politische Zeitung zum Exempel oder ein Intelligenzblat war für ihn ein Räthsel des Oedipus; Seit des Barons Zeiten hatte sich seine geographische Kenntniß um nichts weiter vermehrt, als daß er nun wußte, daß auch ein Kurland in der Welt sey und daß man von Halle aus fast 200 Meilen hin habe: Ob aber Kurland einen eignen Herrn habe oder ob es dem Könige von Preussen gehöre, ob es gröſſer oder kleiner sey, wie Rußland ꝛc das waren für ihn unauflösliche Aufgaben! Er wäre im Stande gewesen, in aller Einfalt zu fragen, ob die Hamburger Bank von Eichen- oder Fichtenholz sey, und ob Hannover mit zu London gehöre, weil dort eine Londonschenke ist! Diese Unwissenheit gab, wie man leicht denken kan, Anlaß die Hülle und Fülle, sich auf seine Kosten recht satt zu lachen und weder Herr, noch Frau, noch Mühmchen konnten selbst manchmal ernsthaft bleiben: Aber Wilhelm fand an ihnen alten dreyen sanfte und gütige Zurechtweiser und Weiserinnen, die nach und nach die Lücken in seinen Kenntnissen ausfüllten und ihn, daß

ich mich so ausdrücke, weltgerecht machten. Daß endlich auch der beständige Umgang mit zween weiblichen Geschöpfen, die beydes die vorzüglichsten Eigenschaften der Matrone und des Mädchens in sich vereinigten, auf Wilhelms Geist und Sitten den heilsamsten Einfluß haben mussen, braucht wohl keines Beweises. Die Weiber sind zu allen Zeiten der Schleifstein der Männer gewesen, und man sieht es nicht nur einzelnen Personen, sondern ganzen Völkern unter allen Himmelsstrichen gleich an, ob sie diese Art von Politur erhalten haben, oder nicht. Allein unser Geschlecht kan auch eben so leicht in dem Umgange mit weiblichen Geschöpfen überschliffen werden und alles ursprüngliche Mannsgepräge verlieren: Hier aber sorgte der Philosoph Meier selbst davor, daß dieser Fall nicht statt fand! Die Damen, zum Exempel, erschracken schier, daß ihnen der kalte Angstschweiß ausbrach, als sie Wilhelmen zum erstenmale seiner Schwimmereyen erwähnen hörten; Sie sagten ihm, er möchte um alles in der Welt das nicht wieder thun und sein Leben auf eine so verwegne und muthwillige Art in Gefahr setzen! Meier hingegen war hierinn ganz andrer Meinung. Er erkundigte sich bloß, ob Wilhelm wirklich das Schwimmen verstehe? Und da er

hörte, daß ihm ein alter Halore über ein Jahr darinn Unterricht gegeben, und daß er es nachher ohne weitere Anweisung für sich getrieben, so ward er begierig, sich mit eignen Augen von Wilhelms Geschicklichkeit zu überzeugen. Er machte also mit ihm eine Promenade nach der Raveninsel und hier sah er denn mit Erstaunen, daß Wilhelm wie ein Fisch im Wasser herumplätscherte und dieses furchtbaren Elements nur spottete! Nunmehro gab er ihm völlige Freyheit, dieses ächte männliche Spiel nach Belieben weiter zu treiben, nur sollte er sich immer bewust bleiben, daß das Wasser keine Balken habe!

Nach diesem allgemeinen Entwurfe von Wilhelms glücklicher Situation will ich dem geneigten Leser sogleich ein Abentheuer von ihm zum Besten geben, das sich in den ersten vier Wochen zutrug und der ganzen Familie nicht wenig Freude machte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Mühmchen saß einstmals allein, wie sie oft pflegte, am Fenster, machte Filet und hatte dabey ein Buch neben sich liegen. Was lesen Sie denn da wieder, fragte Wilhelm? Sie wollen

wohl gar noch Kollegia lesen, wie der Herr Professor?

Nun daraus würd ichs schwerlich lernen, versetzte Mühmchen! Es sind Gellerts Fabeln.

"Gellerts? Was ist das für ein Mann, der Gellert?"

Nein, ists wirklich dein *) Ernst? Hast du von Gellert noch nichts gehört?

"Zuverlässig nichts! Von wem hätt ichs hören sollen? Brotbeck der las nichts, und mein Baron, das war ein eifriger Jurist, der hat ihn gewiß nicht gekannt."

Also meynst du, die Juristen kennen den Gellert nicht? Wenn ich dir nun aber sage, alle kleine Kinder kennen ihn, in ganz Deutschland ist kein Winkel, wo er nicht gelesen wird!

"Das wäre erstaunend! Denn muß Gellert wohl gar noch schöner seyn, als Robinson Crusoe!"

*) Damit dieses **Dein** aus dem Munde eines Mädchens nicht auffallend sey, muß ich hier anmerken, daß sichs Wilhelm von der ganzen Familie zur besondern Grace ausgebeten hatte, sie möchten ihn doch alle duzen, er wäre so daran gewöhnt und er wollte nicht eher **Sie** heissen, bis er erst was wäre.

O geh mir mit deinem Robinson! Den mit Gellerten zu vergleichen, das ist ja eine Sünde und Schande.

"Ah das nehmen Sie mir nicht übel, der Robinson ist wohl schön!"

Schweig, schweig! Ich will von Robinson nichts wissen! Ein kleiner Finger von Gellert ist mir mehr werth, als —

"Nun so lassen Sie mich doch wundershalber das Buch sehen! Oder schlagen Sie mir gleich einmal eine rechte schöne Stelle auf!"

Da, setz dich hin! Ich will dir eine Fabel vorlesen!

„O scharmant, scharmant! Ich will so still sey, wie ein Mäuschen und zuhören."

Mühmchen schlug auf und las die bekannte Fabel: Ein guter dummer Bauerknabe ꝛc. und Wilhelm entrirte so sehr auf die Geschichte, zerlachte sich so herzlich über die attrapirte Lüge des Bauerbubens, daß Mühmchen alle ihre Freude daran hatte.

O mehr, mehr, rief Wilhelm voll heissen Enthusiasmus! Noch so was lustiges, was schnurriges!

Ich dächte lieber, versetzte Mühmchen, ich läse dir nun auch was ernsthaftes und rührendes vor! Aber davon bist du wohl kein Freund?

„O gar sehr! Meine Susanne hat mir weit mehr rührende, als lustige Geschichten erzählt, und ich weiß die Zeit noch recht gut, wie wir manchmal beysammen saßen und um die Wette weinten und schluchzten.„

Gut, wenn du das noch kannst, so höre!

Mühmchen las itzt die Geschichte vom armen Greise und dem Rhinoceros, nachdem sie Wilhelmen vorher erklären müssen, was ein Rhinoceros eigentlich für ein Ding sey! Die Abwechselung der Leidenschaften auf seinem Gesichte war im höchsten Grade mahlerisch. Schon bey der Schilderung des armen Greises, bey seinem zitternden Haupte, bey seinem heilig grauen Haare funkelten ihm die hellen Thränen im Auge, und da er ihn um ein Almosen flehen hörte, um seinen Durst zu stillen, fuhr er wie mechanisch nach der Tasche, um ihm, wenn er zugegen gewesen wäre, seinen letzten Heller zu geben. Drauf beym Schelten des Orgons verwandelte sich seine Miene in Zorn und Unwillen, und man sah es ihm an, daß er grosse Lust gehabt hätte, dem alten unbarmherzigen Geizhalse einen Tritt mit dem Fusse zu geben. Bey dem letzten Theile der Geschichte aber, als der Freund seinen halben Gulden hingab,

der arme Greis ihn zurück geben wollte, jener aber darauf bestand, daß er ihn behalten und etwas Wein dafür trinken sollte und endlich der Greis gar auf seinem Todbette erschien, den Psalter und ein wenig Brod neben sich, da überwältigte Wilhelmen die ganze Macht des Schmerzens und des Mitleids! Er brach in einen Strom von Thränen aus, und Mühmchen von gleicher Sympathie hingerissen, hatte Mühe, ihre bebende Stimme so weit in ihrer Gewalt zu behalten, um das Stück auszulesen.

Das ist vortreflich, vortrefflich, rief Wilhelm mit der innigsten Empfindung, indem er sich die letzten Thränen von den Wangen wischte! Und Sie sollen Zeitlebens nichts von mir halten, wenn ich das Buch nicht in vier Wochen von einem Ende zum andern auswendig lerne!

Bravo! sagte Mühmchen: Du machst den Fehler, daß du Gellerten noch nicht kannst, doppelt und dreyfach wieder gut! Aber ist es dir denn auch wohl eingefallen, daß der Mann, der dem Greise das Achtgroschenstück gab, sicherlich kein andrer ist, als Gellert selbst?

„Nein, darauf bin ich nicht gefallen! Er erzählts ja von einem Freunde!„

Wenn schon! Seine Bescheidenheit erlaubte es ihm nicht, daß ers unter seinem eignen Namen erzählt hätte: Aber es ist zuverlässig! Du weists nur noch nicht, aber in ganz Leipzig und auch auswärts ist es bekannt genug, daß Gellert nicht bloß von Tugend schreibt, sondern selbst ein Muster der Tugend ist! Er thut so viel Gutes, als er nur immer kan, und wer ihn von Person kennt, kan ihn gar nicht genug rühmen und loben!

„Also in Leipzig ist Gellert?„

Ja, und ebenfalls Professor!

„Darf ich wohl das Buch mitnehmen?„

Gern! Aber wohin denn?

„Adieu, ich bin bald wieder da!„

Wilhelm gieng, holte Hut uud Stock und mit grossen Schritten zum Hause hinaus. Mühmchen bischte ihm durchs Fenster nach, allein husch war er um die linke Ecke herum und ihr aus den Augen. Nun fiel ihr zwar gleich der Gedanke ein, daß er wohl kapabel wäre, auf der Stelle nach Leipzig herüber zu laufen, einzig und allein um Gellerten zu sehen, aber doch glaubte sie, er könne auch leicht eine andre Laune im Kopfe haben, etwa daß er mit seinem Buche heraus aufs freye Feld gehen, und dort auswendig lernen wollte. Es war

indeß wirklich die erste Laune, und der forschirte Marsch der Preussischen Armee von Roßbach nach Leuthen konnte nicht schneller seyn, als Wilhelms Marsch zum Galgthore heraus nach Bruckdorf zu. Hier ward, da die Sonne und auch der Magen grade Mittag anzeigten, Halte gemacht; Wilhelm ließ sich ein tüchtiges Butterbrod schmieren, trank sein Glas Wasser dazu, zum Konfekt las er ein paar neue Fabeln im Gellert und dann frisch und fröhlich weiter! Er hatte sich nichts weniger vorgenommen, als die 5 Meilen noch den Tag zu vollenden, allein diesem Vorsatze widersetzten sich seine Beine schlechterdings und trugen ihn nicht einen Schritt weiter, als bis Skeuditz. Beym Anblicke des hiesigen Stadtkellers aber lebte seine ganze Seele wieder auf: Hier war er, wie er sich itzt deutlich erinnerte, vor drey Jahren mit seinem Baron abgestiegen und folglich hatte dieser Keller ein ungezweifeltes Recht auf seine immerwährende Affektion. Er wählte ihn auch gleich zum Nachtquartiere und hatte bis Schlafengehen nichts angelegentlicheres zu thun, als das Brustbild seines Barons in die eine Fensterscheibe einzuschneiden und darunter folgende Inschrift zu machen: Dis ist das Bild des Barons von Sacken aus Kurland, meines

Wohlthäters, den ich ewig lieb haben werde! Mit Tages Anbruch machte er sich wieder auf den Weg, auf dem ihm nichts interessantes weiter aufstieß, als der Hügel, von welchem er mit dem Baron die erste Bekanntschaft gemacht hatte. Das dreyjährige Jubiläum derselben ward denn natürlich durch einen Monologen gefeyert und bald darauf befand sich Wilhelm mit seinem Gellert wenigstens vorerst in einerley Ringmauern.

Es ward ihm nicht schwer, seine Wohnung und sein Auditorium auszufragen, und da er hörte, daß Gellert itzt gleich eine Stunde in der Moral lesen würde, fiel ihm der Gedanke ein, weil man ihn doch hier nicht kennte, unbemerkt ins Auditorium mit hineinzuschlupfen. Er stellte sich also an die Thür, wartete bis Gellert kam, machte ihm seine tiefe Verbeugung und drang sich mit noch mehrern andern dicht hinter ihm in den Saal, der schon von einem ganzen Heere von Zuhörern wimmelte.

Gellert hatte als Professor auf dem Katheder ein Glück, das nur wenige haben. Auch die geschicktesten Professoren werden nicht immer durch ein zahlreiches Auditorium belohnt, so wenig wie manchmal die besten Kanzelredner durch eine volle Kirche. Der liebe Universi-

tätsbeyfall hängt leider oft von gar zu elenden und nichtswürdigen Bestimmungsgründen ab, und ich hab es wohl schon eher erlebt, daß plumpe Späße, pöbelhafte Schwänke und recht saftige Zoten grade das Glück eines Mannes machten, indeß ein andrer, dessen Vortrag simpel, bescheiden und moralisch untadelhaft war, leeren Wänden professoriren muste. Aber auch selbst ein vollgepfropftes Auditorium, bestehend aus mehrern Hunderten lauter jungen Studirenden, ist für einen Mann von Empfindung ein sehr mässiges Glück. Nur die allerkleinste Hälfte kommt, um zu hören und zu lernen: Der gröste Haufe aber gafft entweder unachtsam die Wände an, oder schläft den gestrigen Rausch aus, oder plaudert, oder führt sich sonst auf eine unanständige und ungesittete Art auf. Wie einem Manne dabey zu Muthe seyn muß, der sichs bewußt ist, daß er was gutes und nützliches sagt, und gleichwohl nicht unter diesen unnützen Zuhörerschwarm stechen darf, weil sonst Frau und Kinder das Minus im jährlichen Etat empfinden müsten, das läßt sich leicht gedenken! Von dieser peinlichen Situation war Gellert gänzlich frey. Er hatte ein so zahlreiches Auditorium, als irgend einer seiner Kollegen in Europa: Allein zugleich war es

auch das gesittetste und aufmerksamste, was man nur sehen konnte. Da Gellert weder Frau noch Kinder und überhaupt sehr wenige Bedürfnisse für sich selbst hatte, machte er sich schlechterdings von der Gnade der Studenten unabhängig, und wer sich nur im geringsten unanständig betrug, dem wuste er mit aller Gelassenheit die Thüre zu weisen. So erhielt er seine Tonne vollkommen rein, und was dazu auch nicht wenig beytrug, war der beständige Zulauf von Leuten aus allen Ständen, die sein grosser Ruf zu seinen Zuhörern machte. In seiner Moral sah man eine Menge Kaufleute, Kaufmannsdiener, Künstler, Officiers, Geistliche, selbst manchmal Juden, alle von Verlangen getrieben, aus seinem Munde Weisheit zu hören. Bloß Damen fehlten noch, und hierinn hat der Professor Böckmann in Carlsruhe einen Vorzug, der auf Befehl seines vortreflichen Landesherrn die Experimentalphysik einem vermischten Haufen von Herren und Damen öffentlich liest.

Wilhelm hätte auf der Welt keine bessere Stunde treffen können, als eben diese. Gellert handelte just das Kapitel von den Mitteln ab, zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren, und nachdem er eine Menge guter

Schriften für den Verstand und für das Herz empfohlen, schloß er mit der unnachahmlich schönen und rührenden Stelle: „Endlich, theuerste Kommilitonen, lassen Sie sich weit über andre Bücher den Schatz aller Wahrheit und Erkenntniß — den Schatz der heiligen Schrift empfohlen seyn. — Ich habe funfzig Jahre gelebt ꝛc. *) Das ganze Auditorium war wie durch einen allgemeinen elektrischen Schlag gerührt; Ueberall flossen Thränen, und die einzelnen Freygeister, die vielleicht hin und wieder sitzen und wohl machmal von der heiligen Schrift verächtlich genug gedacht und gesprochen haben mochten, fühlten itzt einen mächtigen Schlag ans Herz und sahen ihre Voltärs und La Mettries in Staub und Moder zerfallen. Ob gleich Wilhelm von Gellerts Vortrage nicht alles verstand, und auch wegen seiner Entfernung vom Katheder und Gellerts hohler und ängstlicher Stimme nicht alles hören konnte, so vernahm er doch das meiste und hauptsächliche, und eine so dringende Empfehlung der heiligen Schrift,

*) Diese Stelle steht nun gedruckt in der Leipziger Ausgabe der Gellertschen Moral 1770. S. 259 — 262. und es wird keinen meiner Leser gereuen, sie bey dieser Gelegenheit wieder ganz nachzulesen.

die er ohnehin schon auf höchste verehrte, konnte bey ihm unmöglich ohne Eindruck und Rührung seyn. So wie die Stunde zu Ende gieng und allgemein aufgebrochen ward, machte er sich zuerst mit auf die Beine, folgte aber Gellerten auf dem Fusse nach, um ihn nach seinem Hause zu begleiten. Vor der Thür drehte sich Gellert um und fragte Wilhelmen, ob er was bey ihm anzubringen hätte? Wilhelm ergriff schnell seine Hand, küßte sie inbrünstig und sagte: „Nun hab ich das meinige angebracht! Ich bin gestern und heute von Halle herüber gelaufen, bloß um Sie zu sehen: Nun hab ich Sie gar ein so schönes Kollegium lesen hören und Ihnen die Hand geküßt! Darüber werd ich mich Zeitlebens freuen, und nun geh ich gleich wieder zu meinem besten Professor Meier zurück, das ist itzt mein Vater, der hat mich kürzlich zu sich ins Haus genommen!„ Als Gellert den Namen des Professors Meiers hörte, erheiterte sich seine Miene noch mehr, als sie sich bereits durch Wilhelms zärtliche Ueberraschung erheitert hatte. Er nahm ihn freundschaftlich bey der Hand und nöthigte ihn zu sich auf sein Museum. Hier muste ihm Wilhelm so kurz als möglich die merkwürdigsten Umstände seiner Person und seines Lebens er-

zählen, und aus der Art, wie er das that, und eben so sehr aus seiner glücklichen Physiognomie stellte ihm Gellert eine sehr günstige Nativität. Mein lieber Sohn, sagte er, fahren Sie fort auf dem Wege der Frömmigkeit und Tugend, auf dem Sie bereits so gute Schritte gemacht haben! Ueberlassen Sie sich der Führung und Leitung eines so wackern, einsichtsvollen und liebenswürdigen Mannes, als der mir höchstschätzbare Meier ist, und wenn mich nicht alles trügt, so hat sie die Natur einmal zu einer nicht kleinen Rolle bestimmt, wozu ich Ihnen im Voraus Glück wünsche! Hier stecken Sie dis Büchelchen zu einem kleinen Andenken von mir ein, (es waren seine Fabeln) und grüssen Sie mir tausendmal den Professor Meier — oder noch besser, verziehen Sie noch einen Augenblick, ich geb Ihnen zwey Zeilen an ihn mit!

Das letzte war Wilhelmen freylich unendlich lieber, und so empfieng er das Billet von Gellerts Hand, nahm von ihm den zärtlichsten Abschied und seine besten Wünsche folgten ihm nach. Nach dieser Scene war es ihm itzt nicht weiter gemüthlich, sich länger in Leipzig aufzuhalten; Auch wollt er nicht gar zu lange von Hause wegbleiben, um nicht Unruhe und Sor-

ge anzurichten: Also kehrte er von Stund an denselben Weg zurück, den er gekommen war. Seine Absicht war, dem ersten, dem besten Wagen, der ihm begegnen würde, aufzuhucken und in Skeudiz noch einmal zu übernachten: Allein zufälligerweise must ers noch besser treffen. Ein Hallischer Pferdeverleiher, *) der einen Studenten nach Leipzig gebracht hatte, ritt itzt mit dem leeren Handpferde zurück. Sogleich trat Wilhelm mit ihm in Handel und erhielt für ein Billiges die Erlaubniß, den leeren Platz einzunehmen: Auf diese Weise langte er nicht nur denselben Tag noch, sondern noch dazu bey sehr guter Zeit wieder zu Hause an.

Und nun denke man sich die freudige Verwunderung im Meierschen Hause, als er nach einer kurzen Abwesenheit von 30 Stunden, eine Nacht inclusive, diese Reise von 10 Meilen, halb zu Fuß, halb zu Pferde abgethan, seine brennende Begierde nach Gellerts Be-

*) In der Studentensprache müste dis eigentlich heissen Pferdephilister: Allein da ich bemerkt habe, daß diese Sprache dem gesitteten Publiko, für welches ich schreibe, eben so unbekannt ist als Wendisch oder Rothwelsch, so hab ich den gewöhnlichen Alltagsausdruck beybehalten.

kanntschaft vollkommen gestillt und zur Beglaubigung dessen sogar ein eigenhändiges Billet von Gellert mitbrachte! Die Frau vom Hause machte ihm zwar einige gelinde Vorwürfe, daß er sich so wie ein Hühnerdieb heimlich davon geschlichen und überhaupt alles, was ihm in den Kopf käme, mit einer so entsetzlichen Hitze angriffe und durchsetzte: Allein der Philosoph raunte ihr heimlich ins Ohr, sie möchte das nur gut seyn lassen; Das wäre ein unfehlbares Zeichen, daß einmal künftig aus Wilhelm ein rechter Mann werden würde!

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Nunmehr hielt Wilhelm treulich sein Wort, das er Mühmchen gegeben hatte, und that den ganzen Tag nichts weiter als den Gellert lesen und auswendig lernen. Dis gab Gelegenheit zu einem neuen Abentheuer von andrer Art, das ich ebenfalls mittheilen muß. Er las so eben die Fabel: Ein Vater hinterließ zween Erben, als ihm *ad vocem* Erbe seine eigne Erbschaft von seinen verstorbenen Eltern, und der Vormund derselben Herr Hennig einfiel. Ich könnte itzt auch wohl ein Erbe von 2000 Thalern oder noch mehr seyn, sagte er zu Mühm-

chen: Aber da hat mich der garstige Provisor drum gebracht!

Wie so der Provisor? fragte Mühmchen.

I ganz natürlich, versetzte Wilhelm! Da er mich so lange geohrfeigt und genasenstübert hat, bis ich habe davon laufen müssen, so darf ich mich Zeitlebens nicht wieder vor Herr Hennigen sehen lassen, und wer weiß, wo mein Geld itzund schon hingestoben und hingeflogen ist!

Das glaub ich nicht, sagte Mühmchen! Ich wollte wohl alles verwetten, daß dein Geld noch in guter Verwahrung liegt, und wenn du dich nur meldetest —

O nein, nein, rief Wilhelm: Ums Himmels willen, verrathen Sie mich nicht, damit Herr Hennig nicht erfährt, wo ich bin! Ich will gern mein ganzes Geld im Stiche lassen, und wenns noch zehnmal so viel wäre!

Aber du kleiner Narr, sagte Mühmchen, wovor fürchtest du dich denn? Wenn du weiter nichts begangen hast, als daß du davon gelaufen bist — aber vielleicht steckt da etwan noch ein besondres Geheimniß dahinter, was der junge Herr nicht für gut gefunden hat, uns auf die Nase zu binden.

Nein, gewiß und wahrhaftig nicht, versicherte Wilhelm mit aller Ehrlichkeit! Ich habe auf der Welt nichts weiter begangen, als daß ich davon gelaufen bin, weil ichs nicht länger aushalten konnte. Ich habe Herr Hennigen und keiner Seele das geringste mitgenommen, ausser was mir Rosens Christel freywillig mitgegeben hat.

Nun wenn das ist, sagte Mühmchen, so wärst du wohl auslachenswerth, wenn du dein Erbtheil so um nichts und wieder nichts stecken liessest! Sobald die Stunde aus ist —

Indem kam der Professor selbst schon aus dem Kollegio, und Mühmchen trug ihm sogleich den streitigen Fall vor. Nun das ist denn noch ein Grund mehr, sagte er, daß ich mich heute noch hinsetze und an Herrn Hennigen schreibe. Ich hätt es ohnehin gethan: Er muß durchaus wissen, wo und bey wem du bist! Das ist Pflicht, von dir und von mir!

Wilhelm sagte kein Wort: Aber die Angst seines Herzens war deutlich auf seinem Gesichte zu lesen. Daß es Pflicht sey, hatt ihm sein Herz und sein Verstand schon längst gesagt: Allein die Furcht vor der Strafe und Reklamation übertäubten bey ihm die Stimme der Pflicht. Die beyden Damen hatten alle Hände voll zu thun,

ihm, während daß der Philosoph den Brief an Herr Hennigen schrieb, seine Besorgnisse und Aengstlichkeiten ein wenig zu benehmen: zum Selbstschreiben aber war er schlechterdings nicht zu bewegen und er versicherte, daß er vor Zittern kein Wort zusammenbringen könnte.

Indeß gieng der Brief richtig zur Post und gelangte eben so richtig in 4 Tagen zu Herr Hennigs Händen. Es läßt sich leicht gedenken, wie groß dieser die Augen aufriß, als er den Namen eines so berühmten Mannes wie Meier zur Unterschrift erblickte und folgendes Schreiben von ihm las:

„Hochgeehrter Herr, Ich hab Ihnen eine Entdeckung zu machen, die Ihnen allem Vermuthen nach neu und gewiß sehr interessant seyn muß. Ihr kleiner Deserteur von Münde!, Wilhelm Blumenthal, den Sie vielleicht schon für todt oder doch für verlohren gegeben haben, befindet sich gegenwärtig allhier in Halle, in meinem Hause, frisch und gesund, und würde Ihnen ohne Zweifel selbst mitschreiben, wenn nicht Furcht und Scham ihn abhielten. Von seinen bisherigen Schicksalen wäre viel zu sagen: Das Wesentliche davon ist dis, daß er die ganze Zeit über von der Milde zweyer Studenten

gelebt und daß ein sehr braver und ehrlicher Streich von ihm mich bewogen hat, ihn in mein Haus aufzunehmen und für ihn zu sorgen. Sie sehen also wohl, daß ich nicht so eigentlich als Denunciant an Sie schreibe und auf seine Abholung dringen will: Vielmehr ist es mir bloß darum zu thun, bey Ihnen als Vormund Einwilligung und Erlaubniß einzuholen, daß er ferner bey mir bleiben darf, damit ich nach meinen besten Kräften an der Entwickelung seiner Fähigkeiten arbeite und ihn zum Manne, wozu er die beste Anlage von der Welt hat, machen helfe. Es wird von Ihnen abhängen, ob Sie mich durch einen Theil der Interessen seines väter- und mütterlichen Erbtheils in den Stand setzen wollen, dis Werk desto frischer anzugreifen. Uebrigens verzeihen Sie ihm den unartigen Streich, den er begangen hat, und seyn Sie versichert, daß er sich Ihnen schon längst entdeckt, wenn ihn nicht Ihr Zorn und Unwillen davon zurückgescheucht hätte. Ich erwarte ungeduldig eine gütige Antwort von Ihnen und bin mit aller Hochachtung ꝛc.„

Herr Hennig, der im Wesentlichen seines Charakters immer noch unverändert der Alte war, bließ sich nach Lesung dieses Briefes wenigstens einen guten Zoll im Quadrat mehr

auf. Die grosse Ehre, daß ein berühmter Professor auf einer berühmten Universität an ihn geschrieben, und was noch mehr, ihn um seine Einwilligung und Erlaubniß gebeten, wirkte so kräftig, daß er von dem Augenblick an eine grosse Fete auf morgen ansetzte und dazu den Pastor Primarius, die Quinteſſenz des Magistrats und was sonst von beau monde im Städtlein war, zu sich einlud. Hier ward denn der Brief in pleno verlesen und die ganze Gesellschaft wünschte Herr Hennigen zu seinem verlohrnen und wiedergefundenen Mündel Glück. Er aber, mit einer gedankenvollen Miene, zog drauf die Glieder des Magistrats bey Seite und legte Ihnen die triftige Frage vor, was bey so bestallten Sachen zu thun wäre? „Einem so berühmten Manne, sagte er, kan man nichts abschlagen! Ich werd ihm also nur schon meine Einwilligung und Erlaubniß geben müssen, um die er mich so dringend bittet! Und zugleich werd ich vorerst 50 Thaler mitschicken: Wenn er mehr braucht, darf er ja nur schreiben!„ Schön, vortreflich, nach Ihrem Gutdünken, Sie haben zu schalten und zu walten, antworteten die Herren samt und sonders, während daß der Pastor Primarius der übrigen

Gesellschaft die Meierschen Schriften, die er selbst gelesen, bekannt machte, und darüber eine Wochenpredigt hielt.

Den folgenden Tag machte sich denn Herr Hennig an das grosse Werk der Antwort, ließ sich ein halb Dutzend Federn schneiden, gab Order, daß niemand vor ihn gelassen würde, schloß sich ein und strengte alle seine Kräfte an, um ein rechtes Meisterstück von Brief herauszubringen. Diese Anstrengung und dieser Vorsatz nun, recht schön zu schreiben, wären vollends der verkehrte Weg zum Meisterstück gewesen, wenn nicht ohnehin schon jeder Brief von Herr Hennigen, vermöge seines Charakters, extradumm hätte ausfallen müssen. Einigen Lesern, das weiß ich gewiß, würde die Mittheilung desselben ein überaus grosses Vergnügen machen: Allein die meisten kriegten gewiß den faden Narren bey den ersten drey Perioden satt! Ich unterwerfe mich also den meisten Stimmen und führe bloß die kleine Versuchung an, in die Meier Wilhelmen beym Empfange dieses Briefes führte.

Nachdem er mit Frau und Mühmchen die nöthige Verabredung getroffen, ihn nicht zu verrathen, nahm er eine sehr ernsthafte und traurige Miene an und sagte zu Wilhelm: Es

thut mir leid, mein lieber Wilhelm, daß ich dir eine Nachricht geben muß, die dir nicht lieb seyn wird!

Wilhelm erschrack, verfärbte sich und zitterte.

Herr Hennig hat geschrieben, fuhr der Professor fort: Und wie du mir leicht an den Augen absehn kannst, nichts tröstliches! Hätt ich das vorher gewußt, so hätt ich aus Liebe zu dir einmal meine Pflicht aus den Augen gesetzt und ihm deinen Aufenthalt nicht verrathen! Allein es ist geschehen! Er besteht darauf, daß ich dich nach Hause schicken soll: Und so sehr michs auch schmerzt, dich so bald wieder zu missen, kan ich doch nicht anders, ich muß es thun!

Wilhelm gerieth bey diesen Worten in die heftigste Gemüthsbewegung; Sein Herz flog und seine Augen blickten wild und unruhig umher.

Ich sehe, du bist nun bös auf mich, daß ich geschrieben habe, und ich kan dirs nicht verdenken — Nein, unterbrach ihn Wilhelm, ich bin nicht böse und kan Zeitlebens nicht böse seyn: Aber rathen Sie mir nur, ich bitte Sie um alles in der Welt, was soll ich thun?

Meier zuckte die Schultern. Als ehrlicher Mann, sprach er, kan ich dir nichts anders rathen, als: Unterwirf dich deinem Schicksal! Nach allen Gesetzen hat der Vormund Macht über seinen Mündel, und die eingeführte Ordnung im Staate muß man nicht mit Füssen treten, denn es stehet geschrieben: Sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat!

Aber du lieber Gott, rief Wilhelm mit klagender Stimme aus, bin ich nicht ein rechter unglücklicher Mensch! Zeitlebens muß ich nun so unter der Gewalt eines andern stehen, der doch weder mein Vater noch meine Mutter ist! Wenn die noch lebten und ich sollte zurück, i den Augenblick!

Du irrst dich, lieber Wilhelm, unterbrach ihn der Philosoph! Du stehst nicht Zeitlebens unter der Gewalt deines Vormunds, sondern nur so lange bis du mündig wirst.

„Mündig, was ist das?„

Das heißt, bis du die Jahre erreicht hast, da man vernünftiger Weise von dir hoffen kan, du wirst dich nun selbst regieren können und weiter keinen Vormund mehr nöthig haben: Das wäre mit ein und zwanzig Jahren!

„Also wenn ich 21 Jahr bin, denn hat mir Herr Hennig nichts weiter zu befehlen?„

Nein, dann nicht!

„O was denn vor Noth! Lustig! Kourage! Die sieben Jahre sollen doch wohl mit Gottes Hülfe hingehen!„

Du guter Bursche, sieben Jahre sind freylich bald genug ausgesprochen, aber nur nicht so geschwind vorbey! Ich sehe vorher, wie trübselig sie dir vergehen werden, und fast möcht ich dir einen andern Rath geben, obs gleich freylich damit so so ist!

„Nun sagen Sie nur, was denn?„

Ich wollte sagen, wag es zum zweytenmale und geh in die weite Welt, aber wissen muß ichs nicht, wo du hingehst, sonst muß ich dich anzeigen! Halten will ich dich indeß auch nicht —

„Nein, das thu ich nicht! Das Davonlaufen ist immer was Häßliches, und ich hätt es gewiß das erstemal nicht gethan, wenn mirs nicht so gar arg gegangen wäre. Genug, wenn es nun einmal so Gottes Wille ist, so seys drum und ich gehe nach Hause.„

Meier, seine Frau und Mühmchen sahen itzt einander an, als wollten sie sich sagen: Nun ist wohl der Verstellung genug; Der gute

Junge hat sein gutes Herz hinlänglich an den Tag gelegt! Meier zog also Herr Hennigs Brief aus der Tasche, gab ihn Wilhelmen nebst den inliegenden 10 Louisdors und sagte, da l:s nur selbst; Das wenigstens hat doch Herr Hennig gut gemacht, daß du unterwegens keine Noth leiden darfst, er hat einen rechten schönen Reisepfennig beygelegt!

Wilhelm wollte anfangs nicht dran, den Brief zu lesen: Als ihm aber zugeredet wurde, that ers! Und nun gieng eine Scene an, die schlechterdings durch keine wörtliche Beschreibung, auch nicht durch den Pinsel anschauend gemacht werden kan; bloß geschickte Schauspieler wären im Stande, sie darzustellen. Wilhelm sah, als er den Brief zu lesen anfieng, sehr finster und brummbärisch aus: Da er aber den Inhalt ganz anders fand, guckte er Meiern und seine Damen anfangs halbdumm und verwundernd an; las dann wieder im Briefe; guckte wieder, aber schon heiterer und runzelfreier; las wieder; und unterdeß hatten die drey Zuschauer und Zuschauerinnen alle Mühe, das Lachen zu ersticken! Endlich sprang er voller Freude auf, umfaßte den Philosophen und küßte ihm wütend die Hand! Dieser schloß ihn zärtlich in die Arme: Mein lieber Wilhelm,

sagte er zu ihm, ich habe dich vorher ein wenig freundschaftlich gequält, theils dein Herz noch mehr kennen zu lernen, theils dir die Freude noch anziehender zu machen, daß du nun gänzlich mit Herr Hennigen ausgesöhnt bist und nicht als Deserteur ausgeliefert wirst. Nunmehr bist du ein Mann bey der Stadt und die Fahne ist ordentlich über dich geschwenkt!

So ward Angst in Freude und Traurigkeit in Lachen verkehrt, und nun konnte Wilhelm vor Zittern recht gut dazu kommen, selbst an Herr Hennigen zu schreiben und alles vollends ins rechte Gleiß zu bringen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Bisher hatte Meier nur bloß den Beobachter über Wilhelm gespielt, und ihn mit Fleiß allen seinen Launen und Einfällen überlassen, um ihn von allen Seiten desto besser kennen zu lernen. Einen Sonntag Nachmittag aber, als er sich eben recht aufgelegt fühlte, machte er mit ihm einen Spatziergang vors Thor, setzte sich mit ihm auf einer abgelegenen Feldmark nieder, wo niemand sie störte, und da begann ein langes und ernsthaftes Gespräch, welches ich ohne Bedenken ganz einrücke, weil ich von meinen Lesern die gute Meynung hege,

daß ihnen das Ernsthafte zu seiner Zeit nicht zuwider seyn wird.

Hör einmal, mein lieber Wilhelm, sagte der Philosoph: Bis itzt hast du nun so im Stande der Natur gelebt und wie die Vögel unter dem Himmel bloß das Gegenwärtige genossen und dich den Guckuck um die Zukunft bekümmert! Ein solches Leben ist freylich ganz hübsch, so lange man gesund ist und so wenig Bedürfnisse hat wie du: Allein du must bedenken, mein lieber Wilhelm, daß uns der liebe Gott zwar zunächst um unsrer selbst und um unsrer eignen Glückseligkeit willen geschaffen hat, allein dabey ist es auch unsre höchste Pflicht, für unsre Nebenmenschen zu leben und ihnen so nützlich zu werden, als wir nur immer können! Bist du davon überzeugt?

„Vollkommen! Und Sie können gewiß glauben, daß es mir das gröste Vergnügen ist, wenn ich jemanden einen Gefallen thun kan. Und wenn ein Bertelmann da drauffen in Bruckdorf ein Stück Brod hätte liegen lassen, ich wollte den Augenblick herauslaufen und es ihm holen!„

Recht gut! Du hast also den besten Willen nützlich zu werden und das ist der Grund des Gebäudes: Allein nun muß auch zu dem

guten Willen die That kommen! Wir müssen irgend eine nützliche Kunst oder Wissenschaft oder mehrere lernen, wozu wir die mehrsten Talente und die gröste Neigung besitzen, und mit diesen Künsten oder Wissenschaften, die wir nun ganz in unsrer Gewalt haben, müssen wir vornehmlich dem menschlichen Geschlechte zu nützen suchen. Gib nur einmal Achtung im gemeinen Leben, wie da ein jeder Stand für alle übrigen arbeitet! Der Prediger erlernt mit vieler Mühe und Fleiße die Gottesgelahrheit und die geistliche Beredsamkeit, und sucht dann von der Kanzel herab seiner Gemeine Tugend und Religion einzuflössen. Der Richter und Advokat lernen beyde die schwere Rechtsgelehrsamkeit, um jedermann zu seinem Rechte zu verhelfen und das Böse zu bestrafen. Der Arzt hilft uns zu unsrer Gesundheit, so wie wir Professoren wiederum dazu gesetzt sind, daß wir geschickte Theologen, Juristen und Aerzte bilden sollen. Und so ist es in allen niedern Ständen, bis zum Schornsteinfeger und Abdecker herab: Jeder hat einen kleinern oder grössern Nutzen zum Ziele und wird in eben der Proportion höher oder geringer geschätzt. Wenn es nun, wie du sagst, dein wirklicher Ernst ist, ein nützlicher und brauchbarer Mensch zu wer-

den, so must du dich, eben so wie wir andern, einer gewissen bestimmten Lebensart widmen, und um darinn recht vollkommen zu werden, alles andre alsdann beyseitesetzen. Sage mir also einmal aufrichtig und unverhoten, welchem Stande möchtest du dich denn wohl am liebsten widmen? Wozu hast du am meisten Lust?

„Ja, ich kanns wirklich nicht sagen! Ich habe zu einer grossen Menge Dinge Lust und Müssiggehn ist mein Tod: Aber — ich weiß nicht —

Nun daß du keine Neigung hast, ein Gelehrter zu werden, das hab ich schon gemerkt!

„Gott behüte, nein! Da müßt ich den ganzen Tag über den Büchern liegen und dürfte nicht heraus ins Freye: Da wär ich in einem Vierteljahre gewiß todt, wenigstens sterbenskrank!„

Nun was das anbetrift, es giebt auch Gelehrte, die sichs nicht so gar sehr sauer werden lassen! Aber freylich, wers heutiges Tages in irgend einem gelehrten Fache zu was rechtem bringen will, der muß es mit Hitze angreifen und keine Zeit verliehren, und wenn du das nicht willst oder kannst, so bleib lieber davon!

Allein wie stehts denn mit deinem Zeichnen? Ich sehe doch, dazu hast du grosse Lust: Steckt vielleicht einmal ein künftiger grosser Mahler, ein deutscher Michel Angelo in dir?

„Nein! Gewiß nicht! Ich zeichne herzlich gern: Aber ein Mahler mag ich darum doch nicht werden!„

Ha nun merk ich schon! Ein Töpfer, ein Töpfer willst du werden: Denn mir ist gesagt worden, daß du so schmuck auf der Drehscheibe gearbeitet hast, weil ich dich holen ließ.

„Ach Sie haben mich zum Besten! Als wenn man darum gleich ein Töpfer werden müste, wenn mans ein Bißchen auf der Drehscheibe probirt! Denn müst ich auch ein Hallore und ein Drechsler und ein Papiermüller und ein Strumpfweber und wer weiß was alles werden!„

Also Werkstäte und Künste sind dein Fach?

„Das wollt ich meynen! Wenn ihr nur mehr hier wären: Was hier ist, hat ich alles schon gesehen!„

Hättest du denn auch wohl die Kourage, in ein Bergwerk zu fahren?

„O mit tausend Freuden, und wenns zehn Meilen unter die Erde gienge! Sagen

Sie mir nur, wo eins ist, ich laufe heut noch hin!„

„Du bist ein seltsamer Patron! Findest du denn auch wohl Geschmack an Ackerbau, Viehzucht, Forstwesen und dergleichen?

„„Das versteht sich! Examiniren Sie mich nur einmal aus der Schafzucht z. E. die hab ich in Giebichenstein ein Bißchen gelernt.„

Das würde ein schönes Examen werden, denn von der Schafzucht versteh ich grade so viel, wie du vom Principio rationis sufficientis oder indiscernibilium. Aber aus dem allen, was du mir da sagst, buchstabir ich mir so viel zusammen, daß du zu einem Kameralisten oder überhaupt zu einem Staatsmanne Lust hast.

„„O erzählen Sie mir doch ein Bißchen von einem Staatsmanne, was hat denn der so zu thun, und wie macht mans denn, daß man einer wird?

Ein Staastmann, mein lieber Wilhelm, der hat gar sehr viel zu thun! Der muß eigentlich für das Beste des ganzen Landes und für das Wohl aller Unterthanen sorgen. Die erste Stelle in diesem Fache ist die Stelle eines Staatsministers, der zunächst um den König oder Landesherrn

ist. Ein solcher Minister muß das ganze Land von innen und von aussen kennen und von allem Bescheid wissen, vom Ackerbau, von der Viehzucht, von Bergwerken, von Handwerken und Künsten, Manufakturen und Fabriken, von der Handlung ꝛc. Nun muß er seinen Kopf zusammen nehmen und Anschläge geben, wie ein jedes in seiner Art auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht werden kan. Wenn denn der Landesherr mit diesen Anschlägen zufrieden ist, so muß er sie nun ausführen, und du kanst leicht denken, daß dazu eben so viel Geschicklichkeit und Fleiß gehört, als der gelehrteste von uns Professoren haben muß. Wenn das deine Neigung ist —

„Nichts anders auf der Welt! Ein Staatsmann, ein Staatsmann, o das Herz brennt mir recht darnach!„

Nun denn will ich mirs nur im Voraus ausbedingen, wenn du künftig einmal Ihre Excellenz von Blumenthal wirst, wie du wirklich itzt einen Berlinschen Minister zu deinem Namensvetter hast, daß du hernach nicht etwan den undankbaren Guckuck in der Fabel spielst, sondern hübsch an einen armen Professor in Halle denkst!

„I Sie können es doch auch gar nicht lassen, einen immer mitunter zu vexiren! Wo hab ich denn gesagt, daß ich eine Excellenz werden will? Und wenn ich auch wer weiß was würde, so wird mich der liebe Gott behüten, daß ich jemals gegen meine Wohlthäter undankbar seyn sollte!„

Gut, gut, ich glaube dirs gern, und ich seh es schon vorher, daß du mich wenigstens zum Geheimenrath machst, sobald du Minister bist. Doch Spaß beyseite: ich will dir einen guten Rath geben! Studire du nur frisch auf einen Staatsminister los, wenn dus auch nur höchstens bis zum Kriegs- oder Steuerrath bringst! Es ist immer besser, man lernt zu viel, als zu wenig. Aber, Monsieur, hast du auch das Wort verstanden, das ich da brauchte: Studire! Das heißt auf Deutsch so viel, als lis, steck die Nase ins Buch, und wie du mir vorhin gesagt hast, ist das dein Tod; also fürcht ich immer, es wird weder aus dem Minister, noch aus dem Kriegerath was werden!

„O ich kan auch wohl lesen, wenn ich sonst will! Sagen Sie einmal, les' ich itzt nicht recht fleissig im Gellert?„

Still, still, auch den läsest du nicht einmal, wenn dich Mühmchen nicht so begierig darauf gemacht hätte! Und denn must du wissen, daß Sprachen und Wissenschaften keine so angenehme und süsse Fabelchen und Erzählungen sind, wie die im Gellert.

„Sprachen und Wissenschaften? I denn müst ich ja doch ein Gelehrter werden!„

Nicht anders! Ein Halber wenigstens! Ohne das kannst du es in deinem Leben schwerlich höher bringen, als zum Sekretär!

„Das ist verzweifelt! Indeß — wenns nicht anders ist — sagen Sie mir nur gleich, was für Sprachen und Wissenschaften muß ich lernen? Aber machen Sies hübsch gnädig, nicht zu viele, und nicht zu schwere!„

Nun nun, ich werde schon machen, was christlich ist! Also Sprachen vorserst: Da kannst du nun schlechterdings nicht wegkommen, ohne latein und französisch!

„Oho, zwey Sprachen nur? Davor fürcht ich mich nicht! Ich habe mein Bißchen Latein noch nicht ganz ausgeschwitzt, und das Französische will ich schon in Kopf kriegen.„

Schön! Es soll mich freuen, wenn du es eben so geschwind in den Kopf bringst, als du davon sprichst! Nun weiter: die Wissen-

schaften! Davon will ich dir vorerste auch nur zwey vorschlagen, die für dein Alter, und ich denk auch wohl für deinen Geschmack sind: Geographie und Naturhistorie!

„ Haha, die Naturhistorie die kenn ich schon! Da lernt man alle Thiere, alle Pflanzen und alle Steine auf der Welt draus kennen: Nicht wahr, Sie sagtens einmal bey Tische?„

Ganz recht! Und aus der Geographie lernst du alle Länder und ihre Einwohner auf der Welt kennen, und siehst nun, was die Menschen mit diesen Thieren und diesen Pflanzen und diesen Steinen anfangen, um sich und andern das Leben angenehm zu machen.

„ Das ist scharmant! Gut, morgen ist Montag, da fang ich also gleich an, ein Gelehrter zu werden! Lassen Sie mich einmal zusammenrechnen: Eine Stunde lateinisch, eine Stunde französisch, 2 Stunden Naturhistorie und zwey Geographie, das sind 6 Stunden — O da behalt ich schon noch Zeit übrig, daß ich manchmal ein Bißchen in der Saale herumplätschern kan!„

Ich sehe schon, du hast alle Anlage zu einem Kameralisten! Du machst ein Projekt, wie der Wind, aber wie dus ausführen willst, das ist dein geringster Kummer! Bey wem willst du denn nun das alles lernen? Auf mich

kannst du nicht rechnen, du weist, ich habe von Morgen bis in die Nacht zu thun! Zu einer öffentlichen Schule bist du verdorben: Und zum Studenten noch viel zu unreif!

„Das verschlägt alles nichts! Es soll doch gehen: Ich will Ihnen gleich sagen! Das Französische lern ich von einem Soldaten, ich weiß nicht, wie er heißt, aber ich kenn ihn schon, der spricht französisch, daß es nur so schneyt. Das Lateinische lern ich von einem Schüler auf dem Waisenhause, die können fast alle gar grimmig lateinisch! Das andre, die Naturhistorie und Geographie lern ich bloß für mich. Sie haben ja oben eine Menge Bücher, Gott behüte! Da sind doch gewiß ein paar drunter, die ich verstehen kan: Und bey Tische, da frag ich Sie denn, und wo ichs nicht recht mache, da seyn Sie so gut und helfen mir zurechte!„

Nun das ist doch bey alledem klüger eingefädelt, als ichs anfangs gedacht hätte! Gut, es mag dabey bleiben, und ich will auch schon zusehen, wie ich mir manchmal eine Stunde für dich abmüssige.

„O da dank ich Ihnen schon im Voraus tausendmal! Aber nun lassen Sie uns nur

nach Hause gehen, damit Sie mir gleich die Bücher aus Ihrer Bibliothek geben können, weil Sie doch heute Zeit haben.„

Der Philosoph ließ es sich denn gefallen, Wilhelms lehrbegieriger Ungeduld nachzugeben, und so ward schleunig aufgestanden und nach Hause gegangen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Ob gleich Meier eben kein Polyhistor war, so besaß er doch, auser seiner Philosophie, eine Menge historischer, geographischer, physikalischer und andrer gemeinnütziger Kenntnisse und war vollkommen im Stande, Wilhelmen in den beyden Wissenschaften, auf die er sich nun legen wollte, den besten und kürzesten Weg zu zeigen. Er gab ihm zwey kleine Büchlein, Büschings Vorbereitung zur Geographie und Hagers kleine Geographie für Anfänger, nebst einem Atlas Homannischer Landcharten. Hier, mein Sohn, sagte er, lis und lerne: Und wenn du heut übers Jahr fertig bist, dann sollst du mehr haben. Wilhelm machte grosse Augen. Wie, sagte er? Sie haben sich wohl versprochen! Sie wollen sagen, heut über acht Tage! Es sind ja nur kleine Büchelchen! Nun lis nur

erst, versetzte der Philosoph, dann wollen wir uns wieder sprechen.

Wilhelm machte sich sogleich an Büschings Vorbereitung, und so wie Thucidydes zum Geschichtschreiber entflammet ward, als er den Herodot seine Geschichte lesen hörte, so wie Locke und Malebranche beym Lesen des Cartesius ihren innern Ruf zur Philosophie zuerst fühlten, so empfand auch Wilhelm, daß dis das rechte Buch für ihn sey. Er verschlang es mehr, als er es las, und so viele dunkle Stellen ihm auch vorkamen, so gieng er doch nicht eher einen Schritt weiter, bis die Dunkelheit zerstreut war. Ein groß Theil erklärte ihm der Philosoph wörtlich: Wo es aber auf eine anschauende Kenntniß der Dinge in der Natur ankam, da verwies er ihn in einen Materialistenladen, dessen Herr sich ein Vergnügen daraus machte, sich mit einem lehrbegierigen Knaben abzugeben. Nun gieng es von neuem an ein Sammeln, nicht mehr von Papillons, wie sonst, sondern von den im Büsching angeführten Produkten der Natur und Kunst. Krapp, Waid, Indigo, Sode, Terra sigillata, Farbenerden, Schwefel, Salpeter, Vitriol, alles, alles schleppte itzt Wilhelm herbey. Von einem Tischler bekam er eine ganze Suite von

in und ausländischen Hölzern und Meier machte ihm ein sehr angenehmes Geschenk mit einigen Erzstufen vom Harze. Einmal brachte er etwas in Papier gehülltes unter dem Arm nach Hause, das Mühmchen aber der Ferne für ein Buch in Großoktav hielt: Sie fragte ihn sehr begierig, was es für eins wäre, als er es aber aufmachte, war es nichts mehr und nichts weniger, als ein Stück Torf. Dabey aber blieb Wilhelm noch nicht stehen, sondern er sammlete auch Kunstprodukte, die freylich alle zusammen keinen Groschen werth waren, aber für ihn doch den ungemeinen Nutzen hatten, daß er von allem und jedem eine sinnliche und anschauende Erkenntniß bekam. Man fand bey ihm Scherben von ächtem Porcellän und Fayance, Proben von allerley Arten von Papier, Druckpapier, Schreibepapier, Löschpapier, Gold- und Silberpapier ꝛc. Abschnitzel von Kattun, Nesseltuch, Manschester, Atlaß, Damast, Kamelot, Rasch, Flanell ꝛc. desgleichen Korduan, Juchten, Saffian, Chagrin ꝛc. und so gut wie Meier seine Vorlesungen über die Quidditäten und Idditäten der Philosophie halten konnte, so gut konnte Wilhelm über jedes Stück seines angelegten Naturalien- und Kunstkabinets disciren. Auch machten sich wirklich

Madame Meiern und Mühmchen zuweilen die Lust, sich bey ihm als Zuhörerinnen zu melden, und ob sie sich gleich über dieses Bettel- und Lumpenkabinet des Lachens nicht enthalten konnten, so hörten sie doch von Wilhelmen vieles, was ganz in ihr eignes weibliches Fach einschlug und was ihnen doch bisher noch unbekannt gewesen war.

Zu gleicher Zeit mit dieser Art von Studien trieb Wilhelm nun auch die eigentliche Geographie und lernte wacker mit Landcharten umspringen. Da ihm die Natur ein unvergleichliches Gedächtniß gegeben hatte, so war es ihm gar nicht schwer, alle die Menge von Namen der Länder, Städte, Flüsse, Gebirge ꝛc. nach und nach zu behalten, und ein Wink von Meiern brachte ihn auf die sehr nützliche geographische Uebung, die Charten für sich nachzuzeichnen. Die Mühe gab er sich nun nicht, daß er die gedruckten Namen ebenfalls hineingekritzelt hätte, sondern er machte bloß Punkte, aber obgleich diese Punkte einander alle vollkommen ähnlich sahen, so wust er sie doch eben so gut zu unterscheiden, wie der Hirte die Schafe.

Das Lateinische und Französische nahm denn nicht minder seinen Anfang und respektive Fort-

gang. Der Waisenhausschüler, den Wilhelm zum Lehrer annahm, machte seine Sache sehr gut, las mit ihm zuerst die lateinische Bibel, in der er also fast alles gleich errathen konnte und spielend eine Menge Worte ins Gedächtniß faßte; dann einzelne Stücke aus den selectis historiis, dann erst einen leichten Autor. Das Französische lernte er ganz als lebende Sprache und konnt es weit eher sprechen, als lesen und schreiben. Auch ward ihm das Lesen und Schreiben viel saurer, als alles, was er jemals gelernt hatte: Doch sobald ihm Meier vorstellte, es sey nothwendig, er könne es nicht entbehren, gleich strengt er seinen Kopf noch einmal so stark an und es gieng.

Ueber dem Büsching nur und Hager gieng wirklich, wie Meier richtig vorhergesehn hatte, meist Jahresfrist hin. Nun aber rückte er mit stärkerer Speise hervor, gab Wilhelmen Beschreibungen einzelner Länder und eine Menge Reisen zu lesen, lehrte ihn vernünftige Auszüge daraus machen, verschafte ihm von der Universitäts- und Marienbibliothek grosse Werke mit Kupfern und Zeichnungen, die in die Naturhistorie und Geographie einschlugen, und die er natürlich nicht ermangelte für sich nachzuzeichnen. Wilhelm fand an alle diesem so viel

Geschmack, daß, so verhaßt ihm sonst das Stubensitzen und Liegen über den Büchern war, so erpicht war er nun darauf und Meier muste ihn ordentlich treiben und stossen, seiner ehemaligen nomadischen Lebensart nur nicht ganz Gutenacht zu geben. Zu dem Ende ließ er ihn einmal einen achttägigen Wips nach Rothenburg ins Kupferbergwerk und nach Wettin ins Steinkohlenwerk machen, und nachdem er alles gesehn, was nur irgend zu sehen war, kehrte er mit einer reichlichen Ladung von Kohlen und Kupfererzten gesund und wohlbehalten zurück.

Doch es ist Zeit, mich zu erinnern, daß ich nicht bloß ernsthafte Leser vor mir habe, sondern auch gefühlvolle Leserinnen, die von alle diesem gelehrten und statistischen Krame nichts gebrauchen können, sondern etwas für die Empfindung und fürs Herz zu lesen wünschen. Ich setze also vorizt alles andre beyseite und hebe aus den vielen komischen und naiven Scenen, die sehr häufig mit Wilhelmen vorfielen, eine aus, deren Inhalt einen für das schöne Geschlecht ungemein anziehenden und reizenden Gegenstand betrift, ob er gleich hier ein wenig von seiner scharfen und rauhen Ecke vorgestellt werden wird. Damals, als Wilhelm noch seinen Gellert mit so grossem Eifer las und auswendig lernte, kam

er einmal zu den beyden Damen, mit einer Miene, als hätt er ihnen die schwerste und intrikateste Aufgabe vorzulegen. Sagen Sie mir doch einmal, beste Mama, sprach er, oder Sie, Mühmchen, wers ist, ich kan mit dem verzweifelten Gellert nicht fertig werden! Es steht da so viel von Liebe drinn, als hier zum Exempel in Elmire und Selinde, und auch in Rhynsolt und Lucie und sonst, und es ist mir doch alles wie ein Räthsel: Was ist denn eigentlich das vor ein Ding, die Liebe?

Die beyden Damen schlugen natürlich eine grosse Lache auf und Mühmchen sagte: Nun das ist wahr! Der Wilhelm wird von Tage zu Tage naiver!

„Wie so? Ich muß ja doch fragen, sonst kan ichs ja nicht verstehn!„

Sehr wohl, mich must du nur nicht fragen, ich kan nicht die Ehre haben, dir darauf zu antworten!

„Und warum denn nicht? Das wäre schlimm, wenn Sies nicht wissen sollten und Sie haben so viel Bücher gelesen.„

Ich bin sehr schwerlernig, sagte Mühmchen mit einer schalkhaften Miene, und überhaupt lernt man das aus Büchern gar nicht!

Aber Mama must du fragen, die wird dirs sagen.

„Nun so sagen Sie einmal, bestes Mütterchen! Bitte, bitte!„

Du kleiner Narr, was soll ich dir denn sagen? Liebe ist, wenn man liebt, weiter nichts! Du liebst doch meinen Mann?

„O von ganzem Herzen!„

Nun das ist die Liebe, wie kannst du doch noch fragen?

„Ah gehorsamer Diener, das kßts wohl bleiben! Nein, nein, das muß eine ganz andre Art von Liebe seyn! Unsre Liebe, das ist Freundschaft: Aber die im Gellert steht„ —

Das ist ein höherer Grad von Freundschaft, oder gar der allerhöchste Grad!

„Der allerhöchste Grad? Nun ja, das möcht ich eben gern wissen, was der allerhöchste Grad in der Liebe ist! Weil ich noch bey Herr Brotbecken war, da hatt er einmal ein Mädchen bey sich, ein recht hübsches Mädchen, die Beyden waren gewiß im allerhöchsten Grade der Liebe!„

Da irrst du dich gewaltig! Der nichtswürdige Mensch, der Brotbeck, ist gewiß gar keiner Liebe fähig gewesen: Was er gefühlt

hat, ist sicherlich nur der allerniedrigste und schlechteste Grad gewesen!

„Nun denn steht mir mein Verstand still! Ich hab es doch mit meinen Augen gesehen, daß sie einander in den Armen gehabt haben und haben sich geherzt und geküßt, o wer weiß wie sehr! Sie können mirs gewiß glauben, der niedrigste Grad war es nicht!„

Hier fühlte Madam Meier wohl, daß sie mit allen Winkelzügen doch nichts gegen Wilhelmen ausrichten würde, und mit der Sprache frey heraus zu gehen, erlaubte ihr die Sittsamkeit ihres Geschlechts nicht. Ihr Mann, der eben zur Thür hereintrat, kam ihr also sehr zu gelegener Zeit zu Hülfe. Mein Kind, rief sie ihm gleich entgegen, rett uns doch hier von dem verzweifelten kleinen Naseweiß! Er quält uns halbtodt, daß wir ihm sagen sollen, was Liebe ist. Ich habs ihm schon gesagt, aber er hat daran nicht genug und fragt immer weiter.

Ey, ey, Wilhelm, sagte der Philosoph, den Kopf schüttelnd, du hast dich nicht recht adressirt! Wenn du ein Mädchen wärst, denn müßtest du meine Frau fragen: Aber da du ein Junge bist, must du mich fragen. Komm mit herauf auf meine Studirstube, ich will dirs sagen!

Froh, wie ein Mädchen, dem seine Amme ein recht hübsches Mährchen zu erzählen verspricht, hüpfte Wilhelm flink die Treppe hinauf, und nicht minder froh waren die Damen, ihn mit guter Manier los zu seyn.

Vor allen Dingen, must du mir sagen, fieng der Philosoph an, wie kommst du auf die Frage?

„I weil im Gellert so viel von Liebe steht! In Rhynsolt und Lucie kan ich mich fast gar nicht finden.„

Ha so! Ich dachte, die Liebe söchte dich etwan schon selbst an: Das wäre ein Bischen früh gewesen! Nun ich will dir sagen, so viel du itzt davon fassen und begreifen kannst. Ist dir die Fabel bekannt von Aesops Zungen?

„Nein, ich weiß sie nicht: O erzählen Sie mir sie doch!„

Aesop — den du mir auch noch lesen must, er wird dir gewiß gefallen und du wirst viel draus lernen — bekam einmal von seinem Herrn den Befehl, er sollte ein kostbares und prächtiges Gastmahl anrichten und alles dazu einkaufen, was er nur irgend köstliches auftreiben könnte. Er gieng also auf den Markt und kaufte nichts als Zungen. Weil nun die Gesellschaft beysammen war und die Gerichte aufgetragen wurden, erschienen denn zum ersten gebratne

Zungen, alsdann gekochte, dann noch einmal Zungen auf eine andre Manier, kurz, nichts als immer uno ewig Zungen. Der Herr wollte ganz rasend werden vor Zorn und sagte zum Aesop: Du Böswicht, was hab ich dir befohlen? Hab ich dir nicht gesagt, daß du das kostbarste auftreiben sollest, was nur zu finden wäre? Gut, mein Herr, anwortete Aesop, hab ich denn Ihren Befehl nicht erfüllt? Ist denn wohl auf der ganzen weiten Welt etwas bessers und vortreflichers, als die Zunge? Und nun fieng er an, eine lange Lobrede auf die Zunge zu halten und zeigte, daß man mit der Zunge alle Künste und Wissenschaften lehrte, und beredte, und Reden hielte, und Prozesse führte ꝛc. Kurz, der Herr sah ein, Aesop hatte Recht und er konnt ihm nichts anhaben! Aber gleich den folgenden Tag bestellte er ein neues Gastmahl und befahl dem Aesop, er sollte nun einmal das allerschlechteste anrichten, was er auftreiben könnte. Aesop gieng wieder auf den Markt und kaufte abermal nichts als pure eitle Zungen, und als ihn sein Herr von neuem darum schalt, sagte er: Ist denn wohl auf der ganzen Welt etwas schlimmers, als die Zunge? Sie ist die Mutter von allen Lügen, Lästerungen, Flüchen, Schwüren ꝛc.

"Das ist niedlich! Der Aesop ist meiner Treu ein kluger Kopf!"

Nun zur Sache! Was Aesop von der Zunge sagt, daß sie das Beste und zu gleicher Zeit das Schlimmste ist, siehst du, mein lieber Wilhelm, das ist auch die Liebe. Auf der einen Seite ist sie das angenehmste und süsseste Gefühl, was wir auf der Welt haben, auf der andern die Quelle der entsetzlichsten Marter und alles nur irgend ersinnlichen Unglücks.

„Herr Gott, Sie erschrecken mich.„

Ich hab auch wahrlich Ursach, dich zu erschrecken, und ich wollte, du erschrickst so sehr, daß du dich vor der Liebe in Acht nähmst, wie vor einer Schlange.

„Aber wie so denn, ich bitte Sie um alles in der Welt!„

Sehr natürlich! Sieh nur, an und für sich selbst ist die Liebe nichts weniger als etwas Böses. Der liebe Gott hat zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte eine gewisse Art von gegenseitiger Zuneigung ins Herz gelegt, die wir Gelehrten den Geschlechtstrieb nennen. Itzt bist du noch zu jung, aber wenn du in dein siebzehntes oder achtzehntes Jahr gehen wirst, alsdann wirst du diesen Trieb auch fühlen. Nun will ich einmal annehmen, du hättest hier brav studirt und das Deinige gelernt, du bekämst itzt ein Amt, eine Versorgung, wovon du nicht al-

lein dich selbst, sondern auch eine Frau ernähren könntest, und nun würdest du mit einem hübschen, artigen, tugendhaften Mädchen bekannt, die dir ausserordentlich gefiele, du hieltest um sie an, ob sie dich wohl zum Manne haben wollte und sie sagte Ja, nun heyrathetet ihr euch beyde, sie würde deine Frau und du ihr Mann und ihr liebtet euch beyde, so zärtlich und noch zärtlicher, als du ehemals deinen Rosens Christel geliebt hast: Siehst du, das wäre eine vernünftige Liebe, daran Gott und Menschen Wohlgefallen hätten!

„Nun ja, ja, so meynt ichs eben! Wenn ich einmal groß bin, daß ich heyrathen kan, dann mach ichs akkurat so, wie Sie es da beschrieben haben! Warum sagen Sie denn nun, daß ich mich vor der Liebe in Acht nehmen soll, wie vor einer Schlange? „

Das sollst du itzt hören! Nach der Natur könnten wir allerdings schon im siebzehnten oder achtzehnten Jahre heyrathen, und wenn das durchgehends geschähe, so würde viel Böses auf der Welt wegfallen: Allein das läßt sich nun einmal aus zwanzig Ursachen nicht thun. Erstlich gehört zum Ehestande ein gesetztes Wesen und viel Klugheit, die ein junger Mensch im siebzehnten oder achtzehnten Jahre unmöglich hat noch haben kan. Alsdann gelangt man

auch nicht so gar früh zu einem Amte, oder zu einer Versorgung, bey der man eine Frau ernähren kan. Vor dreyssig Jahren wird da gewöhnlich nichts draus, und aus eben dem Grunde, weil wenig junge Leute vor ihrem dreyssigsten Jahre männlich und gesetzt genug sind, daß man ihnen ein Amt anvertrauen kan. Wenn du dich nun vor der Zeit von der Liebe zu einem Mädchen hinreissen liessest, wenn dir der Appetit zum Heyrathen früher ankäme, als es Zeit ist —

„Das will ich wohl bleiben lassen! Dann würden ja die Leute sagen, ich wäre nicht recht klug! „

O gebe doch der Himmel, daß du immer bey den Gedanken bleibst! Aber du hast itzt gut reden, weil du bis dato von dem Triebe zum andern Geschlechte noch ganz frey bist. Allein wenn der erst bey dir aufwacht, ach ich zittre und bebe, wenn ich daran gedenke!

„Aber mein Himmel, was kan mir denn die gottlose Liebe anhaben, wenn ich nun schlechterdings nichts von ihr wissen noch hören will? „

Das ist eben das Schreckliche der Liebe, daß sie sich des Herzens eines jungen Menschen bemeistern kan, wenn er ihr auch noch so sehr auszuweichen sucht. So lange du hier bey uns bist, so lange bin ich nicht bang um dich: Denn

ich habe das gute Vertrauen zu dir, daß wenn dir auch einmal ein verliebter Einfall ins Herz käme, so wirst du hübsch aufrichtig und offenherzig gegen mich seyn und mir alles haarklein entdecken, und dann versprech ich dir, was nur irgend ein Mensch im Stande ist, zu thun, das will ich thun, damit dich die Liebe nicht unglücklich macht. Aber wenn du nun einmal weggehst von uns, fort in die weite Welt, kommst in grosse Städte und in grosse Häuser, siehst eine Menge böser Beyspiele vor deinen Augen, must dich mit deinen Grundsäzen von Religion und Tugend auslachen und verspotten lassen, —

„Auslachen? Die Religion? Das ist ja gar nicht möglich! Das hieße ja eben so viel, als den lieben Gott auslachen — Gott verzeih mirs, daß ich nur einmal ein solches Wort rede!„

Guter Wilhelm, du kennst die Welt nur noch von der guten Seite: Aber ich will sie dir nach und nach auch von der schlechten bekannt machen, damit du nicht erschrickst, wenn du sie einmal so findest! Doch ich will einmal annehmen, wie ich es denn von Herzen wünsche und hoffe, du liessest dich vom Strome des Lasters nicht hinreissen und hieltest fest an deinen guten Grundsäzen, so bleibt gleichwohl noch eine andre und überaus grosse Gefahr für dich übrig. Du

kannst nämlich selbst durch den Schein der Tugend zum Bösen verführt werden!

„Das begreif ich nicht! Durch den Schein der Tugend?„

Dadurch am ersten, besonders du! Ich will dir gleich sagen. Nimm einmal an, du wärst itzt ein junger Mensch von 21 Jahren. Ein hübsches Gesichtchen hast du und es wird noch immer hübscher werden: Ich weiß, ich kan dir das ins Gesicht sagen, ohne dich darauf stolz zu machen. Nun weiter, du wärest z. E. Sekretär oder so was bey einem vornehmen Manne, wohntest bey ihm im Hause und der Mann hätte eine sehr hübsche Tochter oder ein Mühmchen oder wers ist. Das Mädchen nun zeigte so was sanftes, bescheidnes und liebreizendes in ihrem Wesen und in ihrer Miene, daß du ihr nothwendig gut seyn müßtest, und umgekehrt, du gefielst ihr ebenfalls so sehr, daß sie dir auch gut wäre. Bis itzt, gieb wohl Achtung, ist noch nichts Böses dabey: Aber, aber, nun ist das Böse auch schon im vollen Anmarsche. Wenn man jemanden gut ist und ihn lieb hat, dann wünscht man doch auch wohl mit ihm umzugehen und recht oft bey ihm zu seyn, nicht wahr? Nun wollen wir aber annehmen, ihr

Beyden könntet und dürftet euch öffentlich nicht sprechen, der Vater oder die Mutter litten das nicht, würdet ihr nun nicht suchen, heimlich zu einander zu kommen? Anfangs würd es freylich wie bloß von ungefähr geschehen, aber allmählich würdet ihr euch heimlich Billets zustecken und euch da und dorthin bestellen. Nunmehr wäre schon der vollkommenste Grund gelegt, euch alle beyde im höchsten Grade unglücklich zu machen! Erstlich dich selbst. Die Liebe würde sich nach und nach deiner so sehr bemeistern, daß sie dich um allen Verstand und Vernunft brächte. Den ganzen Tag könntest du an nichts denken, nichts sehen noch hören, als dein Mädchen. Alle Lust zum Arbeiten, zum Lesen, Schreiben, Zeichnen würde dir ganz und gar vergehen, oder wenn du auch ein Buch zur Hand nähmest, würdest du es ohne Gedanken lesen und nur immer das Bild deines Mädchens darauf herumtanzen sehen. Vom Kopf bis auf die Füsse würdest du ein ganz andres Wesen werden und dich selbst gar nicht mehr erkennen.

„Hören Sie auf, hören Sie auf, ich kanns nicht mehr aushalten, ich möchte vor Angst zerspringen. Sagen Sie mir nur, mein bestes Väterchen, wie fang ich es an, daß mich die Liebe nicht so um meinen Verstand und um meine Vernunft bringt?„

Du hättest mir nicht in die Rede fallen sollen, ich wollte dir erst noch weiter schildern, wie du nicht bloß dich, sondern auch das Mädchen unglücklich machtest! Aber es mag bleiben, bis auf ein andermal. Also du möchtest gern wissen, wie du der Liebe entrinnen sollst? Gut, vor allen Dingen, bleib fromm und halte dich recht! Eben der Gedanke, der dich vom Stehlen, Lügen, Fluchen und andern Lastern abhält, ist auch stark genug, dich von einer unerlaubten Liebe abzuhalten. Und denn: Arbeite! Frisch, was das Zeug hält! Vom Morgen bis in den Abend! Lis, schreib, zeichne, lauf, schwimme, damit du die Nacht so müde bist, daß du schläfst wie eine Katze und daß dir auch nicht einmal ein Traum einkommt! Müssiggang, sagt das Sprüchwort, ist aller Laster Anfang, und gemeiniglich auch der Anfang der Liebe, so wie die Liebe wieder den Müssiggang zur Folge hat. Davor flieh, so wird dich die Liebe schon unangefochten lassen!

„Aber, liebstes Väterchen, wenn mirs nun so geht, wie Sie es vorhin beschrieben haben, da ist es ja fast nicht möglich, sich in Acht zu nehmen. „

Es ist möglich, vollkommen möglich! Principiis obsta, sagen wir Lateiner. Reiß die Liebe aus deinem Herzen, so lange sie nur noch ein

Pflänzchen ist, denn hast du sie erst zum Baume anwachsen lassen, dann ist es zu spät. Gesetzt du wirst mit einem liebenswürdigen Mädchen bekannt und du bist noch lange nicht im Stande, an eine Heyrath zu gedenken, thu dir Gewalt an! Geh ihr nicht nach! Suche sie nicht auf! Zerstreue dich durch eine kleine Reise, damit du nur andre Gegenstände siehst, so wird der Eindruck allmählich wieder vergehen!

„Gut, das will ich mir alles merken, ich will kein Wort vergessen, was Sie mir heute gesagt haben! Aber wenn die Liebe so ein tückisches Ding ist, daß sie einen ordentlich um seinen gesunden Verstand und Vernunft bringen kan, daß man hernach so ein Schlagetodt wird und keine Lust hat, was zu thun, denn mag ich in meinem ganzen Leben nicht lieben, denn mag ich auch nicht einmal heyrathen, wenn ich gleich könnte!„

Nun davor will ich denn die Liebe schon sorgen lassen! Zu seiner Zeit wird sie dich schon gehörig unterkriegen, und denn, wenns nur auf eine ernsthafte Heyrath hinauslauft, braucht man sich auch nicht zu schämen, wenn man gleich als Bräutigam ein wenig närrisch in seine Braut verliebt ist! Diese Zeit ist bey uns zu Lande die Flitterzeit oder die Flitterwochen, und die dauern nicht sehr lange, dann wird der junge Ehe-

mann wieder, wie andre ehrliche Leute! Nun, hast du vorerst genug?

„Uebrig genug! Ich will itzund gleich schwimmen gehn — „

Und alle Gedanken an die Liebe in der Saale ersäufen, nicht wahr? Da thust du Recht, bravo!

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Ich kan leicht denken, in welchen schlechten Kredit ich mich durch dieses Gespräch über die Liebe bey einem grossen Theile des Publikums gesetzt haben werde. Es ist als sähe ich sie vor mir, alle die liebesiechen Dämchen und Herrchen, vom Instinkt gezeugt und vom Tone der Galanterie, vom edlen Müssiggange und von der Romanensucht genährt und gepflegt: Wie sie flämisch das Gesicht verziehen, gleich dem gnädigen Fräulein im Brunnen*)? „Ueber die kopfhängerische Moral! Ueber den unausstehlichen Philosophen! Auch die unschuldigste Liebe, deren sich

*) Hoffentlich ist das Liedchen noch in frischem Andenken, oder sollte es doch seyn:

Wie lange soll die Brunnenzeit
Der gnädgen Tante dauern?
Man muß in dieser Einsamkeit
Ja ganz und gar versauern ꝛc.

die Engel freuen würden, sucht der Geck zur Sünde zu machen! Lieben und Heyrathen, Heyrathen und Lieben ist in seinen Augen ein unzertrennlicher Begriff! Der Mann will uns wieder zu Barbaren machen, wie es die alten Deutschen waren, und beym Lichte besehen hat er seine ganze Liebestheorie wohl aus dem Tacitus gestohlen!„

Im Grunde könnt ich bey diesen und dergleichen Vorwürfen ganz ruhig bleiben, denn sie treffen nicht mich, sondern den nun Verstorbenen, dessen Worte ich als getreuer Lebensbeschreiber anführe. Da ich aber doch aus gewissen Gründen dieser Liebestheorie ebenfalls mit voller Ueberzeugung zugethan bin, so bitt ich mir für diese meine Gründe ein ganz kurzes Gehör aus; Ob auch ein geneigtes? Das wird sich hinterher ausweisen.

Ich habe einen Sohn. Andre Leute haben auch welche und lieben sie vermuthlich mit nicht minderer Zärtlichkeit, wie ich. Noch ist er klein, aber hoffentlich wird ihn der Himmel groß werden lassen, und so wie mir dis auf der einen Seite eine unendliche Freude seyn wird, so wird es mich auf der andern schaudern und beben machen. Dieses Schaudern wird genau mit demselben Augenblicke bey mir angehn, da der In-

stinkt bey ihm zu erwachen anfängt. Könnten Wünsche etwas helfen, so möcht' ich ihm alsdenn nur das Glück eines Grönländers wünschen, der, wenn er sein zwanzigstes Jahr erreicht hat, sich sein eignes Kajak erbaut und dann frisch drauf los heyrathet. Da wir aber zur Zeit in Deutschland von dieser Grönländischen Sitte himmelweit entfernt sind; Da das Heyrathen für uns Männer nach gegenwärtigem Zeitlaufe bloß noch ein kahler Appendix zum Amte ist, welches man gewöhnlich alt und bejahrt genug bekömmt, um, wenns bloß damit gethan wäre, klug genug zu seyn: So seh ich mich künftig als Vater in einer ausserordentlich peinlichen und kummervollen Lage! Niemand kan es mehr fühlen, als ich, welch eine harte Lehre es ist: Ersticke den Trieb der Natur! Sey blind und taub gegen ihren Wink! Lacht dir ein holdes Geschöpf, flieh sie: Du kannst sie auf den Rabenstein bringen, sie dich ins Tollhaus! Und gleichwohl, gleichwohl, kan ein zärtlicher Vater anders, als in diesem Tone warnen? Lehrt etwa die Erfahrung nicht hinlänglich genug, was alle aufferehliche Liebe unter dem menschlichen Geschlechte für Jammer und Elend anrichtet? Heimliche und ertappte Kindermorde; Bastarte, deren Leben fast ein beständiges Ringen mit dem

Tode ist; Verlaßne Mädchen, die sich vor Verzweiflung der feilen Venus in die Arme werfen, die sie oft auf dem Misthaufen sterben läßt; Herumwandelnde gebückte Greise von zwanzig oder dreyßig Jahren, die, um nicht allein elend zu seyn, noch ein Weib an ihre Seite schmieden, auf der Lukreziens Geist zwiefach ruhen müßte, wenn sie nicht eine Ehebrecherin werden sollte; Werthers, die ihrem Liebesleiden mit der Kugel ein Ende machen und gradeswegs in Abrahams Schooß zu fahren glauben, indeß sicherlich ein Geist von ganz andrer Art ihrer erwartet; Tollhäusler und Tollhäuslerinnen, die man wie tanzende Hunde oder Bären für Geld sieht und doch am Ende urtheilen muß, daß man bey jenem weit mehr Verstand und Vernunft angetroffen haben würde! Ich mag diese scheußliche Gallerie nicht weiter ausmahlen! Aber ich frage nun, welchem Vater oder welcher Mutter stehn nicht die Haare zu Berge, bey dem Gedanken, daß vielleicht auch ein ähnliches Schicksal über ihr Kind verhängt ist? Und daß doch niemand sich mit dem nichtigen Gedanken täusche: Hier will ich meinen Ausschweifungen ein Ziel setzen! Nur einen Finger will ich nehmen, beyleibe nie die ganze Hand! So dachten jene auch alle; fiengen mit unschuldigen Tändeleyen, leich-

LB Coburg

ten Scherzen, sanften Küssen und seraphischen Umarmungen an: Aber wie von einem Strudel fortgerissen giengs immer mehr und immer schneller in die Tiefe heras und nun war kein Haltens mehr, bis der Abgrund sich ihnen öffnete und sie verschlang! Wie nun, können wir Väter und Mütter wohl in einem andern Tone von der Liebe reden, die uns auf eine oder die andre Art unsre Kinder zu Scheusalen vor Gott und Menschen zu machen droht? Hätt ich doch nur auf einen Tag Bürgers Geist! Er hat Fortunen an den Pranger gestellt: Ich wollte dich daneben stellen, du lächelnder Basilisk, Amor! und mir bey unserm ganzen gegenwärtigen Zeitalter ein Gotteslohn und Gottes reichen Segen verdienen!

Es würde mir bey meiner itzt kochenden Galle viel Mühe kosten, auf eine recht schickliche und passende Art wieder in die Erzählung einzulenken. Also lieber gradezu, obwohl ein wenig, wie Kunz in die Nüsse:

Schon schrieb der Kalender 1765 und zwar den fünf und zwanzigsten Dezember; Schon genossen alle Kinder ihres bescherten heiligen Christs oder krächzten auch wohl zum Theil wegen schwerer Unverdaulichkeiten, die sie sich dadurch zugezogen hatten. Unter allen aber, die

ganz reine Freude und unvermischtes Entzücken darüber fühlten, war gewiß Wilhelm in dem grossen, weiten Deutschland der erste. Sein gütiger Mäcenas verstand unter vielen andern Künsten auch die, ganz unverhofte und höchst überraschende Freude zu machen, und diese Kunst hatt er dismal ganz vorzüglich gegen unsern Wilhelm bewiesen. Ausser demjenigen, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, fand er unter seinem Weihnachtsgeschenke 3 Papiere von höchst merkwürdigem Inhalte. Das erste war der Depositionsschein und das zweyte der Bruder desselben, die Matrikel selbst, wodurch also Wilhelm feyerlich unter Universitätssiegel zu einem ehrsamen Studioso von Halle, oder mit Rehhaar zu reden, zu einem Nichts, aus dem aber alles mögliche werden kan, eingeweiht ward. Seine Freude darüber gieng schlechterdings über alle Beschreibung! Meier hatte ihm zwar schon dann und wann gesagt, daß wenn er sich recht angriffe, so wollt er sehen, daß er ihn in Jahr und Tag etwa zum Studenten machte: Allein Wilhelm bildete sich ein, dieses Machen sey mit einem beschwerlichen und weitläuftigen Examen verknüpft wovor er sich gewaltig, wiewohl ohne Ursach fürchtete, denn sicherlich würd er darinn mehr gesunden Verstand

und Kenntnisse an den Tag gelegt haben, wie so viele, die auf allen Universitäten angenommen werden, nicht so eigentlich des Lernens, sondern des Zahlens wegen! Nun aber hatte Meier einmal einen Casum pro amico gemacht und heimlich, auf Parole, die Matrikel gelöst, ohne daß es Wilhelmen einen Schritt kostete! Allein seine Freude war keinesweges von der kindischen Art, sondern so wie ein Kronprinz, der den Augenblick vorher noch so freundlich, geschmeidig und herablassend war, sogleich ein ernsteres und gesetzteres Wesen annimmt, wie man ihm den Tod seines Vorgängers meldet, so auch Wilhelm. Er ward auf der Stelle wenigstens um zwey Jahr älter; Der Gedanke, du bist Student, bist itzt dem Range nach gleich alle den Zweytausenden von Jünglingen, die einst die Kirche und den Staat regieren: Dieser Gedanke fuhr ihm durch alle Glieder, und war für ihn ein neuer Sporn zu allem, was gut ist und wohl lautet. Das dritte Papier vollendete die Freude des Tages; Es war von Meiers eigner Hand und lautete Wort für Wort also:

„Wir Georg Friedrich Meier, von Gottes, des Königs von Preussen und der Universität Halle Gnaden, Doktor der Philosophie und derselben ordentlicher Professor ꝛc. entbieten dem

neugebacknen Studioso Wilhelm Blumenthal unsern Gruß und Gnade. Nachdem wir uns während des Zeitraums von zwey und drey Vierteljahren, welche gedachter Wilhelm Blumenthal in unsrer Residenz auf dem grossen Berlin bey uns zugebracht hat, von seinen mannigfaltigen guten Eigenschaften und Qualitäten, sowohl des Kopfs als des Herzens, vollkommen überzeugt, deßhalb wir uns auch nicht haben entbrechen können, ihm einen ganz besondern Theil unsrer professorlichen Huld und Gnade angedeihen zu lassen: Als sind wir gesonnen, ihm bey dem gegenwärtigen Antritt seiner Universitätsjahre ein abermaliges Merkmal unsrer Wohlgewogenheit zu gönnen, um ihn dadurch unsrer Person noch mehr zu verbinden. Kreiren und ernennen ihn also hiermit und Kraft dieses zu unserm Fiskale, dergestalt und also, daß er diesen Posten de termino Ostern anni futuri antrete, alle damit verbundenen Obliegenheiten und Geschäfte treulich und sorgfältig verwalte, und dagegen alle daherfliessende Vsus fructus und Beneficia geniesse. Zuförderst wird er in allen unsern Kollegiis, nach Verlauf dreyer oder vier Tage, ein genaues Verzeichniß der sämmtlichen Auditorum aufzunehmen haben. Welcher Studiosus einen besondern

Platz im Auditorio verlangt, dem wird er denselben nach Stand und Würden anweisen, gehörig beschlagen und dafür ein beliebiges Douceur in Empfang nehmen. Beym Schluß der Kollegien wird er pflichtschuldigst dahin bemüht seyn, daß alle und jede, die das Honorarium halb oder ganz zu bezahlen versprochen, den terminum richtig einhalten und die Schuldpost erlegen, zu welchem Ende wir ihm die Erlaubniß geben, nach Befinden der Umstände mit Karzer und Sacharrest zu drohen, jedoch daß die wirkliche Exekution uns selbst vorbehalten bleibe. Da uns aber die leidige Erfahrung bereits sattsam gelehrt, daß den Herren Studiosis kein Artikel der Ausgabe so schwer ankomme, als die Bezahlung der Kollegiorum und wie dieselben unter allerley scheinbarem Vorwande die Zahlung so lange zu träniren wissen, bis sie mit Hinterlassung noch mehrerer andrer Schulden den Weg zum Thore hinaus über die Grenze gefunden haben, als machen wir ihm keinesweges für den Ausfall responsabel, sondern wollen vielmehr seine Wachsamkeit und Diensteifer vorzüglich ansehen, wenn ihm im Durchschnitt von zwey Debenten nur immer einer entwischt. So gegeben ꝛc. „

Diese Schnurre hatte, ausser der komischen Seite, auch eine wirklich vortheilhafte für Wilhelmen. So ein unbedeutendes Aemtchen es an und für sich selbst ist, was ihm auf diese Weise anvertraut ward, so hat es doch auf Ort und Stelle einiges Gewicht; Wenigstens schreckte es die naseweisen Schäcker ab, die sonst nicht unterlassen haben würden, Wilhelmen weidlich zu foppen. In der Zwischenzeit bis Ostern ward denn auch der neue Plan festgesetzt, nach welchem Wilhelm in seinem Studiren fortschreiten sollte. Die beyden Sprachen und die beyden Wissenschaften, die er die Zeit über getrieben hatte, waren ihm nun geläufig genug. In der Geographie und Naturhistorie wußte er wirklich viel; Das Französische sprach, las und schrieb er ziemlich gut, und im Lateinischen war er so weit, daß er mit dem Phädrus und Curtius meist allein fertig werden konnte. Seine Geschicklichkeit im Zeichnen hatte so sehr zugenommen und seine Phantasie war so lebhaft, daß wenn ihm ein Vorbeygehender nur einigermassen auffiel, flugs zeichnete er ihn mit der Feder oder mit dem Bleystift, oder auch mit Kreide, und der hätte sehr blind seyn müssen, der ihn nicht erkannt hätte. Eins nur vermißten die Damen besonders an Wilhelm; Er bezeigte, zwar

keinen Widerwillen, aber auch gar keine thätige Neigung zur Musik. Alles Vorstellen, daß die Musik eine der vorzüglichsten Zierden eines jungen Menschen und eins der sichersten Mittel, sich beliebt zu machen, sey, war vergebens; Er blieb dabey, (und der Philosoph bestärkte ihn darinn) er hätte bereits andre Beschäftigungen und Zeitvertreibe genug, die ihm mehr am Herzen lägen; Ein Bischen Klimpern auf einem Instrumente lohnte nicht der Mühe, und die Musik aus dem Grunde zu lernen und Meister darinn zu werden, erfordere ganze lange Jahre: Also lieber gar nichts! „Wollen Sie denn mit aller Gewalt, daß ich so einer werden soll?„ sagte er einmal zu Mühmchen und legte ihr eine Zeichnung vor, die er in aller Geschwindigkeit hingeworfen hatte! Es war der berühmte Virtuose und Organist Bach, mit dem Zunamen, der Hallische, vorgestellt ganz nach der Natur, wie er vor einer Orgel saß, die Stirn in tausend Runzeln faltete und mit dem Munde eine Art von einem kauenden Manöver machte, das lustig genug anzusehen war! Mühmchen lachte herzlich: Wenn du nicht so ein guter Junge wärst, sagte sie, so wollt ich behaupten, du wärst der leichtfertigste, schelmischeste Bube auf Erden!

Nebenbey, bey Tische und sonst waren denn natürlich auch für Wilhelmen eine Menge nützlicher und angenehmer Kenntnisse abgefallen. Insbesondre hatte er ein eignes Favoritkapitel, womit er den armen Professor so viel quälte, daß dieser zuletzt nicht mehr wuste, woher er neuen Stoff nehmen sollte: Das war das Kapitel von Leuten, die sich durch Glück oder Genie aus einem sehr niedrigen Stande in einen überaus hohen und wichtigen geschwungen haben; gewiß eins der interessantesten in der ganzen Geschichte und besonders für Wilhelmen, dem ein geheimes Gefühl sagte, daß er auch einmal in diesem Kapitel eine Stelle bekommen würde. Die Veranlassung dazu gab eine gelegentliche Erwähnung von Mentzikof, weiland Pastetenbeckerjungen, den sein gutes Glück bis zum Fürsten erhob. Des Romanhafte dieser Begebenheit behagte Wilhelmen so sehr, daß er immer nach Mehr, Mehr rief. Meier erzählte ihm also nach und nach, von dem lesländischen Bauermädchen, die das Schicksal in eine regierende Kayserin verwandelte; Von dem Professor Du Val, der als Knabe Schafe hütete; Von der berühmten Dichterin Karschin, die einst den Gänsen gleichen Dienst that und sich zwar nicht auf den Thron,

aber doch auf den Parnaß erhob; Von dem Kardinal Alberoni, der als Knabe demüthig Gartengewächse nach der Stadt trug und als Mann Europa verwirrte; Von seinem Herrn Kollegen Wolsey, dessen Vater, wie man sagt, ein erbarer Metzger und Fleischer war; Von Lord Clive, vom General Dörflinger ꝛc. Kurz, der geneigte Leser sieht schon, daß wenn Wilhelms Magen sich an Meiers Tafel gewiß nicht übel befand, so litt sicherlich auch sein Kopf keinen Mangel, und eine Stunde bey Tisch war oft so gut, wie eine Stunde im Kollegio.

Es versteht sich, daß ich dis so ausgelegt wissen will, daß dem Werthe der Kollegien nicht der mindeste Abbruch geschehe! Bisher hatte Wilhelm noch keine hören können noch dürfen: Itzt aber bahnte ihm die Matrikel den Weg dazu, und Meier zeichnete ihm derselben für das Sommerhalbejahr zwey aus, Mathematik und Physik. Von beyden brachte er ihm, wie billig, im Voraus die grösten und würdigsten Begriffe bey. Die Mathematik, sagte er, ist eine allmächtige Wissenschaft. Mit manchen andern Wissenschaften kan man keinen Hund aus dem Ofen locken: Aber mit der, Wilhelm, kannst du die Erde aus ihren Angeln drehn! Kehre

dich nur nicht dran, wenn sie dir anfangs ein wenig trocken schmeckt: Nach und nach wird sie schon glatter hinter gehn!

Wilhelm schmachtete nun recht herzlich nach dem Anfange der Kollegien, wo er Sachen hören sollte, die noch in sein Ohr nicht gekommen waren: Eh es aber dazu kam, genoß er noch ein Vergnügen, das der geneigte Leser ebenfalls nothwendig mitgenieſſen muß.

Einen Morgen, um die Leipziger Ostermesse herum, saß er ganz allein auf seinem Stübchen und hörte klopfen: Tritt herein eine Mannsfigur, den Hut auf dem Kopfe, sagt kein Wort, sondern bleibt bey der Thür stehen und schlägt die Arme unter. Wilhelm auf, sieht der Figur unter die Augen, es ist ihm, als kennt er sie halb und halb, weiß es doch nicht recht, tritt näher, die Figur fängt an zu lächeln, Wilhelms Herz fängt an zu klopfen, zu klopfen, immer heftiger: Herr Gott, ruft er, Rosenschristel, du!

Ja, liebster Wilhelm, ich, ich selbst!

Und nun beyde einander in die Arme und kein Wort! Endlich wieder Sprache:

„Sey mir tausendmal willkommen, liebster, bester Christel! Du hier? Hier in Halle? bleibst auch hier? O an welche Wand renn ich doch gleich vor Freude!„

Renn du an die, ich will an die andre rennen! Ich bin gar närrisch, daß ich dich wiedersehe, und daß ich in Halle bin! Hopsasa, tralala, nun bin ich heraus aus meinem Käfig, in dem ich so lange habe Katz halten müssen, und nun will ich toll seyn und du sollst mit toll seyn —

„Wenigstens die ersten Tage! Aber du lieber Himmel, wovon sprechen wir doch gleich? Was frag ich dich doch gleich? Was macht Herr Hennig?

Da ist ein Brief von ihm, und Geld!

„Dank, Dank! Und deine Eltern?„

„Die haben mich noch zuletzt halb todt moralisirt, aber nun ists vorbey, nun Amen! Es lebe Halle hoch!„

„Christel, liebster Christel, ich bitte dich, du wirst doch nicht etwan im Ernst tolle Streiche machen wollen?„

Ja freylich, was sonst? Komm mit! Wolln wir reiten, fahren, auf dem Kopfe stehn, Fenster einschmeissen, was du willst, ich mach alles mit! Aber im Ernst, führ mich doch ein Bischen in der Stadt herum, ich habe noch gar nichts gesehen, da können wir ja plaudern nach Herzenslust!

„Von Herzen gern, ich will den ganzen Vormittag mit dir herumlaufen, ich muß ja auch dein Logis wissen!„

Mein Logis? O das ist bey einem reichten hübschen Mädchen, sie hat ein paar Augen im Kopfe, die sich gewaschen haben: Mit der will ich schon Wirthschaft machen, Geduld nur!

„Herr Gott, Christel, ich kan mich in dich nicht finden, du bist gar nicht mehr der Alte!„

Gelt? Das macht die Hallische Luft! Ich habe den Kopfhänger zu Hause gelassen, und hier will ich Student seyn! — Na, komm nur!

Sie giengen.

Dreyßigstes Kapitel.

Der gutherzige Leser wird gewiß nicht weniger verwundert und erstaunt seyn, über die grosse Veränderung in Rosens Christels Charakter, als Wilhelm selbst: Indeß ist sie so unerwartet ganz und gar nicht, nach dem, was ich in einem der obigen Kapitel von Christels peinlicher Erziehung mitgetheilt habe. Schon der Trait von ihm, daß er Wilhelmen mit so herzlicher Theilnehmung zur Flucht rieth und sie selbst durch ein kleines Geschenk von Geld beförderte, schon dieser verrieth, mit welchem Widerwillen er den Zwang

in seiner Eltern Hause ertrug und daß es ihm bloß an Gelegenheit fehlte, das Joch abzuwerfen. Dieser Zwang hatte bis itzt zu seiner Entlassung auf die Universität fortgedaurt und die alten Rosens bildeten sich nun im allem Ernst ein, sie hätten ihrem Sohne so viel Tugend und gute Grundsätze ins Herz gepredigt, daß er über alle Verführung erhaben und gegen allen Eindruck des Bösen abgehärtet sey. Die unbegreiflichen Thoren! Wie konnten sie glauben, daß die Beraubung aller moralischen Freyheit der wahre Weg zum richtigen Gebrauche derselben sey? Auch mußten sie jetzt empfindlich für ihre Thorheit büssen, und ohne Wilhelmen hatten sie gewiß in ein paar Jahren keinen Sohn mehr.

Wir haben bereits vernommen, daß Christel gar kein Geheimniß draus machte, wie er sein Leben in Halle führen wollte. Wilhelm war darüber äusserst niedergeschlagen und suchte ihn durch Bitten und Vorstellungen von seinem Vorsatze abzubringen: Aber er merkte bald, daß dis der Weg sey, auf immer mit Christeln zu brechen. Also schwieg er still, nahm sich aber vor, Christels Betragen so viel als möglich zu beobachten, und ihn, wenn

Noth an Mann käme, auch wider seinen Willen vom Verderben zu retten.

Inzwischen nahmen die Kollegia ihren Anfang und Wilhelm betrat bey Segnern den mathematischen und bey Eberhard den physikalischen Kursus. Christel hatte ebenfalls die Physik bey Eberhard angefangen, aber gleich in der zweyten Stunde fehlte er. Das fiel Wilhelmen auf und Wundershalber wollt er doch nach dem Kollegio sehen, ob Christel zu Hause wäre. Sieh da, auf dem Hinwege erblickt er ihn am Fenster à la maniere de Brotbeck, den Arm um ein neben ihm stehendes Mädchen geschlungen; Allein beyde fuhren auch den Augenblick zurück, als sie ihn kommen sahen. Wilhelm gieng die Treppe herauf, klopfte an, die Stube abgeschlossen und niemand zu Hause, klopfte wieder, kein Lüftchen rührte sich, rief, keine Antwort! Traurig gieng er davon und Thränen standen ihm im Auge, daß es mit Christeln schon so weit gekommen war, daß er vor seinem innigsten Freunde floh. Er erwartete ihn nun mit jedem Tage im Kollegio, oder nur auf der Strasse, aber wer nicht kam und sich nirgends sehen ließ, das war Christel! Wilhelm suchte ihn noch mehrmal im Hause auf: Aber eben die feine Dirne, die er in einer so

vertraulichen Stellung mit Christeln gesehen hatte, (es war die Aufwärterin) wies ihn jedesmal, und obendrein mit einem impertinenten, schnippischen Tone ab. Nun konnte sich Wilhelm nicht halten, setzte sich hin und schrieb an Christeln:

Liebster Christel, immer noch mein liebster Christel, ob du mir gleich so hart begegnest; Sage mir, wie kannst dus übers Herz bringen, daß du dich so hartnäckig vor mir verleugnest? So oft ich zu dir komme, heists, du bist nicht zu Hause, deine Thür ist immer abgeschlossen, und zu mir kommst du vollends gar nicht mehr. Wenn das recht ist, so ist alles recht. Ich weiß wohl, warum du mir so aus dem Wege gehst, bloß weil ich dich lieb habe, weil mirs im Herzen wehe thut, daß ich dich so muthwillig soll sehn in dein Verderben rennen. Herr Gott, wie hätt ich das denken können! Und wenn das deine Eltern wüsten! Es kostete ihnen das Leben. Ach ich bitte dich gar zu sehr, liebster Christel, geh doch in dich, bedenke dein Bestes! Du ruinirst dir gewiß deine Gesundheit und verkürzest dir das Leben! Von der Versäumniß in den Kollegien will ich nicht einmal reden, du hast sonst gar zu viel studiren müssen, wenn dus auch itzt gleich sachte

angehen kiessest, das wäre kein grosser Schade. Aber ich weiß, du trinkst, und hast einen verbotnen Umgang mit deiner Aufwärterin! Lieber Himmel, was soll daraus werden? Doch ich will lieber stillschweigen, du kehrst dich doch nicht daran: Aber das allereinzige bitt ich dich, laß mich nur ein einzigesmal wieder zu dir kommen. Ich verspreche dirs mit Hand und Mund, ich will dir gewiß keine Vorwürfe machen, oder wenn mir ja ein Wort entwischt, so will ich gleich zurückziehen, sobald du nur eine schäle Miene machst. Ich will bloß sehen, ob du noch lebst, ob du noch gesund bist, ob ich dir irgend womit einen Gefallen thun kan, o mit tausend Freuden will ichs thun. Mache mir die einzige Freude, du kannst mich ja in der ersten Viertelstunde wieder gehen heissen, wenn du mich satt hast. Ich dächte, so viel könntest du mir unmöglich abschlagen, mir deinem dich so herzlich liebenden Wilhelm Blumenthal.

Als Rosens Christel diesen Brief empfieng und noch von alten Zeiten her die Hand gleich erkannte, wollte er ihn anfangs gar nicht einmal lesen, denn sein böses Gewissen sagte ihm schon vorher, was der Inhalt seyn würde. Allein einer von seinen Hausburschen, der zur Zeit sein geheimer Rath und Mitgenosse seiner

Ausschweifungen war, erbrach ihn an seiner Statt und las ihn. Hm, sagte er mit einer schnöden verächtlichen Miene, es ist dummes Gepinsele und Gewinsele! Der Junge thut, als ob er allen Heiligen die Füsse abbeissen wollte! Nimm dir nur nicht erst die Mühe und lis den Bettel, ich will gleich einen Fidibus draus machen! Die Antwort überlaß mir, ich will sehen, wie ich dir auf eine gute Art von ihm loshelfe, es ist nur um deiner Eltern willen, daß er nicht etwan den schurkischen Streich macht und an sie schreibt, wenn das nicht wäre, wollten wir ihn ganz anders kriegen!

Dieser feine Patron also verwaltete itzt das Sekretariat bey Christeln und schrieb an Wilhelmen folgendes zur Antwort zurück:

Monsieur, Ihr Schreiben hab ich richtig erhalten und daraus ersehen, daß Sie sich gewaltig viel um andrer Leute Sachen bekümmern, die Sie ganz und gar nichts angehn. Inskünftige seyn Sie so gut und lassen Ihre Nase davon, oder es möchte Ihnen übel bekommen. Was unsern ehemaligen Umgang und unsre Freundschaft anbetrift, so hat sie für dismal ein Ende: Wir sind ja wohl hoffentlich nicht vom Priester getraut, als daß wir nicht wieder von einander könnten. So sehr ich mich anfangs freute,

Sie hier in Halle anzutreffen, so sehr thut mirs nun leid, denn ohne Zweifel werden Sie nicht ermangeln, mich fleissig bey meinen Eltern zu verklatschen und anzuschwärzen. Thun Sie, was Sie nicht lassen können, für das Trinkgeld werd ich hernach schon sorgen. Ich empfehle mich ꝛc.

Ob Wilhelm bey diesem Billet mehr versteinert, als lebendig war, läßt sich leicht errathen! Auch muß ich noch hinzusetzen, daß Rosens Christel anfangs durchaus nicht dran wollte, es so, wie es da war, abzuschicken: Allein sein niederträchtiger Marinelli redete ihm so lange zu, „Was doch das Hin- und Herschreibe helfen könne, der Pauke müsse ein für allemal ein Loch seyn, und es wäre am besten, Wilhelmen gleich recht ins Bockshorn zu jagen ꝛc.„ daß er sich endlich, mehr aus Schwachheit, als aus Bosheit ergab und die Absendung geschehen ließ. Hätte Wilhelm nur noch diesen Umstand gewust, so wär es doch noch einige Erquickung für seine erschütterte Seele gewesen: So aber dachte er, und konnte nicht anders denken, als daß Christel das Billet selbst gemacht, und bloß, um die Beschimpfung noch höher zu treiben, es einem andern in die Feder diktirt. Wie sehr ihn das alterirte, ist unbeschreiblich! Er konn-

te anfangs kaum Luft schöpfen und es drohte ihn schier zu ersticken! Nachdem sich aber die Leidenschaft so weit gelegt, daß er sich im Stande fühlte, die Feder zu halten, schrieb er sogleich folgendes zur Replick:

Ob ich gleich noch fast von meinen Sinnen bin und mir das Herz zerspringen will, so setz ich mich doch hin, zu schreiben. Aber an wen? An dich? Oder an Sie? Ich habe kein Sie gelernt, ich bin nur das Du und Dich gewohnt. O Gott, o Gott, so kan Christel an mich schreiben? So kann er mir, seinem alten Wilhelm begegnen? Nun erfahr ichs, was mir mein bester Meier gesagt hat, daß diese Welt auch eine sehr abscheuliche Seite hat, daß man sich manchmal gern heraus wünschen möchte. Der liebe Gott verzeihe dirs, was du dich an mir versündigest hast, und meinetwegen denn, wenn dir meine Freundschaft zuwider ist, gut, ich will dir nicht weiter zur Last fallen. Was du da von Klatschen und Anschwärzen schreibst, darauf sag ich bloß so viel: Bis itzt hab ich an deine Eltern noch nichts geschrieben, und nun werd ich es vollends nicht thun, sonst könnt es wohl gar aussehen, als geschäh es aus Rache. Werd ich es aber einmal nach meinem besten Wissen und Gewissen für nöthig finden,

dann werd ichs thun, und wenn du mir tausendmal drohtest, daß du mich fressen und zerreissen wolltest. Fürchte Gott, thue Recht und scheue niemand, so denk ich und darauf will ich leben und sterben. Aber klatschen und anschwärzen werd ich dich nicht, sondern bloß die reine Wahrheit schreiben, und das bin ich deinen Eltern schuldig, weil sie mir damals viele Wohlthaten erzeigt haben. Du hast mir auch eine erwiesen, daß du mir Geld mit auf den Weg gabst: Hier schick ich dirs wieder. Ich will dirs nicht wünschen, aber es kann leicht kommen, daß du in kurzer Zeit in grosse Noth und Elend geräthst. So lange dirs gut geht, will ich dir gern vom Leibe bleiben: Sollte dirs aber auf eine oder die andre Art unglücklich gehen, dann werd ich der erste seyn, der dir zu Hülfe kommt. Das sollst du sehn! Ich bin kein Rosens Christel, ich bin Wilhelm Blumenthal.

Den ersten Brief hatte Christel nicht lesen wollen noch mögen: Diesen zweyten aber konnt er sich nicht entbrechen, aufzumachen und hereinzugucken. Er fand denn darinn, was ihm jeden noch übrigen guten Blutstropfen in Bewegung bringen mußte, und hätt er bloß der Regung seines Herzens gefolgt, so würd

er Wilhelmen auf der Stelle Abbitte und Versöhnung zugeschickt haben: Allein der Verführer, der den impertinenten Wisch geschrieben hatte, wust ihm auch dieses auszureden, und in neue Ausschweifungen versenkt, vergaß er sehr bald, ob ein Wilhelm auf der Welt war oder nicht!

Eben der Verführer aber, (Brumby hieß er: ich verschieb es immer gerne so lang als möglich, den Namen eines schechten Menschen zu nennen) der so à la Bramarbas mit Trinkgeldern und Uebelbekommen gedroht hatte, holte sich bald darauf selbst ein recht artiges Trinkgeld für seine gegen Wilhelm gespielten Teufeleyen. An einem schönen Sommernachmittage gieng dieser nach der Rabeninsel spatzieren und setzte sich mit noch mehrern Studenten vom festen Lande auf der Fähre herüber. Auf einmal erhob sich unter ihnen ein lautes Gemurmele und Gerufe: Der Hallorenjunge, der Hallorenjunge! und dabey sahen sie Wilhelmen an und lachten ihm ins Gesicht. Er merkte leicht, daß das eine Spötterey auf sein Schwimmen seyn sollte, und so sanftmüthg er sonst war, so lief ihm doch dismal die Galle völlig über. Er wandte sich an einen kleinen untersetzten Menschen, welches eben Brumby war, den er das Wort

insbesondere recht laut hatte rufen hören und der auch der Angeber von dieser ganzen Fopperey war. Mein Herr, sagte er zu ihm, soll der Hallorenjunge mir gelten? Brumby, der eine Art von beissendem Witz in seiner Gewalt hatte, antwortete ihm mit nachgemachtem Tone: Mein Herr, der Halorenjunge soll Ihnen gelten, und wollte nun eben in ein recht volles selbstzufriedenes Gelächter ausbrechen: Als Wilhelm, mit der Schnelligkeit des Blitzes, ihn um den Leib faßte, ihn, wie er da war, mit Hut und Stock plumps! über Bord in die Saale warf, im Augenblick nachsprang, ihn mit der Linken beym Zopfe faßte, mit der rechten ruderte und so in vollem Schwimmen mit triumphirender Stimme ausrief: Sehn Sie, mein Herr, wenn ich denn ein Hallorenjunge seyn soll, so muß ich Ihnen doch auch ein Hallorenjungenstückchen spielen! Heysa! Damit tummelte er sich noch ein Weilchen mit ihm im Strome herum, schwamm dann ans Ufer und legte den halbtodt erschrocknen und triefenden Brumby ganz sanft auf den Rasen.

Solch ein Spektakel war nicht gesehen worden, seit die Rabeninsel von der Saale umarmt ward. Die Studenten erhoben ein allgemeines

Freudengeschrey, und obgleich die meisten vorher in Brumbys Ton eingestimmt hatten, weil sie glaubten, Wilhelm würde thun, als gieng es ihn nichts an, so liessen sie ihn doch itzt sämtlich im Stiche, nach dem beliebten Sprüchworte: Wer den Schaden hat, darf vor den Spott nicht sorgen: Das ist ein Blitzkerl, ein Teufelskerl, ein verfluchter Kerl, riefen sie, welches aus der Studentensprache verdolmetscht ist: Der hat seine Sache unvergleichlich gemacht! Der hat Herz und Entschlossenheit! Wer hätt ihm das ansehen sollen? Der Brumby hat sich an den rechten adressirt! ꝛc. Dieser, nachdem er das Bischen eingeschluckte Wasser von sich gegeben und überhaupt von seinem Schreck wieder zu sich selbst gekommen war, fieng zwar an, sich verzweifelt mausig zu machen, schimpfte und sprach von Rache, Satisfaktion ꝛc. Allein einmal machte kein einziger eine Miene, ihm beyzustehen, weil er wirklich keine wahren Freunde hatte, und dann trat ihm auch Wilhelm mit aller Unerschrockenheit unter die Augen. Wie, mein Herr, sagte er, Sie wollen noch viel Wesens machrn? Hab ich Sie beleidigt? Oder haben Sie mich beleidigt? Gut, probiren Sie es und rühren Sie mich nur an, ich geh hier

nicht vom Ufer weg und Sie sollen mir noch einmal in die Saale oder ich will nicht Wilhelm Blumenthal heissen: Aber zum zweyten-male zieh ich Sie gewiß nicht wieder beym Zopfe heraus! Ein neues Gelächter erscholl: Ein paar aber nahmen Brumbyen beym Flügel, sagten ihm, er sollte ruhig seyn und sich herüber nach dem Wirthshause scheren, um sich trocken zu machen. Das that er denn auch, und Wilhelm, der das Trocknen eben so nöthig hatte, folgte ihm in einem Weilchen nach, doch trocknete er sich in einem andern Zimmer und gieng dann, weil ihm doch die Lust einmal verdorben war, wieder nach Hause.

Den Abend noch und den ganzen folgenden Tag gieng diese Geschichte wie ein Heckefeuer durch ganz Halle und Wilhelm Blumenthal und Brumby waren überall auf dem Tapete. Dieser war auch nicht im Stande, die unzähligen Spöttereyen und das allgemeine Fingerzeigen auszuhalten, sondern schnürte in aller Eil seinen Bündel und machte sich auf den Weg nach Jena, ohne daß es ihm gelungen wäre, sein Müthchen vorher an Wilhelmen zu kühlen, so sehr er auch darauf lauerte.

Wilhelm war unterdeß in der Mathematik und Physik schon ein gut Stück fortgerückt,

doch studirt er itzt lange nicht mit der Unbefangenheit und Heiterkeit der Seele, wie sonst. Immer noch lag ihm sein Rosens Christel im Kopfe; Er erkundigte sich fleißig nach ihm, und die Nachrichten, die er einzog, waren keinesweges so beschaffen, daß sie ihm hätten Freude machen können. Christel, hieß es, sähe sich schon gar nicht mehr ähnlich; Seine Aufwärterin müste ihm einen Liebestrank eingegeben haben, denn er wäre ganz rasend in sie verliebt, bliebe um ihrentwillen fast beständig zu Hause, ließe beständig Wein holen, machte ihr ein Präsent übers andre und es hiesse gar, er hätte ihr heimlich die Ehe versprochen! Hier erfuhr nun Wilhelm an einem Beispiele, das ihn nahe genug angieng, wie wahr es sey, was der Philosoph ihm von der tyrannischen Macht der Liebe gesagt hatte und daß sie auch den fähigsten Kopf um allen Verstand und Vernunft bringen könne. Es kostete ihn manche schlaflose Nacht und er konnte nicht bey sich selbst einig werden, ob er den alten Rosens die Geschichte schreiben sollte, oder nicht? Hätte er nur absehen können, daß diese Entdeckung auch gewiß dem Uebel steuerte, so würd ers ohne Bedenken gethan haben: Allein einmal konnten Rosens, die in ihren Gedanken

von der stahlfesten Tugend ihres Sohnes so überzeugt waren, ihm als einem Neider und Verleumder vielleicht nicht einmal Glauben beymessen; Oder wenn sie es thaten, so faßten sie aller Vermuthung nach gar zu rasche und strenge Maaßregeln, die Christeln ganz in Verzweiflung gestürzt hätten. Mitten in dieser schwankenden Ungewißheit hörte Wilhelm neue Nachrichten, die ihm das Herz vollends durchborten, die ich aber dem Publiko nicht ohne einen kleinen Prolog mitheilen kan.

Es giebt gewisse Dinge, von denen man nie öffentlich schreiben sollte: Man behandle sie mit noch so grosser Delikatesse, immer wird man doch die Empfindung des Lesers, und der Leserinnen besonders, beleidigen. Schriebe ich also bloß zum Vergnügen, so würd ich diese Regel streng beobachten und die Scene, die ich nun zu eröfnen gedenke, ganz hinter dem Vorhange lassen. Da ich aber gern, so viel an mir ist, auch durch dieses Büchlein nützen möchte und leider der Weg zum Nutzen oft nicht anders geht, als durch die Pforte des Ekels und Abscheus, so verzeihe mir das Publikum das folgende Gemälde, strafe mich aber nur alsdann, wenn es der Wahrheit und Natur nicht genau entspricht.

Rosens Christel hatte nun das schöne Schlaraffenleben mit seiner Dulcinea ein gutes Vierteljahr getrieben. Sein von Natur schwächlicher, durch das viele Sitzen und Studiren zu Hause bereits entnervter, und nun vollends durch die ungeheuersten Ausschweiffungen in der Liebe bis aufs Mark ausgesogner Körper gieng schon mit grossen Schritten der Auszehrung entgegen, als er sich obendrein von dem pestilenzialischesten Gifte des Amerikanischen Uebels angegriffen fühlte. Er hatte dieses Geschenk niemand anders zu danken, als eben der, die er in der Tollheit zu seiner künftigen Braut erkiest hatte. So treu sie sich gegen ihn stellte, so war sie doch eine eigentliche Lais und hatte sich in der unkeuschen Umarmung mit einem andern das Uebel geholt, das sie nun weiter beförderte. Da sie nun leicht denken konnte, daß der Wirth vom Hause, wenn er ihre Streiche erführe, sie mit Schimpf und Schande fortjagen würde, so kündigte sie ihm selbst unter dem ersten dem besten Vorwande den Dienst auf und fort! Nun war Rosens Christel allein, verlassen von der Abscheulichen, an der gleichwohl noch immer sein Herz hieng; Um ihrent willen hatte er sich nicht nur bis auf den letzten Heller erschöpft, sondern auch bereits tief in Schulden gesteckt; Vor

Michaelis war kein Wechsel zu hoffen; Und nun der Schmerz und die Wuth der Krankheit, der Mangel an Pflege und Wartung, die Einsamkeit, die strenge Diät, das alles zusammen formirte eine Gruppe von Elend, von der Wilhelm nur die Hälfte, nur das Viertel zu wissen brauchte, um über Hals über Kopf herbeyzustürzen und Hülfe und Rettung anzubieten.

Er kam, schickte aber erst ein ganz kleines Billet vorauf:

„Liebster Christel, du bist krank, darf ich zu Dir kommen? Ich warte unten im Hause, W. B.„

Christels Herz war bereits zerknirscht genug, um ebenfalls der innigsten und aufrichtigsten Reue über seine gegen Wilhelm begangenen Vergehungen offen zu stehen. Allein seine Ankunft überraschte ihn zu sehr und er fühlte sich nicht stark genug, sie sogleich zu tragen; Er ließ ihm also bloß sagen, morgen sollts ihm lieb seyn, und den Abend nützte er dazu, Wilhelmen erst schriftlich de, und wehmüthig um Verzeihung zu bitten, damit er den folgenden Tag doch nicht ganz vor Scham in die Erde sinken dürfte. Mit Anbruch des Tages erhielt Wilhelm folgendes mit zitternder Hand und mit Thränen benetzte Schreiben:

„Liebster Wilhelm, wie soll ich Worte finden, an dich zu schreiben! Ich habe dich beleidiget, himmelschreyend beleidiget, und itzt bin ich davor bestraft. Das Gehirn möcht ich mir ausschlagen, wenn ich bedenke, was ich für ein Vieh gewesen bin! Aber wer ist dran Schuld? Wer anders, als meine Eltern? Hätten mich die zu Hause nicht wie einen Sklaven gehalten, so würd ich mich nicht so unmässig gefreut haben, in Freyheit zu kommen. Hätten sie mir statt der ewigen Predigten hübsch gesagt, daß es solche C — n auf Erden giebt, wie die, die mich so ins Labyrinth hineingeführt hat, wie ichs itzund erst erfahren habe, so wär alles anders gegangen! Nun hab ichs! Nun steck ich in einem Abgrunde von Elend und Schande, der abscheulich ist, und sollte das dazukommen, daß es meine Eltern erführen und mir noch obendrein von Strafe und dergleichen was vorfackelten, so weiß ich was ich thue! — Doch — Siehst du, mein Kopf ist so verrückt, daß da ich mich eigentlich hinsetzte, dich mit Wehmuth und Reue um Vergebung zu bitten, so fang ich davor an, zu wüten und zu toben. Verzeihs mirs, bester Wilhelm, wie du mir das andre schon verziehen hast. Ich bin ganz und gar nicht mehr ich, und es ist nun einmal gesche-

hen! Aber in dem Stücke bin ich wahr und wahrhaftig noch ich, daß ich dich, meinen alten Wilhelm noch liebe. Du wirst mir ein Engel vom Himmel seyn, wenn du kommst, und ich werde mich erst vorher recht satt heulen und weinen — Aber ums Himmels willen, rühre mich nicht an, ich bin itzt giftig. Auch laß dich nicht etwan von dem Anblicke meines Elends hinreissen, dein bischen Geld für mich hinzuopfern. Lieber will ich schmachten und verschmachten! Es ist schon mehr, als ich wehrt bin, wenn du mich nur manchmal besuchst und ich erwarte dich ꝛc. „

Kaum fünf Minuten nach Lesung dieses Schreibens eröfnete Wilhelm schon Christels Stube uud trat mit klopfendem Herzen herein. Christel lag angezogen auf dem Bette, das Schnupftuch in der Hand, mit dem er schnell nach den Augen fuhr und bitterlich zu weinen anfieng, sobald er Wilhelmen erblickte. Dieser setzte sich vors Bette, wollte Christels Hand ergreifen, die dieser aber zurückzog.

„Christel, liebster Christel, wenn ich dich denn nicht bey der Hand fassen soll, so laß mich doch wenigstens dein Gesicht sehen. Scheue dich doch nicht vor mir! (Christel weinte ununterbrochen fort) Ich bitte dich um alles in der Welt,

wenn dus so machst, muß ich wieder forr. Soll ich denn deswegen hergekommen seyn, um dich zu quälen?„

Ohne ein Wort zu sagen, nahm Christel das Tuch weg und sah Wilhelmen mit einer traurigen und flehenden Miene an.

„Armer, lieber Schelm, du hast dich sehr verändert! Aber in den Augen bist du noch Christel. Nun gedulde dich nur, es wird schon besser werden! Itzt sage mir aber einmal, wie kannst du solch Zeug schreiben, du wolltest lieber verschmachten, als daß du von mir einen Freundschaftsdienst verlangtest? Wärst du nur gesund, siehst du, nun fieng ich Händel mit dir an!

Nein, liebster Wilhelm, alles in der Welt, nur das nicht!

„Possen, ich will wissen, wies mit dir steht und ich gehe nicht eher von dannen, bis ichs weiß.„

Nach einem kleinen freundschaftlichen Gezänke ließ sich denn endlich Christel bewegen, das ganze Detail seiner Situation zu entdecken. Es fehlte eigentlich an nichts, als an allem. Seine Wäsche war auf dem Adreßhause versetzt. Ein Doktor und ein Chirurgus waren zwar da, aber sie giengen sehr langsam und

saumselig zu Werke, weil kein Vorschuß da war, und sie dem Nachschusse nicht trauten.

Um Reinlichkeit und Aufwartung sah es höchst kläglich aus, denn die neue Aufwärterin, die Christels wahre Umstände wuste, floh vor ihm, so weit sie konnte. Wilhelm aber, so bald er von allem genug unterrichtet war, faßte das Ding gleich bey allen Zipfeln an. Er nahm seinen ganzen Geldvorrath, und dismal schonte er auch nicht einmal seinen so lieben und warmgehaltenen Doppellouisdor von Susannen, doch gab er ihn nicht eigentlich aus, sondern verwechselte ihn bloß auf baldiges Wiedereinwechseln. Er sprach selbst mit dem Doktor und Chirurgus, stellte sich bey ihnen als Fiskal des Professor Meiers zum Bürgen und versicherte ihnen ehrliche Bezahlung zu Heller und Pfennig, es möchte kosten, was es wollte. Die Wäsche auf dem Adreßhause wurde eingelöst und zur Bedienung nahm Wilhelm einen Halorenjungen an, der für tägliche 4 Groschen alles that, was nur irgend nöthig war. Dis zusammengenommen, Wilhelms erheiternde und zeitverkürzende Besuche nicht zu vergessen, war denn ein mächtiger Vorspann, Christeln bald aus seinem Elende herauszureissen. In zwey Monathen war das Gros der Krankheit gehoben, und

allmählich stellten sich auch die verlohrnen Kräfte wieder ein. Gegen die alten Rosens ward eine kleine reservatio mentalis beobachtet. Sie erfuhren bloß von einer schweren und geldfressenden Krankheit, die ihr Sohn gehabt hätte, und sie rückten gern mit 100 Thalern mehr heraus, wovon Wilhelm, so sehr er sich auch sträubte, schlechterdings seine gethanen Auslagen zurücknehmen muste.

Nachdem nun alles glücklich vorbey ist, bitt ich meine Leser, sich mit dem vorher so häßlichen Christel wieder aussöhnen zu lassen, und ihn zu betrachten, als einen wahrhaft reuigen und durch Schaden klug gewordnen Jüngling. Auch in Absicht des Antheils, den er erst seinen Eltern beymaß, änderte er itzt ganz seine Meinung. Er hielt sich itzt lediglich für seines Unglücks Schmidt, wagte es kaum die Augen vor Scham aufzuschlagen, als er zum erstenmale wieder ausgieng, und für seine Dankbarkeit gegen Wilhelmen konnt er gar keine Worte finden.

Der Doktor hätte nicht nöthig gehabt, dem Rekonvalescenten zur letzten Stärkung eine kleine Reise vorzuschlagen: Wilhelm wäre schon von selbst auf den Gedanken gekommen. Weist du was, sagte er zu ihm: Wir haben noch

fast 14 Tage Zeit, eh die Kollegia angehn! Du brauchst Motion! Geld haben wir nun wieder! Wolln wir einmal beyde einen rechten klugen Streich machen? Mit Vergnügen, sagte Christel: Was du willst, ich folge dir in allem! „Gut, komm mit nach der Post!„

Sie giengen und Wilhelm ließ sogleich sich und Christeln als Passagiers nach Berlin einschreiben. Erst nachdem es geschehen war, bat er Meiern um Erlaubniß: Dieser aber hatte so wenig etwas dawieder, daß er vielmehr Wilhelmen noch allerhand nützliche Lehren gab, wie er seine kurze Zeit recht auskaufen sollte. Das bischen Reisebagage war bald eingepackt und so gieng es den folgenden Morgen ganz früh unter dem Trareng des Postillions vorwärts.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Das Reisen auf der ofnen ordinären Post, so sehr auch dem Weichlinge davor graut, hat dennoch gewisse ihm ganz eigne Reize und Vortheile, die weder die bedeckte Diligence noch selbst die Extrapost gewähren kan. Die Diligence schützt freylich ein wenig vor Wind, Regen, Kälte und Schneegestöber: Allein dafür hemmt sie den Durchgang der freyen Luft, er-

zeugt faule und ungesunde Dünste und kurz, mit der Diligence reisen, heißt wie ein Krebs im Kober reisen. Die Extrapost, die in andrer Absicht bequem genug ist, hat dennoch den unzertrennlichen Fehler, daß man entweder ganz allein oder doch immer mit einerley Gesellschaft reisen muß, wodurch nothwendig der traurigsten longen Weile Thür und Thor geöfnet wird. Die ofne ordinäre Post hingegen ist für einen an Leib und Seele gesunden Menschen eine wahre stärkende Panacee; Die freye Aussicht in Gottes weite und immer neue und abwechselnde Natur ist eine nie versiegende Quelle der Freude und des Vergnügens; Der stete Genuß einer frischen Luft hat nicht nur für die Lunge etwas ungemein behagliches, sondern würzt auch die Speise und versüsset den Trank; Und nun, die beständige Ebbe und Fluth von neuen Menschengesichtern und Charakteren, an derem schlechtesten doch immer etwas zu lernen ist! Die liebe Dame Fortuna, die sich so gern in alles mengt, hat denn freylich auch hier ihr Spiel und beschert einem oft ein sehr herbes und unschmackhaftes Passagiergericht: Wem sie hingegen auch wohl will, dem verschaft sie eine so angenehme und unterhaltende Gesellschaft, für Kopf, Herz oder auch fürs Zwerchfell, die schwerlich

anderswo in der Art zusammen kommen könnte, als grade auf der Post!

Eben diese Dame Fortuna muste ohne Zweifel auf Wilhelm und Christeln einen ganz besonders gnädigen Blick geworfen haben, denn sie waren beyde von ihrer Reisegesellschaft nach Berlin so bezaubert, daß sie sich Jahre lang so zu reisen wünschten. Ich werde diese Reisegeschichte nicht selbst erzählen, sondern nur den Brief einrücken, den Wilhelm gleich nach seiner Ankunft in Berlin an Meiern schrieb.

Mein liebstes, bestes Väterchen!

Ich habe Ihnen so viel zu schreiben, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, und wenn ich auch die ganze Nacht säße, würd ich doch lange noch nicht fertig werden. Ich will indessen zusehn, wie weit ich komme, das übrige behalt ich mündlich. Es waren unsrer 4 Passagiers, weil wir aufstiegen. Ich und Christel sassen zusammen und vor uns waren die beyden andern. Ich muß schon wieder lachen, daß mir der Bauch schuttert, wenn ich nur an die beyden gedenke. Der eine war ein hübscher junger Mensch, dem das Schelmenwesen in den Augen und im ganzen Gesichte saß. Der andre hingegen war viel älter, trug eine runde Pe-

rücke und man konnt es ihm gleich an der Miene ansehen, daß er vom Waysenhause war. Der junge Mensch drehte sich gleich zu uns herum und fragte uns, wer wir wären? Wir sagten ihm, Studenten; Darüber machte er Ihnen ein schnurrigtes Gesicht und sagte, wir wären eine ganz neue Art von Studenten und besonders ich! Ich fragte ihn, wie er das meinte? Ey, sagte er, Sie sehen mir gar nicht so morbleu aus, wie ein ächter Student aussehen muß! Wo haben Sie denn die Hetzpeitsche? Und den Bratspieß? Warum machen Sie denn nicht ein bischen Lerm und Spektakel, fäddern auf den Postillion oder dergleichen? Daran könnte man doch noch den Studenten erkennen! Wir sagten ihm denn, daß das unsre Art nicht wäre, sondern wir wären hier in Halle, um was zu lernen und das Lernen hätte mit der Hetzpeitsche und mit dem Bratspieße gar nichts zu thun. Meine Herren, rief er aus, geben Sie mir Ihre Hand, ich freue mich unendlich, daß ich mit solchen wackern jungen Herren eine Reise thun soll. Aber itzt ists Ihnen doch nicht ums Lernen zu thun? Vive la joye! Wer mit mir reist, der muß lachen und schäkern können, was das Zeug hält: Gelt, das haben Sie auch in den Kollegiis ge-

lernt? Wir sagten ihm darauf, daß wir keine Kopfhänger wären und die Lust nicht verderben würden! Aber der Herr hier, fuhr er fort, (indem er auf seinen Nachbar mit der runden Perücke wies) Um Verzeihung, darf ich fragen, wer sie sind? Vermuthlich ein Geistlicher?

„Ich bin der Pestilentiarius Goldmann, sagte dieser ganz erbar und ernsthaft.„

Ueber das Wort Pestilentiarius fiengen wir alle drey ein Gelächter an, das toll war, und unser lustiger Passagier sagte zu ihm: Bravo, bravo, mein Herr! Sie sind unser Mann! Ich sehe, Sie können eine Schnurre machen, ohne eine Miene dabey zu verziehen, das ist kostbar!

Wir beyden andern glaubten ebenfalls nicht anders, als daß der Geistliche bloß zum Spas den närrischen Namen ausgeheckt hätte: Aber da kamen wir schön an! „Ich spase ganz und gar nicht, sagte er: Denn es stehet geschrieben, Scherz und Narrentheidinge, die den Christen nicht geziemen! Ich schäme mich meines Namens nicht im geringsten und ich sage es Ihnen nochmals, daß ich der Pestilentiarius Goldmann bin.„

Nunmehr nahm der lustige Kauz seine Mütze demüthig ab und sagte: Also es ist wirklich Ihr Ernst? Nun so sagen Sie uns nur, mein werthester Herr, wo ist denn eigentlich die Pestilenz, denn wenn sie in Dessau ist, so steig ich den Augenblick wieder ab.

„Ich muß es Ihrer Unwissenheit zu gute halten, daß Sie so fragen können! Pestilentiarius, das heist auf deutsch so viel als Prediger bey einem Pesthofe oder bey einem Krankenhause: Der bin ich!„

Gottlob und Dank, rief jener aus und setzte seine Mütze wieder auf: Nun wird mir wieder leicht ums Herz! Ich dachte wahrhaftig, ich hätte schon eine Pestbeule am Halse! Also Sie sind der Herr Prediger Goldmann? Sie werden mirs nicht übel nehmen, Pestilentiarius heiß ich Sie nicht, sonst muß ich mir immer an den Hals fahren! Ich bin auch ein Mann, aber nicht von Gold, sondern nur von Erde schlechtweg, Erdmann heiß ich, meines Zeichens ein sehr künstlicher Mann, denn Sie müssen wissen, daß ich Menschen mache, und wer weiß arbeit ich nicht morgen gar an einem Fürsten und einer Fürstin! Unter alle den Narrenspossen kam es denn heraus, daß Erdmann ein Wachsbossirer war, daß er

sich mehrere Wochen bey uns in Halle aufgehalten und daß er itzt nach Dessau reiste, um dem Fürsten seine Kunst anzubieten. Es that mir sehr leid, daß ich von ihm nichts erfahren, denn ein bischen Bossiren hätt ich auch gar gern gelernt, und Erdmann versicherte mir, mit tausend Freuden hätt er michs lehren wollen und umsonst! Da konnt ich mich nicht enthalten, daß ich halb im Spase, halb im Ernst auf Christeln losfuhr und zu ihm sagte: Darum hast du mich gebracht, du gottloser Christel! Wie so, fragte Erdmann: Der Herr wird doch unsrer Kunst nicht den Haß geschworen haben! Bewahre, gab ich ihm zur Antwort: Er ist nur krank gewesen, recht sehr krank, und da konnt ich denn doch nicht anders, als daß ich ihm förderlich und dienstlich war, wie Doktor Luther sagt; Darüber hab ich alles andre um und neben mir vergessen!

Ey das thut mir herzlich leid, sagte Erdmann laut, und dann ganz leise und vertraulich zu Christeln: Vermuthlich ein kleines Galanteriemaladiechen? Sie können sich leicht vorstellen, daß Christel bey dieser Frage wie Feuer im Gesichte roth wurde und kein Wort aufbringen konnte. Ich wollte mich eben seiner annehmen und dem Schäker eins auf sein

loses Maul geben! Aber er kam mir zuvor. Sacht, sacht, sagte er, seyn Sie ganz stille! Denken Sie denn, daß ich ein Kind bin und nicht weiß, wie es in der Welt zugeht? Ich kan auch ein Liedchen davon singen: Ach das Weibsvolk, das Weibsvolk! Aber ich tröste mich wieder damit, es ist allen grossen Genies so gegangen: Lesen Sie nur vom Raphael, ach daß Gott erbarm!

Sehn Sie, mein bester Meier, solch ein gottloser, impertinenter, muthwilliger Mensch war der Erdmann; Das Maul stand ihm nicht einen Augenblick still, und das Gute und Schlechte gieng bey ihm wie Kraut und Rüben durch einander; Gleichwohl konnte man ihm nicht gram seyn, das war ganz unmöglich, wenn er einem auch eine Sottise sagte; Er wust es gleich wieder gut zu machen. Das war die erste Station bis Radegast, die uns unter den Hän-den vergieng, wir wusten nicht wie! Hier stieg der Geistliche, oder vielmehr der Kandidat ab, denn ordentlicher Geistlicher war er noch nicht. An seiner Stelle nun bekamen wir für dismal eine Gesellschafterin, ein recht feines hübsches Mädchen aus Dessau, die hier Anverwandte besucht hatte und nun wieder nach Hause fah-

ren wollte. Sie setzte sich erst auf, da wir alle schon sassen, und kaum hatte sie neben Erdmann Platz genommen, so machte der wie: der einen Narrensstreich, der sich gewaschen hatte. Indem er beyde Hände ausbrei: tete, schrie er: Feuer, Feuer, Feuer! Das Mädchen erschrack, sah sich in allem Ernst um und fragte, wo denn? Hier, sagte Erdmann, hier in meinem Herzen, gegen Sie, aller: schönste Demoisell! Wir beyden musten lachen, daß wir hätten sticken mögen, und das Mäd: chen wurde eben auch nicht böse, wenigstens merkt ich hernach, daß sie Erdmann immer bey der Hand hielt und daß sie es auch litt. Er schwatzte ihr denn, wie Sie leicht denken kön: nen, eine gewaltige Menge Zeug vor, bat sich aus, daß er sie in Wachs bossiren und ihr da: mit ein Präsent machen dürfte, und damit das Proträt desto besser geriethe, befühlt er ihre Grübchen in den Wangen und im Kinne, nahm ihr auch etlichemal unversehens einen Kuß, da: mit er das Weiche im Munde desto besser aus: drücken könnte, sagte er! Ich für meine Per: son war dabey ganz ruhig und mich focht nicht das geringste an: Aber mit Christeln wars nicht richtig! Er wurde ganz heiß im Gesichte, eufzte und stöhnte, und ich konnte wohl mer:

ken, daß er viel Geld drum gegeben hätte, wenn er an Erdmanns Stelle gewesen wäre! Um seinetwillen war mirs ordentlich lieb, daß wir unsre Gesellschaft in Dessau los wurden, und nachdem wir nur erst wieder allein waren, konnt ich mir nicht helfen, ich muste Christeln ein wenig die Wahrheit sagen! Ich bracht ihn denn sehr bald zum Geständnisse, daß er ein Narr gewesen, daß er sich gleich wieder in eine hübsche Larve verliebt, ohne zu wissen, was an der Person sey! Er versprach mir, er wollte immer mehr auf sich Achtung geben, und ich sollt es auch nur thun, besonders in Berlin, damit er da nicht etwan wieder dumme Streiche machte! Doch weiter, weiter!

In Koßwig, liebster Meier, da machten wir neue Bekanntschaft mit einem Manne, von dem ich bis diese Stunde noch nicht weiß, wer er gewesen ist, (das mag sich wohl auf der Post öfter treffen) aber daß es recht ein Mann für Sie gewesen seyn würde, das weiß ich gewiß! Er war schon etwas bey Jahren, und sicherlich was vornehmes, sah sehr ernsthaft und ein bischen stolz aus und anfangs sprach er auch kein Wort mit uns: Weil wir uns aber doch ganz honnett aufführten und von dem und jenem mit einander plauderten, was in die Wissenschaften

einschlug; so sah er sich allmählich nach uns um und fieng an, zu sprechen. Er fragte uns, und besonders mich, tausenderley, und ich antwortete ihm, was ich wuste. Da er hörte, daß ich mich auf Geographie gelegt hätte, examinirte er mich ein bischen aus Keyßlers Reisen, worinn er eben so gut und besser Bescheid wuste, wie ich. Er lobte das Buch sehr, doch, sagte er, auf die allgemeinen Urtheile über den Charakter der einzelnen Italienischen Völker könnte man sich nicht verlassen. So fällte Keyßler z. E. über die Piemonteser ein sehr hartes Urtheil und führte selbst aus dem Munde eines Piemontesers das Urtheil an: Unter zehnen seiner Landsleute fände man vielleicht einen ehrlichen Mann, so wie hingegen unter 10 Savoyarden einen Filou! Das wäre sicher übertrieben; Er hätte von einer Menge ehrlicher Piemonteser gehört und gelesen, und es fiele ihm eben eine Geschichte ein, die er mir erzählen wollte, und die ich Ihnen in der Geschwindigkeit auch wieder erzählen muß.

Zu Friedrich Wilhelms Zeiten geht einmal ein Preußischer Lieutenant nach Italien auf Werbung, und wird im Gasthofe zu Venedig mit einem Piemontesischen Abbé bekannt, der ihm so gut gefällt, daß die beyden zusammen

eine Stube nehmen und sich recht wohl mit einander vertragen. Mittlerweile fällt das Karneval ein und der Lieutenant, da er hört, daß da erstaunlich gespielt wird, kan er der Versuchung nicht widerstehn, steckt sich sein ganzes Geld ein und geht mit seinem Abbé auf ein solches Spielhaus, wo nichts als Gold auf dem Tapete ist. Er fängt an zu setzen, und das Glück ist ihm so günstig, daß er erst ein Dutzend, und zuletzt ein hundert Dukaten nach dem andern gewinnt, so daß die Rocktaschen zu schwer werden und er das übrige in den Hut schütten muß. Wäre das so fortgegangen, so hätte der Lieutenant ein steinreicher Mann werden müssen: Aber das Glück ist kugelrund, sagt das Sprichwort! Nunmehr fieng er allmählich an zu verlieren, er ward hitzig, setzte immer höher und verlohr immer mehr, und unterdessen, was meinen Sie? steht der Piemonteser neben ihm und maust ihm ganz fein, ohne daß weder er noch die ganze Gesellschaft es merkt, eine Handvoll Dukaten nach der andern aus dem Hute und aus der Tasche, und nachdem er genug hat, macht er sich in aller Stille davon. Auf die Weise kan es wohl nicht fehlen, daß der Lieutenant zuletzt weder im Hute noch in der Tasche das geringste mehr hat: Kurz, alles ist

verspielt und es bleibt ihm nichts übrig, als nach Hause zu gehen und sich nun hinterher so toll anzustellen, als ihm beliebt. Das thut er denn auch rechtschaffen, marschirt wütend in der Stube auf und ab, knirscht mit den Zähnen, stampft, flucht! Der Piemonteser sitzt ganz ruhig am Tische, liest eifrig in einem Buche und stellt sich anfangs, als ob er nichts hörte. Endlich fragt er doch den Lieutenant was ihm fehlt und warum er sich so ungeberdig anstellt? Der will erst nicht mit der Sprache heraus, weil er sich zu sehr schämt: Aber das Heucheln und Leugnen kan nun hier zu nichts helfen! Also gesteht er denn, er hätte sein ganzes Geld verspielt: „Und nicht allein meines, wenns bloß das wäre, wollt ich kein Wort sagen! Aber ich hab auch die königlichen Werbegelder verlohren, und nun bin ich ein geschlagner Mann, darf mich nie wieder bey meinem Regimente sehn lassen, oder ich werde infam kassirt!„ Nun soll denn der Piemonteser viel guten Rath geben, was bey der Sache zu thun ist? Der zuckt die Schultern und sagt, da stünde ihm sein Verstand stille! Das einzige, was ich thun kan, spricht er, ist, daß ich Ihnen meine Börse anbiete: Ich weiß nicht, wie viel drinn ist und ob sie so viel beträgt, wie Ihre Werbegelder,

aber genug, sie steht Ihnen von Herzen gern zu Dienste! Nein, sagt der Lieutenant: Das will und mag ich nicht! Da ich doch einmal unglücklich bin, so will ich Sie nicht dazu noch unglücklich machen: Behalten Sie Ihre Börse, Sie brauchen sie selber! Endlich und endlich, nachdem der Piemonteser den Lieutenant zur Strafe seiner Sünden lange genug zappeln lassen, holt er aus einer Ecke eine ganze Parthie kleiner Geldrollen. Nun denn, sagt er, wenn Sie mein Geld nicht haben wollen, so nehmen Sie Ihr eigenes! Der Lieutenant ist wie versteinert und weiß nicht, ob er seinen Augen trauen soll. Nun ja, ja, fährt der Piemonteser fort: Es ist ganz richtig, dis hier ist Ihr eigenes Geld! Weil ich sah, daß das Glück anfieng, Ihnen untreu zu werden und Sie gewiß nicht eher nachlassen würden, bis alles wieder verspielt wäre, so macht ich ganz heimlich einen ehrlichen Spitzbubenstreich und stahl Ihnen, ohne daß Sies merkten, das alles hier aus dem Hute und aus der Tasche! Es hätte mir schön bekommen können, wenn Sie mich auf der That ertappt hätten: Indeß es ist glücklich abgelaufen, und wenn Sie nun kassirt werden, so ist wenigstens Ihr Piemontesischer Abbé nicht dran Schuld. Die Freude

des Lieutenants nun und was damit zusammenhängt, werden Sie sich schon von selbst vorstellen!

Bey Gelegenheit des Spielens gab uns der fremde Herr noch eine andere Geschichte zum Besten, die Ihnen vermuthlich auch noch neu seyn wird. Für mich ist sie weiter keine Warnung, denn sie wissen wohl, daß ich mir nichts aus dem Spielen mache, ob ichs gleich kan! Davor lieber einen Hops in die Saale, oder einen Gang auf dem Schlittschuhe! Aber für die Herren mit den weissen Federhüten ist die Geschichte eine gar nützliche Lehre und Warnung. Kurz, ein junger Herr ist mit seinem Hofmeister in Leipzig auf der Universität, hat sich bisher ungemein tugendhaft und artig aufgeführt, und sich vor allen Ausschweifungen, besonders auch vor dem Spielen, aufs äusserste in Acht genommen. Einmal aber ist er allein, ohne seinen Hofmeister, in einer Gesellschaft. Es wird hoch gespielt; Er soll mit spielen, will nicht; Es wird ihm immer schärfer zugesetzt, endlich mehr aus Gefälligkeit, als aus Neigung, giebt er nach und spielt mit. Das Unglück verfolgt ihn auf eine ganz grausame Art: Er verliehrt nicht nur alles, was er bey sich hat, sondern auch noch 100 Dukaten

auf Kredit. Wär er nun so gewesen, wie ich, so hätt er hübsch gleich seinem Hofmeister alles rein herausbekannt, der Hofmeister als ein vernünftiger Mann würd ihm ja diesen Fehler nicht so erschrecklich hoch angerechnet haben! Aber nein, da schämt er sich, da fürchtet er sich, kurz, er will die Geschichte mit den 100 Dukaten heimlich vertuschen, sie eine Zeitlang auf Borg nehmen und nach und nach abbezahlen. Er geht also zu seinem Kaufmanne, der bisher immer seine Gelder ausgezahlt hat und bittet ihn um die 100 Dukaten, ich weiß nicht auf wie lange. Der Kaufmann sagt, herzlich gern, und wenn er tausend verlangte! Nur eine einzige kleine Bedingung. Er sollte ihm von seinem Hofmeister eine Quittung verschaffen! Das will denn natürlich der Edelmann nicht, und ohne den Hofmeister will der Kaufmann nicht, folglich wird ganz und gar nichts aus dem Handel. Der Edelmann adressirt sich nun an seinen Bedienten, daß er ihm jemand verschaffen soll, der ihm die 100 Dukaten vorschießt; Der treibt denn auch richtig einen Schneider auf und das Geld kommt, aber wohl zu merken, statt 100 Dukaten muß der Edelmann 120 verschreiben, und jährlich 20 wenigstens, wo nicht gar 30 pro Cent Interessen ver-

sprechen. Er läßt sich das alles gefallen, damit er nur vorerst nicht entdeckt wird! Aber so wie das Jahr um ist, geht die Noth noch viel ärger an, als vorher. Der Schneider will schlechterdings keinen Tag länger mit der Bezahlung warten: Es muß also ein neuer Kreditor aufgetrieben werden. Der zahlt nun nicht mehr 100, sondern 150 Dukaten aus, läßt sich davor 200 verschreiben, ausser den 20 oder 30 pro Cent Interessen. Sie sehen nun schon, wo das Ding hinaus will! Kurz, der junge Herr kommt von der Universität, wird sein eigner Herr, aber die Güter bekommt er nicht eher, als nach dem Tode seines Vaters. Bis dahin also muß er sich mit seiner alten Spielschuld schleppen und sie immer höher und immer höher auffummen lassen: Und nun rathen Sie einmal, wie viel endlich aus den 100 Dukaten geworden war, als er sie zuletzt baar und blank auf einem Brete auszahlte? Acht tausend Thaler! Gott behüte und bewahre einen vor Schulden, und vor solchen jüdischen Wucherern!

Von solchen Geschichten strömte es nur so bey dem fremden Herrn, und Sie können leicht denken, daß uns die Zeit bey ihm nicht lang geworden ist: Aber in Potsdam verließ er uns,

ohne daß er einmal Abschied genommen hätte! Das mag wohl verzweifelt großstädtisch seyn, aber sehr artig ist es doch auch gewiß nicht! Doch ich erzähl Ihnen nun nichts weiter, als noch ein allereinziges Abentheuer, das mir selbst begegnet ist: Das Herz schlägt mir noch, wenn ich wieder dran denke! Ich hatte mich so sehr auf meine Einfahrt in Berlin gefreut, es war auch ein kostbarer heller Abend, daß ich den ersten Anblick davon so recht hätte genießen können. Werden Sie mirs nun wohl glauben, daß ich vom Hallischen Thore an bis ans Posthaus mit einer solchen Todesangst gefahren bin, wie ein armer Sünder auf die Gerichtsstäte? Und daran war ein gemeiner Soldat Schuld, den Sie kennen! Wie werden Sie erstaunen, wenn ich Ihnen seinen Namen nenne? Genug, nachdem wir unter dem Thore, wie gewöhnlich, examinirt worden waren, stieg der Soldat hinten auf und fuhr mit. Er that gleich sehr zuthulich und vertraut gegen uns, fragte, ob wir nicht Studenten aus Halle wären ꝛc. aber so wie ich nur sein Gesicht halb von der Seite gesehen und den Ton seiner Stimme gehört hatte, war ich nah daran, in Ohnmacht zu fallen. Gütiger Gott im Himmel, es war Brotbeck! Mein ehemaliger Wohlthäter Brotbeck, itzt

Soldat unter dem Raminschen Regimente! Christel wuste gar nicht, was das seyn sollte, als ich mit einemmale sagte, mir würde nicht wohl: Aber mir war wirklich nicht wohl; Ich bekam ordentlich eine Art von Schwindel und die Strasse gieng mit mir um und um! Ich hatte nicht das Herz, einen Laut von mir zu geben, daß mich Brotbeck nur ums Himmelswillen nicht erkennen sollte! Gott behüte mich vor dem Gedanken, daß ich mich seiner in seinem itzigen Zustande sollte geschämt haben: Aber ich setzte mich im Geiste an seine Stelle und dann schämt ich mich, um in die Erde zu sinken, vor dem itzigen Wilhelm Blumenthal! Ueberdem giengs mir wie ein Schwerd durch die Seele, daß ich nicht im Stande seyn sollte, Brotbecken meine Dankbarkeit so an den Tag zu legen, wies meine Schuldigkeit gewesen wäre! Mit alle diesen Gedanken quält ich mich nun so hin, bis wir bey der Post still hielten. Wir giengen ins Posthaus, Brotbeck uns nach und — kaum kan ich es sagen — bettelte bey uns, bey mir, um ein Trinkgeld. Und hätt ich auf der Welt nicht mehr gehabt, als einen einzigen Louisdor, hätt ich meinetwegen Berlin gar nicht sehen und mich bis Halle wieder zurück betteln müssen, so konnt ich mir nicht

helfen und Brotbeck muste den Louisdor haben! Ich gab ihn ihm, ohne ein Wort zu sagen. und er gieng weg, ohne mich zu erkennen und auch ohne zu merken, was ich ihm gegeben hatte. So wünschte ichs! Denn mit ihm zu reden, das konnt ich schlechterdings nicht aushalten. Hinterher hab ich denn Christeln das ganze Räthsel entdeckt, und der findet an meinem Betragen gewaltig viel zu tadeln und zu bessern. Er meint, für einen Menschen wie Brotbeck, sey es noch das einzige Glück, wenn ihn die Soldaten erwischten; Die machten gewiß aus einem nichtsnutzigen, verdorbenen Studenten noch einen brauchbaren Kerl, wenns irgend möglich wäre, und ich wäre ein Narr, daß ich bey Brotbecken solche feine und delikate Empfindungen voraussetzte; Er würde den Louisdor nehmen und ihn versaufen, verspielen oder sonst liederlich durchbringen ꝛc. Davon mag vieles wohl wahr seyn: Aber genug, so kan und darf ich nicht denken! Brotbeck hat mich ein ganzes Jahr lang ernährt, davor bin ich ihm mein ganzes Leben lang Erkenntlichkeit schuldig, und ich werde mich gewiß unter der Hand nach seinen Umständen erkundigen.

Nun kan ich nicht mehr schreiben, meine Hand ist mir halb lahm geworden. Also leben

Sie wohl für dismal, in ein paar Tagen werden Sie mehr von mir hören. ꝛc.

Der geneigte Leser kennt nun schon Wilhelms Art und Natur genug, um zu errathen, welche Merkwürdigkeiten Berlins vorzüglich seine Aufmerksamkeit gefesselt haben. Damals war Nikolais Beschreibung von Berlin und Potsdam noch nicht heraus und es war also für einen ehrlichen Reisenden keine so leichte Sache, sich in einer so weitläuftigen Stadt in der Geschwindigkeit ein wenig zu routiniren. Indeß, so gut als jeder andre es gethan haben würde, that es Wilhelm auch! Vor allen Dingen kaufte er sich einen Grundriß der Stadt, wandte sich damit an mehrere Leute von allerley Ständen, bat sie um Belehrung und Nachweisung, die er auch mit der größten Bereitwilligkeit erhielt, und so zeichnete er sich auf seinem Grundrisse die Lage alle der Merkwürdigkeiten an, die er sehen wollte. Von Zuckersiederey und Porcellänfabrik hatt ihm Meier schon gesagt und hier machte er auch seine ersten Besuche. In jener fand er vollkommen, was er suchte: In der andern aber sah er sich artig betrogen. Nachdem er das Waarenlager in Augenschein genommen, welches ihm ausserordentliches Vergnügen gemacht, ward er nun nur

um desto begieriger, den ganzen modum procedendi von Anfang an zu beobachten: Allein man sagte ihm, daß das ein Geheimniß sey und daß es schlechterdings verboten wäre, jemanden in die Werkstäte zu führen. Allenfalls hätt er, obwohl nicht ohne Weitläuftigkeiten, die Zimmer der Mahler und Modellirer können zu sehen bekommen: Aber darum war es ihm grade am wenigsten zu thun, sondern um die Zubereitung der Masse, der Glasur und um die Art und Weise des Brennens! Da nun kein Bitten und Schmeicheln was verfangen wollte, machte er bonne mine à mauvais jeu und tröstete sich damit, daß er doch in Berlin immer noch genug zu sehen hätte, und wenn alle Stunden seines bestimmten Aufenthalts sich in Wochen verwandelten! Er machte sich also auf den Rückweg nach den Linden, um dem Gießhause hinter dem Zeughause auf ein Stündchen zuzusprechen: Allein er holte sich hier zu der einen langen Nase, die er bereits bekommen, die zweyte! Beynahe wär er auf Ihre Königliche Majestät ungehalten worden, daß sie mit ihren Künsten so geheim hielten, und wär es ihm zum drittenmale so gegangen, so dürft es sicherlich allerhand hitzige und respektswidrige Ausdrücke gesetzt haben! Aber nein! Das

drittemal belohnte sich der Gang reichlich und überschwänglich. Indem Wilhelm nach der alten Münze gehen wollte, stieß er von ohngefähr auf Herrn Lessing, Bruder des Bibliothekars. Jener ist bekanntlich Assistent bey der Münze, und war folglich recht der Mann, den Cicerone zu machen, wenn er wollte. Das Wollen aber fand sich sogleich, nachdem er nur wenig Worte mit Wilhelmen gesprochen und sich von seinem ofnen Kopfe und von seiner feurigen Lehrbegierde überzeugt hatte? Kurz, Herr Lessing spendirte sehr gütig einige Stunden dran und zeigte Wilhelmen in der natürlichsten und simpelsten Ordnung den ganzen Gang des Münzens und die Empfängniß, Bildung und Geburt der Louisdors und Sechser. Nicht nur dis, sondern er zeichnete ihm auch auf seinem Grundrisse noch mehrere Merkwürdigkeiten aus und gab ihm Anweisung, bey wem er sich deßhalb zu melden hätte.

Bisher war Christel, mehr zur Gesellschaft, als aus Neigung, immer mitgeschlendert, hatte die Douceurs ehrlich zur Hälfte getragen und sich davor leidlich genug divertirt: Allein nun hatt ers auch schon von ganzem Herzen satt. Das viele Laufen und Rennen machte ihn völlig schachmatt, und er erklärte sich ein für

allemal, er möchte nicht mehr mit. Hier nun fiel es Wilhelmen ein, daß ihm Meier ausdrücklich aufgetragen, Christeln an einen gewissen Ort zu führen, um ihm seine neulichen Jugendsünden, wenn sie ihm etwa noch nicht leid genug wären, vollends leid zu machen. Er bewog ihn also, nur noch einen Gang mit zu thun, und was dis für ein Gang war, beliebe der geneigte Leser aus folgendem zweiten Briefe an Meiern zu ersehen.

Bestes Väterchen, So enorm fleißig, wie ich hier in Berlin bin, bin ich ohne Ruhm zu melden kaum einmal zu Hause gewesen. Den ganzen geschlagenen Tag lieg ich auf der Strasse und in den Häusern, sehe und lerne. Des Abends repetir ich, schreibe, zeichne und bin denn so müde, daß ich schlafe wie ein Bär. Der schwächliche Christel hat es bald satt gekriegt, mit mir herumzutraben und ich hatte ordentlich Mühe, ihn nur noch in die Spandauer Vorstadt heraus zu schwatzen, um ihm das zu zeigen, was Sie mir aufgetragen hatten. Haben Sie tausend Dank, mein bester M. Auch für mich ist dieser Besuch gar sehr erbaulich gewesen und ich habe mir einen solchen Grauen und Abscheu vor dem Laster der Wollust geholt, der

mich sobald nicht verlassen wird. Doch ich muß Ihnen die Sache ganz von Anfang erzählen! Ich sagte Christeln gar nicht, daß ich mit ihm nach der Charité wollte, sondern machte ihm weiß, ich wollte ihm was ausserordentlich schönes zeigen und er glaubte es auch halb und halb. Nun kamen wir in der Charité an und einer von den Officianten übernahm es, uns herumzuführen. Er brachte uns erst in eine ordentliche Krankenstube und ich kan es nicht leugnen, so wenig ich mich sonst wovor fürchte, so fuhr ich doch vor Schauder zusammen, weil ich die Menge Kranker, Elender und Sterbender in ihren Betten vor mir sah. Es war alles so weit recht reinlich; Jeder lag in einem eignen Bette, nicht so wie in Paris ihrer vier in einem; Auch roch ich wohl, daß den Augenblick erst mit Wacholder geräuchert seyn muste: Allein die Luft in einer solchen Stube ist denn doch gleichwohl eine ganz andre, wie die, die man im Freyen einschluckt! Und nun erst, der Anblick der Kranken selbst! Das eine seufzte und stöhnte, daß es einem hätte das Herz durchbohren mögen; Ein andrer rief nichts, als Ach Gott! Ach Gott! Ein dritter rang wirklich schon mit dem Tode; Ein vierter hustete so ängstlich und so hohl, es war jämmerlich an-

zuhören; Andre nahmen Arzney ein, oder aßen und tranken, und bald hätt ich auch für Christeln gleich anfangs Arzney nöthig gehabt, denn er ward blaß wie der Kalk an der Wand, die Augen brachen ihm und er hielt sich an mich, um nicht zu fallen. Wir führten ihn gleich heraus in die frische Luft und er erholte sich auch geschwind wieder. Ich redete ihm zu, er sollte sich fest machen; Wer ein Mann seyn wollte, müste das, und noch mehr sehen könen, ohne davonzulaufen ꝛc. und kurz, wir giengen weiter. Allein bald erfuhr ich, daß sich eine gute Lehre leichter geben, als ausüben läßt! Vor einer der folgenden Stuben prallt ich selbst zurück, so wie ich nur einen Blick hineingethan hatte. Es lagen darinn lauter Patienten mit ofnen Wunden, und über einem war der Chirurgus just her und schnitt ihm das faule Fleisch. Das konnt ich nicht aushalten und wir giengen weiter. Nunmehr kamen wir dahin, liebster M. wohin Sie wollten, daß ich Christeln vornehmlich führen sollte. Auch schlug ihm gleich das Herz wütend, als er nur vom Führer hörte, was das für eine Art von Kranken wäre, die hier läge! Gräßlich, gräßlich! Gott stehe mir bey, daß ich nicht einmal einen Fehltritt begehe, und so dafür büssen muß! Wenn ich wieder bey

Ihnen bin, will ich mich mit Ihnen in die Studirstube einschliessen und Ihnen erzählen, daß Ihnen die Haare zu Berge stehen sollen: Aber in einem Briefe, den doch gewiß mein bestes Mütterchen und Mühmchen auch liest, kan ich nichts davon sagen. Nur das! Bey dem Anblicke einer gewissen Weibsperson (à qui la vérole avoit rongé tout le visage, qui n'avoit plus de nez, ni de bouche, ni même des yeux, enfin depuis le front jusqu'au menton ce n'étoit qu'un grand gouffre) Bey diesem Anblicke stürzte Christel wie ein Stück Holz vor mir nieder und war ganz weg! Ich fieng ihn noch zum Glück auf, daß er sich nur nicht das Gesicht zerschlug und der Führer lief auf meine Bitte gleich nach der Apotheke, um etwas zu riechen zu holen. Eher kam auch Christel nicht zu sich selber und hatte eine solche tiefe Ohnmucht, als ich noch niemals gesehen habe. Nach und nach bekam er wieder so viel Kraft, daß er sich getraute, mit ins Quartier zurück zu gehen. Unterwegens drückte er mir zärtlich die Hand und dankte mir, daß ich ihn hieher geführt: Er müste kein Mensch seyn, sagte er, wenn ihn das nicht künftig abhalten sollte, von neuem auszuschweifen! O wie gern hätt ichs ihm doch gesagt, daß es

nicht mein, sondern Ihr Einfall gewesen war: Aber ich habe den guten Christel bis itzt in den Gedanken erhalten, Sie wüsten von seiner Geschichte noch keine Sylbe, und aus diesem süssen Traume möcht ich ihn nicht gern reissen!

Das sag ich Ihnen nun vorher, Bester M. und ich weiß, daß Sie deswegen nicht böse auf mich seyn werden: Unter 14 Tagen wenigstens, (es ist möglich, ich gebe noch mehr zu) aber wie gesagt, unter 14 Tagen geh ich hier nicht von der Stelle! Ho, werden Sie denken, das wird sich schon geben, Monsieur! Wir wissen ja, wie viel der Herr Geld in der Tasche hat! Berlin ist ein Pflaster, oder wie einmal eine Dame hier gesagt haben soll: L'emplâtre de Berlin est diablement cher! Die paar Louisdors werden bald alle gemacht seyn! — Alles gut: Aber ich bleibe bey meinem Satze! Daß Berlin theuer ist, und daß die Leute herzlich gern Geld nehmen, auch viel Geld nehmen, wenn mans ihnen sonst geben will, das hab ich wohl gemerkt: Allein von mir sollen sie nicht reich werden, davor steh ich! Rathen Sie einmal, was ich im Durchschnitte den Tag verzehre? Einen baaren halben Thaler, und wenns hoch kommt, einen

Gulden. Wir wohnen in der Stadt Ruppin und bezahlen für Stube und Bette jeder täglich 8 Groschen. Den Mittag eß ich in der Wirthsstube unter Crett und Pleti, freylich nicht so wie bey Ihnen, aber doch satt, für 3 baare Groschen. Zum Frühstück und Abendbrod schmauß ich eine Semmel oder eine Butterschnitte, und wenns hoch geht, trink ich einmal Thee, denn der Kaffee ist mir schon zu theuer! Christel geht des Abends fleißig in die Komödie; Immerhin, ich bleibe zu Hause, arbeite und erspare mir mein Geld. Die Fiacres kosten mich auch nichts, meine 2 gesunden Beine sind mir Fiacres genug Folglich mach ich weiter keine Depensen, als die Douceurs und Trinkgelder, die ich geben muß. Da laß ich mich auch keinesweges lumpen, sondern erkundige mich vorher, was Stili ist; Ist mirs zu viel, so sags ichs den Leuten gleich vorher: Herr, ich bin ein armer Student aus Halle, ich wollte gern generös seyn, aber ich kan nicht, machen Sie einmal eine Ausnahme und thun Sie es um die Hälfte oder um das Drittheil! Gesetzt aber, ich kan es nicht vorher sagen, so bring ichs hinterher an, und bis itzt ist mirs damit recht gut gegangen! Nun wieder Amen, für dismal! Den ersten Brief schrieb ich des Nachts

an Sie, diesen des Morgens: Aber ich muß den Vormittag nach der Gold- und Silber-Manufaktur. Ich bin gleich vor die rechte Schmiede gegangen und habe mich bey Herr Ephraim selber gemeldet, kurz ich bekomme alles zu sehen. Vale, Vale!

P. S. Nach Brotbecken hab ich mich bey einem Unterofficier von seiner eignen Kompagnie erkundigt und leider! herzlich schlechte Nachrichten erhalten. Stellen Sie sich vor, durch meinen guten Willen hab ich ihm noch einen Puckel voll Schläge zugezogen, denn er hat sich von dem Louisdor, den ich ihm geschenkt, besoffen und ist dafür bestraft worden. Nun kan ich nichts weiter thun und muß ihn seinem Schicksale überlassen!

Der Sonntag war denn für Wilhelmen der erste Tag der Ruhe und der Erholung. Des Vormittags hört er Spaldingen predigen, strich noch in einigen andern Kirchen herum und verweilte besonders in der Garnisonkirche bey Rodens Meisterstücken. Der Nachmittag war für den Thiergarten bestimmt, und Wilhelm muste nolens volens mit Christeln im Fiacre fahren und sich von ihm freyhalten lassen. Ob er dort Vergnügen und Freude empfand, ist keine Frage; Vollends nicht in Berlin, wo man den Thiergarten so gut als unter die miracula

mundi setzt. Allein so wie Christeln auf der Post nach dem Dessautschen Mädchen das Maul voll Wasser lief so wässerte es Wilhelmen nach dem schönen, klaren Wasser der Spree! Er hatte nun schon an 14 Tage nicht geschwommen und alle seine Glieder lechzten recht nach einer Kühlung. Die Gelegenheit war izt vor der Nase: Aber sich in der Gegenwart oder doch Nähe solch einer Menge von Menschen von beyderley Geschlechtern auszukleiden, das gieng unmöglich! Er sann also auf eine List, sagte Christeln etwas ins Ohr und dann laut zu ihm: Allons, was gilt die Wette, ich hole dir dein Schnupftuch wieder, du magst es hinwerfen, wohin du willst? Einen Dukaten, sagte Christel! Topp, es gilt, erwiederte Wilhelm, warf sogleich Rock und Weste von sich, zog die Stiefeln aus und beyde näherten sich dem Ufer. Im Augenblick entstand ein Laufen und Rennen unter den Zuschauern; Die fodersten riefen und holten die entferntern herbey, und in einer Minute stand das Ufer voll von Menschen. Was ists? Was ists? Was giebts? Eine Wette war die Antwort! Ich wette mit, ich auch, ich auch, erschollen gleich eine Menge Stimmen. Um Vergebung, meine Herren, sagte Wilhelm, wir haben hier bloß eine kleine Wette für uns!

Ich soll einen Dukaten haben, wenn ich das Schnupftuch aus dem Wasser hole, es mag so weit geworfen werden, als es will! Das ist unmöglich, riefen wieder eine Menge Stimmen: Ich parire einen Dukaten, einen Louisdor, zwey Dukaten! Ewig Schade, sagte Wilhelm, daß ich nicht mitpariren kan: Indeß lassen Sie sichs lieb seyn, meine Herren, Sie wären rein um Ihr Geld, wie Sie gleich sehen werden! Allons, Christel, schmeiß zu und so weit du kannst!

Sogleich drehte Christel das Schnupftuch zusammen, that damit einen Wurf nahe an das jenseitige Ufer und plumps stürzte sich Wilhelm bis über den Kopf ins Wasser. Es erhob sich ein entsetzliches Geschrey, denn die meisten glaubten, Wilhelm habe sich muthwillig hinein gestürzt, um sich zu ersäufen, er sey etwa ein unglücklicher Liebhaber oder sonst eine verzweifelte Art von Menschen! Aber bald verwandelte sich das Angstgeschrey in ein lustiges Juchhe der Freude, als Wilhelm mit einer vergnügten und heitern Miene wieder zum Vorscheine kam und nun rasch dem Schnupftuche nachschwamm, welches er auch gar bald erwischte und wie im Triumph um den Kopf schwenkte. Er fuhr noch eine ganze Weile fort, sich zu seinem und

der Zuschauer Vergnügen mit alle seinen erlernten Künsten sehen zu lassen, und unterdeß erkundigten sich mehrere Herren bey Christeln nach dem Namen, Stande und Charakter dieses jungen rüstigen Schwimmers. Da sie hörten, daß er ein Hallischer Student sey, dessen guter Kopf bloß durch sein noch besseres Herz übertroffen werde, und daß ein wohlangebrachtes Geschenk an Gelde ihm itzt bey seiner grossen Begierde, alles in Berlin zu sehen, sehr zu statten kommen würde, regte sich in Ihnen sogleich der Geist der Großmuth und Menschenliebe. Meine Herrn, rief einer von ihnen, einen kleinen Vorschlag! Wir haben dem jungen Manne vorhin die Wette angeboten: Er hat sie ausgeschlagen, weil er nicht so viel Geld gegen uns zu setzen hatte! Lassen Sie uns denken, wir hätten sie wirklich verlohren, und ihm für das Vergnügen, was er uns gemacht hat, wieder eins machen! Hier ist mein Dukaten, (er nahm seinen Hut ab und warf ihn hinein) opfern Sie ein jeder, so viel Ihnen gefällig ist, und wir stecken ihm hernach das Geld in die Tasche, um ihm das Erröthen zu ersparen! Gesagt, gethan! Jeder zog mit Freuden seine Börse und warf einen kleinern oder grössern Scherf in den Hut. Nachdem die Kollekte

(es versteht sich, daß sie sich bloß unter die beau monde erstreckte) in aller Eil gemacht war, steckten sie ihm das Geld in die Rocktasche und bald darauf kam er selbst triefend wieder ans Land.

Ein allgemeines Klatschen des Beyfalls empfieng ihn; Er dankte beschämt und erröthend und eilte mit Christeln, der ihm Rock, Weste und Stiefeln trug, nach der nächsten Hütte, wo Feuer auf dem Herde war, um sich zu trocknen. Allein wie groß war sein Erstaunen, als er seine Rocktasche voll Geld fühlte und ihm Christel die Geschichte davon erzählte! Sein Herz brannte vor Freude und vor Dank, nur konnte er den Dank nicht, wie er wünschte, an den rechten Mann bringen, denn wer hätte ihn in dem grossen Getümmel des weitläuftigen Thiergartens ausfinden können? Die Beyden fuhren also nach Hause und priesen um die Wette die feine und edle Wohlthätigkeit der Herren Berliner.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Und nun, sagte Wilhelm zu Christeln, kan ich dir nicht helfen, ich muß dich allein nach Halle zurückreisen lassen! Die Gelegenheit, die ich itzt habe, eine Menge Dinge zu sehen und zu lernen, kommt mir nicht wieder! Kollegia kan ich immer hören: Aber hier bin ich vielleicht in meinem Leben das einzigemal. Wie du willst, gab ihm Christel zur Antwort: So gern ich dich bey mir hätte, so gern und noch lieber laß ich dich hier, da ich sehe, daß du für dein Fach so ausserordentlich viel Stoff und Nahrung findest. Ein paar Tage bleib ich noch, dann Adieu!

Christel hielt Wort und nachdem er sich just acht Tage in Berlin aufgehalten, reiste er zurück. Seinen Hauptendzweck erhielt er; Seine Gesundheit war merklich gestärkt worden: Aber dazu fehlte viel, daß er sich mit Wahrheit hätte rühmen können, Berlin gesehen zu haben. Wilhelm hingegen schien es recht eigentlich darauf anzulegen, Berlin so auszulernen, daß er selbst mit den Eingebohrnen sich in eine Wette hätte einlassen können, welcher von beyden es am besten kennte, sie oder er! Von Mon-

tag früh an begann er wieder seine Streifereien, dahin, dorthin, überallhin!

Er besah das Lagerhaus, die Tabaksfabricken, einige Seidenmanufakturen, die englische Stahlfabrik, Schriftgiesserey, Lederfabrik, Tapetenmanufaktur, Seifenfabrik, die Pulvermühlen ꝛc. Er besuchte einzelne Künstler in ihren Häusern und Werkstäten, Mahler, Bildhauer, Kupferstecher, Stempelschneider, Steinschneider, Stuckaturarbeiter ꝛc. und trug nicht selten ein kleines Geschenk zum Andenken von ihrer Güte davon. Von Musikern konnte er nach seinem individuellen Geschmacke nichts gebrauchen! Gelehrte kannte er zwar einige aus Meiers Diskursen, Sulzer, Sack, Ramler, Mendelson, Spalding: Aber sie zu besuchen, fiel ihm nicht ein, weil er sich in seinen Gedanken gar zu klein gegen sie fühlte! Aber auf die Königliche Bibliothek wandte er doch einen Vormittag, den er mehrentheils mit Durchblätterung des *Musei Florentini* und der beyden unschätzbaren Bände von Handzeichnungen grosser Mahler zubrachte. Unendlich mehr aber zog ihn das Königliche Kunst- und Naturalienkabinet an sich: Hier hätte er gewünscht, statt Stunden Wochen zuzubringen. Auch konnt er sich schlechterdings nicht damit begnügen, gleich

andern Reisenden es bloß flüchtig durchzulaufen, sondern wirkte sich bey dem Herrn Hofrath Stosch die ganz besondere Gefälligkeit aus, daß er ihm einen Bedienten mit gab, der vollkommen Bescheid wuste und für ein tüchtiges Douceur sichs nicht verdrieſſen ließ, ein halb Dutzend Gänge mehr zu thun. Hier nun sah Wilhelm staunend grosse und neue Wunder der Natur und Kunst, die ihm bis itzt noch gar nicht vorgekommen waren; Fremde Thiere aus den entferntesten Himmelsgegenden; Eine Menge Schätze des Schooſſes der Erde und des Meeres; Ganz unglaubliche Produkte des menschlichen Fleisses und der Kunst in Stein, Holz, Glas, Wachs, Elfenbein, Bernstein, Porcellän, und selbst in Kirschkerne, wie sich denn im Kabinet ein Kirschkern befindet, auf dem irgend ein Künstler, der wohl nicht drauf gerechnet hatte, daß sein Name so rein vergessen werden sollte, 265 Gesichter geschnitzt hat. Was aber unter andern auf Wilhelmen den meisten Eindruck mit machte, war das Modell eines Linienschiffes von 74 Kanonen. Das kam ihm wie gerufen, denn so viele Mühe er sich auch gegeben, so oft er auch seinen Homannischen Kupferstich vom Schiffbaue angesehen und betrachtet, konnt er sich doch nie ein deut-

liches Bild von einem Schiff machen. Nun konnt ers! Und überhaupt bereicherte er seine Kenntnisse auf diesem Kabinet so sehr, daß es ziemlich so gut war, als hätt er ein halbes Kollegium gehört.

Gegenstände von ganz andrer Art und Natur lernte er wieder auf dem Anatomischen Theater kennen, welches er ebenfalls besuchte. Die Zeit der Sektionen war zwar noch nicht angegangen, aber auch ohne diese war genug sehenswürdiges für ihn da. Nicht wenig fuhr er vor Schauder zusammen beym Anblicke der beyden Riesen, die weiland unter Friedrich Wilhelm das Gewehr, und itzt ihr unförmliches Skelet präsentirten! Noch erbaulicher für ihn war die Sammlung von Misgeburten. Zusammengewachsene Kinder mit 2 Köpfen, 2, auch 4 Händen und Füssen! Ein Kind ohne Bauch, mit frey heraushängenden Eingeweiden! Eine vollkommene Suite unreifer Menschengeburten! Und nun die Menge der anatomischen Präparate und chirurgischen Instrumente, bey deren blossem Anblicke man schon Stiche und Schnitte zu fühlen glaubt! Auch die Instrumente zur Hebammenkunst wurden ihm hier ohne seine Bitte vorgezeigt, und diese musten ihm als ei-

nem ehrbaren Junggesellen zweifelsohne unter allen am meisten auffallend seyn!

Ganz zuletzt, als trotz aller knappen Wirthschaft das Geld schon auf die Neige gieng, erfuhr er noch glücklicher Weise, daß die Realschule einen sehr ansehnlichen Maschinen- und Modellsaal besässe. Flugs war er bey dem Inspektor und hielt um die Erlaubniß an, ihn zu sehen. Mit welcher Wonne irrte er nun in dem Labyrinthe von mechanischen Werkzeugen, Mühlen, Schrauben, Flaschenzügen, Rammmaschinen, Schleusen, Brücken, Webestühlen, Bergwerksmaschinen ꝛc. umher! Seine Schreibetafel fasste kaum alle die Notabenes, die er nur in Einem Vormittage machte, und auch in diesem Saale studirte er 2 volle Tage!

Mittlerweile waren 4 Wochen hin, ohne daß Wilhelm eigentlich wuste, wie? Bloß der Kalender sagte es ihm, und der hat ja, so lang er nicht vom Wetter spricht, in aller Welt das Recht, die Wahrheit zu sagen. Der Berlinische Magnet verlohr nun allmählich seine Kraft und der Hallische begann zu ziehen. Der nunmehrige Zustand des Beutels vermehrte diese Attraktion nicht wenig, denn obgleich Wilhelm, auch selbst nach dem sehr artigen Geschenke im Thiergarten, stets nach wie vor der homme à

un Florin par jour bleibt, so machten doch 28 Tage netto eben so viel Gulden. Die vielen und oft nicht kleinen Douceurs, nebst dem, was er nach und nach mit Kaufung allerley künstlicher Bagatells vertändelt hatte, betrugen vollkommen dieselbe Summe. Zehn Thaler beynahe kostete ihn die Herreise: Aller Wahrscheinlichkeit nach konnte ihn die Rückreise um nichts wohlfeiler zu stehen kommen; Und sein ganzer Kassenbestand belief sich auf das Medium zwischen zwölf und dreyzehn Thaler! Wär also nun auch für ihn in Berlin noch wer weiß was zu sehen gewesen, so konnt ihn nichts halten. Entschluß und Ausführung waren beynahe eins und den folgenden Morgen um 7 saß er schon in der Potsdamer Journaliere.

Hätt ich, der ich die Ehre habe, diese Lebensgeschichte dem deutschen Publiko aufzutischen, damals mit Haude und Spener in Verbindung gestanden, so würd ich nicht ermangelt haben, zu den Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen folgenden Artikel einzuschicken: Unter heutigem Dato reiste ein Hallischer Student nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte von hier ab. Die ganze Zeit über war er von Morgen bis in die

Nacht beschäftigt, zu sehen und zu lernen. Er darbte sichs am Munde ab, um es an Douceurs für Sehenswürdigkeiten der Natur und Kunst hinzugeben. Zu Schauspielen reichte weder seine Zeit noch sein Geld. Kaffeehäuser, Spielhäuser, Weinhäuser und noch gewisse andre Häuser sind ihm gänzlich unbekannt geblieben, und er wird es einem jeden ableugnen, daß es lüderliche Dirnen in Berlin giebt, weil er die ganze Zeit über keine gesehen hat. Als ihm auf dem Anatomischen Theater die Instrumente zur Hebammenkunst gezeigt wurden, ward er feuerroth im Gesichte und es schien, als ob ihm itzt erst in einer gewissen Sache ein volles Licht aufgehe! Wir haben nicht ermangeln wollen, dem Publiko eine so seltene Person für das itztlaufende Jahrhundert bekannt zu machen ꝛc.

Von Wilhelms Rückreise nun hab ich wenig oder nichts beyzubringen. In Potsdam blieb ihm nur eben so viel Zeit übrig, die Gewehrfabrik ein wenig zu beantlitzen, als schon die eigentliche Post nach Halle ankam. Er muste also Sanssouci, das neue Schloß und alles übrige Schöne mit dem Rücken ansehen, und da er dismal keine so interessante Reise-

gesellschafter fand, wie die auf dem Hinwege, so verschlief oder verfantasirte er eine Station nach der andern, bis er zu seiner grossen Freude die Thürme von Halle wieder erblickte und bald darauf, zu seiner noch grössern, Meiern und seine Familie glücklich und gesund umarmte.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Die Kollegia des Winterhalbenjahrs waren nun schon ein ganz Weilchen angegangen und Wilhelm hielt es nicht für rathsam, itzt noch neue Wissenschaften anzufangen. Er wiederholte also bloß die reine Mathematik und Physik, und fügte dazu ein öffentliches Zeitungskollegium; Weil nun dis lange nicht alle seine Zeit ausfüllte, so verdoppelte er dafür seinen Privatfleiß mit Lesen, Schreiben und Zeichnen, machte auch zu dem Ende eine sehr nützliche Bekanntschaft mit einem jungen, geschickten Handlungsdiener im Kümmelschen Buchladen, der ihn mit allen Büchern unterstützte, die in sein Fach einschlugen. Mit dem folgenden Jahre aber 1767 betrat er neue Pfade der Gelehrsamkeit; fieng die angewandte Mathematik und die Chymie an und fügte dazu die allgemeine Weltgeschichte, welche drey ihm so viel zu schaf-

fen machten, daß zu kleinen angenehmen Abentheuern für den Leser keine Minute übrig blieb. Unter den einzelnen Theilen der angewandten Mathematik waren die Mechanik und die Baukunst seine Lieblinge und hier kamen ihm die Maschinen und Modelle, die er in Berlin gesehen hätte, überaus zu statten. Meier verschafte ihm überdem das kostbare Theatrum machinarum von Leupold und Penthers Baukunst, und er selbst verschafte sich persönliche Bekanntschaft und Umgang mit Baumeistern, Mauer- und Zimmermeistern, Mechanicis, so viel deren nur in Halle zu finden waren. Bey Niezki wirkte er sich die Erlaubniß aus, ihm in seinem chymischen Laboratorio zu assistiren, und wenn der junge Schimmelmann damals schon in der Saale ertrunken wäre, würde Wilhelm ihn sicherlich auch zur Mumie haben machen helfen.

Den Gesetzen der Abwechselung gemäß folgt nun wieder eine Scene in dem Leben meines Helden, die, wie ich mit Zuverläßigkeit vorher sagen kan, von allgemeinerem Interesse für die grosse Menge der Leser seyn wird, obgleich auf Unkosten des armen Wilhelms.

Ein Landbaumeister, dessen wahren Namen ich aus Gründen, die sich weiterhin entwickeln

werden, verschweige und ihm dafür den Namen Unger gebe, brachte 1768 Ostern seinen einzigen, geliebten Sohn als Student nach Halle. Da es ihm als einem überaus zärtlichen Vater sehr darum zu thun war, sein Kind in guten Händen zu wissen und er eben kein Geld zu schonen brauchte, so wandte er sich gradesweges an Meiern, stellte ihm seinen Sohn vor und bat sehr dringend, ihn für einen Preiß, den er selbst bestimmen möchte, in sein Haus und an seinen Tisch zu nehmen. So ungern nun auch Meier daran gieng, irgend jemand mit einer abschlägigen Antwort zu betrüben, so konnt er doch itzt nicht anders, weil durchaus kein Raum weiter übrig war; Indeß versprach er dem Manne, seinen Sohn derweile in einer andern braven Familie unterzubringen, bis sich bey ihm Platz fände und, als ein gastfreyer Deutscher, behielt er ihn und den jungen Herrn gleich bey sich zu Tische. Sobald als zur Mittagstafel gerufen wurde, erschien denn natürlich auch Wilhelm. Seine Person, sein leichtes und ungekünsteltes Betragen und die herzinnigliche Vertraulichkeit, in der er mit der ganzen Meierschen Familie zu stehen schien, erregten die Aufmerksamkeit und Neugierde des Landbaumeisters. Er hielt ihn anfangs für den Sohn vom Hause, und wünsch-

te Meiern herzlich Glück dazu; Dieser aber brachte ihn gleich aus seinem Irrthume. Nein, mein wertheſter Herr, sagte er, so gut ist mirs nicht geworden, einen Sohn zu haben, und wenn mein Name nicht das Glück hat, nach meinem Tode fortzudauren, um mein Geschlecht wird es übel aussehen! Indeß wenn derjenige ein Sohn ist, den man vor allen andern liebt, dann ist allerdings Wilhelm mein Sohn. Feurig und mit Thränen im Auge sprang itzt Wilhelm zu, drückte Meiers Hand fest an sein Herz: Und wenn derjenige, sagte er, ein Vater ist, dem man unendliche Wohlthaten zu verdanken hat und den man bis ins Grab lieben und ehren wird, so sind Sie gewiß mein Vater! Dieser Ausbruch der Dankbarkeit und Zärtlichkeit gefiel dem wackern Landbaumeister so sehr, daß er sich auf das vertraulichſte mit Wilhelm ins Gespräch einließ, und dieser ließ sichs gar bald merken, daß die Baukunst unter andern eins seiner liebſten Studien sey, und daß er niemals ein eigentlich gelehrtes Amt aus den 3 Fakultäten ambiren werde. Nichts auf der Welt hätte diesem Manne erwünschter kommen können! Bey seinem mit Arbeit überhäuften Posten konnte er nie ohne einen oder mehrere Gehülfen fertig werden, und einer der beſten

und geschicktesten war ihm izt eben abgegangen und als Baurath angesetzt worden. Wilhelm schien ihm in aller Absicht der rechte Mann zu seyn, um die Lücke auszufüllen und nach Tische zog er gleich Meiern bey Seite und fragte ihn, ob und auf welche Bedingungen er wohl hoffen könnte, Wilhelmen unter sicherer Antwartschaft der Beförderung in seine Dienste zu bekommen? Dieser Vorschlag hatte aufs erste Wort für Meiern viel annehmliches und er übernahm es, mit Wilhelmen darüber zu sprechen.

Mein liebster Wilhelm, sagte er zu ihm, ich soll dir einen Antrag thun, zu dem mein Kopf Ja, mein Herz aber Nein spricht, und wenn ich mich nicht sehr irre, wird Kopf und Herz bey dir aus eben dem Tone reden!

Wilhelm, der von des Landbaumeisters Absichten noch gar nichts wuste, lächelte und schüttelte den Kopf.

„Der ehrliche Mann da, der heut mit uns gegessen hat, bezeigt grosse Lust, dich in seine Dienste zu nehmen, und zwar so, daß du unter ihm die Baukunst, die du mit so grossem Eifer angefangen hast, völlig praktisch lernst, ihn auf seinen Reisen begleitest, und in einem halb Dutzend Jahren etwa, je nachdem es Zeit

und Glück mit sich bringen, Ihro Königlichen Majestät in Preussen wohlbestallter Landbaumeister oder Baurath oder wills Gott! gar Oberbaurath wirst! Ich soll deshalb vorläufig mit dir reden, ob du dazu Lust hast? Die nähern Bedingungen werden sich denn schon finden! Also sag an, mein Lieber, quid tibi videtur?„

Wilhelm war über diese Anfrage ganz stumm und starr, und stand völlig eben so unentschlossen da, wie Herkules auf dem Scheidewege: Bloß mit dem Unterschiede, daß ihm ein paar grosse Thränen heiß über die Wangen herabkullerten.

„Ich verstehe dich, sagte der Philosoph: Wenn nur der traurige Abschied nicht wäre! Du hast Recht, und du kannst es sicherlich nicht mehr wünschen, wie ich und meine Frau und Mühmchen! Aber itzt laß uns einmal als Männer denken und die zärtlichen Empfindungen des Herzens ein wenig bey Seite setzen. Daß ich dich liebe, daß du die ganze Zeit über die Freude unsers ganzen Hauses gewesen bist, und daß wir dich alle mit dem größten Schmerze verliehren und vermissen werden, brauch ich dir nicht zu sagen! Allein einmal must du doch nun von uns, in die grosse

Welt! Ein oder ein paar Jahr später würden den Abschied nicht um ein Haar leichter, sondern eher noch schwerer machen! Es fragt sich also bloß: Hast du Lust und Neigung, denn vom Geschicke sind wir bereits überzeugt! Hältst du es für eine dir würdige und annehmliche Bestimmung, das Beste deiner Nebenmenschen durch die edle Baukunst zu befördern? Ich für mein Theil muß dir sagen, daß ich vor dieser Kunst gewaltigen Respekt habe. Ein Mann, der mir das Land mit gesunden, dauerhaften und bequemen Wohnungen versieht, den reissenden Strömen die Macht benimmt, Schaden zu thun, Kanäle, Dämme, Brücken und Schleusen anlegt zur Bequemlichkeit des Handels und des bürgerlichen Gewerbes, das ist mir ein wichtiger und ehrenwerther Mann im Staate. Dadurch will ich dir nun keineswegs ein günstiges Urtheil ablocken, aber es ist doch auch meine Pflicht, dir die Sache im rechten Gesichtspunkte vorzustellen! Nun sag und wähle, oder willst du Bedenkzeit? Auch das!„

Wilh. Lassen Sie mich nur erst zu mir selbst kommen! Ich bin zu erstaunt — zu bange vor dem schrecklichen Abschiede! Ich würde mirs für ein grosses Glück schätzen, wenn

der fremde Herr mich zu einem brauchbaren und nützlichen Baumeister heranziehen wollte; An meinem Fleisse sollt es gewiß nicht fehlen! Aber — itzund — ich bin wohl noch zu jung — zu unreif —

Meier. Zu unreif? In der Baukunst nehmlich? Das würdest du hier immer bleiben, liebster Wilhelm! Es ist ein ganz ander Ding, auf dem Papiere zu bauen oder in der wirklichen Natur! Zwar du hast dich auch schon mit dem Bauen in der wirklichen Natur ein wenig bekannt gemacht: Aber hier in Halle bloß wirst du es nie über das Alltägliche bringen! Bey einem solchen Manne hingegen kommt dir nach und nach fast alles unter Händen; Es ist bey ihm wie bey den Chirurgus in den Feldlazarethen, die bekommen in einer Woche mehr verschiedne äussere Schäden zu sehen, als mancher andre Chirurgus sein ganzes Leben hindurch!

Wilh. Ich geb Ihnen vollkommen Recht, und — ich kann nicht anders als Ja sagen! Aber eine Bedenklichkeit hab ich noch, und die ist nicht zu heben! Ich habe mir nun die Zeit über, daß ich das Glück gehabt habe, bey Ihnen zu seyn, mit manchen andern Wissenschaften so viel Mühe gegeben — Sie wis-

sen, daß ich nicht prahle! Das hätt ich nun alles umsonst gelernt, meine ganze Naturhistorie und Geographie und was sonst so ist: In Jahr und Tag wüst ich davon keine Sylbe mehr!

Meier. Falsch, falsch, grundfalsch! Du vollends, mit deinem eisernen Gedächtnisse, du siehst mir recht darnach aus, als würdest du in einem Jahre gleich alles vergessen! Es ist ein felsenfester Grundsatz, was man nur einmal recht gelernt hat, das vergißt man nie ganz! Und wer heißt dich denn, alles andre Studiren beyseitsetzen? Der Mann sieht viel zu gut aus, als daß er dich gleich so mit Arbeit überhäufen sollte, daß du keine Freystunden übrig behieltest! Setze dich mit ihm auf einen gewissen Fuß: Izt bist du noch Herr und Meister! Aber es scheint mir in deinen Worten noch etwas anders zu liegen, als wolltest du sagen: Wenn ich Baumeister werde, so können mir alle andere Wissenschaften, wenn ich sie auch noch so gut wüßte, nichts weiter helfen! Wenn das deine Meinung ist, so widerrufe nur gleich in der Güte, eh ich zu demonstriren anfange!

Wilh. Sie machen mich ordentlich wieder heiter, da mir doch so schwer ums Herz war! Nun denn, in Gottes Namen, Ja!

Machen Sie mit dem Herrn Landbaumeister aus, was Sie wollen, mir ist alles recht!

Meier. Nicht also, Monsieur! Hier sag ich wie die Eltern des Blindgebohrnen im Evangelium: Er ist groß genug, fraget ihn selber! Du bist groß und klug genug — doch still, du hast Recht! Für deinen eignen Vortheil könntest du vielleicht grade am wenigsten klug seyn! Gut, ich werde nicht ermangeln, dein Assistent zu seyn: Und einen Punkt vor allen Dingen werd ich gleich ins Reine bringen!

Wilh. Nun welchen denn?

Meier. Daß wenn du deine Sache nicht gut machst und der Herr Landbaumeister dir von Rechtswegen irgend eine Strafe zuerkennen muß, du hieher zur Exekution abgeliefert wirst: Denn ich bin Vater!

Wilh. Ach mein bester goldner Vater, wie soll ichs anfangen, mich von Ihnen loßzureissen, nicht mehr um Sie zu seyn —

Hier nahm Meier Wilhelmen bey der Hand und führte ihn wieder zur Gesellschaft: Und nun giengen die Traktaten unmittelbar an! Wilhelm seinerseits gelobte allen Eifer und Fleiß in Erlernung des ganzen weiten Bauwesens, dagegen versprach ihm der Landbaumeister ein

gleiches, ihm alle Geheimnisse und Vortheile der Kunst nach und nach bekannt zu machen und ihn überhaupt zum tüchtigen Manne zu bilden. Wilhelm bedung sich aus, daß er nicht mit übermäßiger Arbeit und noch weniger mit gedankenloser überhäuft würde, nicht aus Faulheit, sondern um sich in einigen andern Fächern fortgesetzt zu üben: Ward gern und willig zugestanden. Wilhelm versprach, den Landbaumeister auf seinen Reisen zu begleiten und seine Winke als Befehle zu erkennen; Dagegen behielt er sich die Erlaubniß vor, irgend einmal eine oder die andre kleine Reise für sich zu thun: Ebenfalls zugestanden. Wilhelm verlangte keinen Gehalt, sondern getraute sich vollkommen mit seinen jährlichen 150 Thaler Interessen zu reichen: Ward abgeschlagen, und der Landbaumeister versprach ihm vollkommen freye Station, an Tisch, Wohnung, Licht, Holz, Aufwartung, Wäsche und ausserdem ein jährliches Douceur. In Absicht der künftigen Beförderung erklärte sich Wilhelm, daß er sich auf die Vorsehung, auf seinen Fleiß und auf die Empfehlung seines nunmehrigen Patrons verlasse: Dieser sprach von Herzen Amen dazu und versicherte Wilhelmen, daß das Baufach zur Zeit noch keinesweges mit geschickten Leuten überlä

den sey, und daß derjenige, der sich darinn vorzüglich hervorthäte, seines Glücks so gut als unfehlbar gewiß seyn könne. Wilhelm hatte schon gehört, daß der Wohnort des Landbaumeisters an einem schifbaren Flusse läge, kein kleiner Reiz für ihn! Er machte sich also die Erlaubniß aus, wenn sie zu Hause wären, im Sommer alle Tage eins schwimmen zu dürfen: Zugestanden, doch mit ernster Verwarnung, ja nicht zu ertrinken, indem der Fluß ein wenig sehr tief zu seyn geruhte! Endlich, weil man doch nicht alle Fälle vorher weiß, ward noch die gewöhnliche vierteljährliche Aufkündigung von beiden Theilen ausgemacht: Und itzt erst fiel Wilhelmen die Frage ein, wann er eigentlich seine Station beziehen sollte? Denn er bildete sich ein, das hätte noch wenigstens ein paar Monate Zeit!

Wann? sagte der Landbaumeister: Jetzt gleich! Uebermorgen reis ich zurück und Sie mit!

Kein naher Donnerschlag hätte Wilhelmen mehr erschrecken können, als diese kaum noch 48stündige Nähe des Abschieds aus einem Hause, in dem er 5 Jahre völlig so gut wie das leibliche Kind gewesen war. Er sprang auf, zwang sich seine Thränen zurückzuhalten, aber

vermochts nicht; wie eine Flut stürzten sie hin und plötzlich verließ er das Zimmer, um sich in einem einsamen Winkel satt zu weinen.

Dem Landbaumeister that es nun herzlich leid, daß er dem armen Schelmen nicht eine längere Frist gesetzt hatte. So gerne ich ihn mitnähme, sagte er zu Meiern, und so nöthig ich ihn gleich brauchte, so hab ich ihn doch auch zu lieb, um ihm so gar weh zu thun. Mag er doch noch ein Weilchen bleiben und mit der Post nachkommen! Gedulden Sie sich nur einen kleinen Augenblick, versetzte der Philosoph: Das ist der erste und heftigste Schauer des Schmerzens! Sobald der vorüber ist und die kühlere Ueberlegung wieder bey ihm Platz findet, wird er von selbst einsehen, daß wenn man sich einen Arm oder einen Fuß in acht Tagen ablösen läßt, der Schmerz eben so groß ist, als wenn die Operation in 2 Tagen geschieht! In dem ersten Falle hat man noch die verlängerte Furcht und Angst obendrein in den Kauf.

Meier hatte richtig gerathen, denn in kurzer Zeit war Wilhelm wieder da, mit abgetrockneten, obwohl noch rothen Augen und sehr ernsthaftem Gesichte. Hä was gilts, sagte Meier zu ihm, du bist oben in meiner Bibliothek gewesen und hast in irgend einem stoischen

Philosophen die Lehre gelesen, daß man sich über ein unvermeidliches Schicksal nicht betrüben müsse?

Ja, sagte Wilhelm, ich habe gelesen — daß ich übermorgen mitreise.

Bravo, sagte der Landbaumeister, ich sehe, Sie sind nicht umsonst so lange in dem Hause eines Philosophen gewesen, als daß Sie nicht selbst auch Philosoph seyn sollten.

Wilh. O ja, zur Zeit der Noth.

Meier. Verzweifelt! Ich glaube gar, du fängst noch zu guter Letzt an, satyrisch zu werden! Schon recht, mache mich nur immer ein Bischen böse auf dich, so geht der Abschied desto besser von statten und wir scheiden denn so zärtlich von einander, wie manche Eheleute, wenn der eine Theil zur grossen Freude des andern aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit versetzt wird.

Alles das war nicht im Stande, voritzt aus dem ernsten, und mehr als ernstem, finstern Wilhelm ein Lächeln herauszuschlagen, und wenn selbst der närrische Erdmann itzt wieder gerufen hätte: Feuer, Feuer! „Wo?„ In meinem Herzen, allerschönste Demoiselle! es hätte in seinem Zwerchfelle nicht die geringste Erschütterung hervorgebracht. Mittlerweile

nahm Herr Unger sein Tempo in Acht und empfahl nun abermal seinen Sohn an Wilhelms Stelle. Was wollte Meier thun? Obgleich der Kontrast zwischen Monsieur Unger und Wilhelm Blumenthal ein wenig sehr groß und auffallend war, vollends bey der itzigen Krisis, so hatte doch Meier einmal auf den Fall eines leeren Platzes sein Wort gegeben und konnt und mocht es nicht wieder zurückziehen.

Shakespear berechnet einmal in einer Stelle, wem die Zeit am geschwindesten und wem sie am langsamsten vergeht. Am geschwindesten, sagt er, vergeht sie dem Diebe nach dem Galgen, denn wenn der Weg dahin auch noch so weit ist, kommt der arme Sünder doch immer noch zu früh dort an! Den Galgen beyseite, könnte man eben so gut sagen, daß die Zeit niemanden so geschwind vergehe, als Liebhabern oder Freunden, denen das Schicksal gebeut, zu scheiden! Wilhelm wenigstens konnt es mit seinen Sinnen nicht begreifen, wie der Morgen, an welchem er Halle und sein geliebtes Meiersches Haus verlassen sollte, schon angebrochen seyn könnte. Den vorigen Tag hatt er von einigen Professoren, etlichen Bekannten unter den Studenten, von dem Töpfer

und der Töpferin vorm Steinthore und von Rosens Christeln Abschied genommen. Dieser fühlte Wilhelms Verlust in aller seiner Stärke, badete ihn fast in Thränen, konnte keine Worte finden, um ihn für alle seine Freundschaft und für die damalige Rettung aus seinem Elende zu danken und versicherte ihn, daß er nun nie, nie wieder vom Wege des Guten abweichen wollte. Das war Wilhelmen eine herzliche Freude und Trost und er schied mit leichterem Herzen von ihm, als er sich vorgestellt hatte. Desto härter hingegen hielts im Meierschen Hause! Zwar der Philosoph erhielt sich wirklich ziemlich bey seiner Philosophie, indeß seine Frau und Mühmchen sich eine um die andre die Thränen abtrockneten und Wilhelm seinen Schmerz so sehr als möglich zu verbeissen suchte, aber eben dadurch die ganze Grösse desselben verrieth! Nun, mein Sohn, sagte er, indem er ihn zärtlich umarmte, zieh hin im Frieden und der Engel des Herrn sey mit dir! Du hast mir fünf Jahre meines Lebens versüssen helfen, und mich für das Bißchen Gute, was ich dir erwiesen habe, doppelt bezahlt! Nie vergeß ich dich, so wenig du uns vergessen wirst: Leb wohl, tausendmal wohl! Wilhelm konnte vor Schluchzen nicht eine Sylbe stammeln, sonr

dern warf sich bloß der Madame Meiern und Mühmchen in die Arme, dann noch einmal Meiern, dann zog er ein Billet aus der Tasche, legte es hastig hin auf den Tisch und mit den Worten: O Gott, o Gott! zur Thür und zum Hause hinaus, und immer nach dem Kronprinzen zu, wo der Landbaumeister seiner erwartete.

Die Begierde, das Billet zu lesen, konnte in den ersten Minuten gar nicht aufkommen! Nach einem Veilchen aber griff Meier darnach, und was anders konnte der Inhalt seyn, als folgender:

Bester Mann, Beste Frau, Bestes Mühmchen,

Ich sehe vorher, daß ich bey dem morgenden Abschiede kein Wort werde aufbringen können: Ich will also schreiben, was ich auf dem Herzen habe. Doch was, was? Ich fühle schon, daß ich auch eben so wenig schreiben kann, und was ich etwa noch herausbringe, wird von meinen Thränen verlöscht werden! Gütiger Gott im Himmel, verhänge, wenn du willst, Leiden und Elend über mich, laß mich einsam, verlassen, krank, vor Schmerz seufzen und klagen: Aber die einzige Wohlthat gewähre mir dann nur, daß ich höre, es

geht Meiern wohl, es geht seinem ganzen Hause wohl, und ich will mitten in meinem Elende jubiliren und triumphiren! Unaussprechlichen Dank sag ich Ihnen, für alles, alles. Ich wünsche Ihnen nichts, denn auch ohne die Wohlthaten, die Sie mir erwiesen haben, verdienen Sie schon alles Glück, was die Welt geben kan. Bloß Ihnen, bestes Mühmchen, wünsch ich einen Gemahl, der ihrer werth ist, solcher sind nicht viele und darum wünsch ich ihn! Ich breche ab: Mein armer Kopf will nicht mehr denken und meine zitternde Hand nicht mehr schreiben. Der Herr segne euch und behüte euch, Amen, Amen!

Dich auch, liebster, bester Wilhelm, rief Meier, umarmte seine Gattin und gieng nun an seine Geschäfte. —

Eben denselben Abend, an dem Wilhelm dis Billet schrieb und eben denselben Morgen, an welchen er abreiste, hielt zu gleicher Zeit ein andrer Student seinen Abschied und seine Abfahrt. Der Abend war zum feyerlichen Valetschmause bestimmt, und die Gesellschaft ungemein zahlreich. Die Tische seufzten unter der Last der Schleifkannen und der entsetzliche Tabaksdampf verursachte eine, wo nicht Egyptische Finsterniß, doch gewiß Egyptische Däm-

merung. Jenseits dreyer Strassen konnte man den Lerm und das Getobe hören, bis daß alle Kählen sich zur Harmonie des Gesangs vereinigten. Nun ertönte von allen Lippen das vortrefliche und rührende Lied, das noch kein Almanach, kein Taschenbuch, keine Sammlung von Original- oder Kopialdichtern dem Publiko zum besten gegeben hat:

Mein Halle, lebe wohl!
Der Abschiedstag ist da,
Da ich von Halle soll!
Es geht mir zwar sehr nah,
Doch weils die Eltern schreiben,
Muß ich mich finden ein;
Ich kans nicht hintertreiben,
Es muß geschieden seyn!

Wolan so pack ich ein!
Wo ist die Biblia? ꝛc.

Dieses erste Lied war bloß der Vortrab von mehrern, die nun der Reihe nach folgten und eins das andre an Stärke der Empfindung, Schönheit der Sentiments und vortreflicher Versifikation übertrafen. Was würden Klopstock, Wieland, Gleim, Ramler ꝛc. drum geben, von folgender Stelle Verfasser zu seyn:

Knaster und Gelben
Hat selbst Apollo präparirt,
Und uns denselben
Rekommandirt!
Hat nun ein Jeder
Sein Pfeifchen Tabak angebrannt,
So nehm er wieder
Das Glas zur Hand!
Trinkt nach Gefallen,
Bis man die Finger abgeleckt:
So hats uns allen
Recht wohl geschmeckt!

Mitten unter und zwischen diesen Gesängen ward der feyerliche Abschied des würdigen Herrn Mitbruders noch auf andre Art solennisirt. Alle Hüte wurden auf Degen gespießt, und so wie tapfre Regimenter sich mit ihren zerfetzten Fahnen brüsten, brüstete sich hier jeder mit seinem zerfetzten Hute. Selbst ein sehr sehenswerthes Feuerwerk ward veranstaltet oder vielmehr ein Lustscheiterhaufen, bestehend aus Schnupftüchern, Manschetten, alten Perücken, ganzen und halben Hemden, Haarbeuteln, deren Gluth durch den dicken Tabakrauch Tag machte und deren Balsamduft die Nasen auf eine angenehme Art kitzelte. Da nun zum Safte der edlen Gerste noch der wohlgemischte Saft der Rebe kam, hatte der zeitige

Wirth gar bald die Freude, mehrere seiner würdigen Gäste unter dem Tische liegen zu sehen; Andre lallten nur noch; Andre fiengen beym Nachhausegehen Lerm auf der Strasse an, warfen Fenster ein und geriethen unglücklicherweise den Häschern in die Hände, die ihnen bis morgen ein etwas hartes, aber desto gesünderes Nachtquartier auf dem Karzer anwiesen. Alles das aber vermehrte nur den Glanz des Abschiedsschmauses und jedermann war eins, daß es seit langer Zeit einer der herrlichsten gewesen sey! Den folgenden Morgen gieng denn der Aufzug zu Pferde vor sich bis Merseburg. Wilhelm sah den Zug bey sich vorbey reiten, lächelte, und dankte dem Himmel in seinem Herzen, daß er nicht wie dieser einer geworden war.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Die Reise begann von beyden Seiten stumm und traurig: Denn obgleich die Traurigkeit nur eigentlich auf Wilhelms Seite war und der gute Vater Unger sich weit weniger über die Trennung von seinem Sohne betrübte, als er sich darüber freute, ihn in einem so guten Hause zu wissen, so wollt er doch Wilhelmen nicht in seinem süssen Schmerze stören. Allmählich

aber thaute beyden der Mund auf und Wilhelm konnte nun gar kein Ende finden, von Meiern, seiner Familie und sich zu erzählen. Unger bewies sich als ein überaus theilnehmender Zuhörer und versicherte Wilhelmen zuletzt, daß wenn ihn auch Meier an grossem Geist und Gelehrsamkeit weit, weit überträfe, so sollte er ihm doch gewiß an väterlicher Liebe und Zärtlichkeit nicht zuvorkommen. Eben das, fuhr er fort, versprech ich in die Seele meiner Frau; Zwar die Mutter vorzustellen, dazu ist sie noch zu jung; aber es ist ein kleines, liebes, zärtliches Weibchen, und sie wird es an nichts fehlen lassen, Ihnen den Aufenthalt bey mir angenehm zu machen!

Dieses kleine, liebe, zärtliche Weibchen präsentirte sich denn sogleich bey der Nachhausekunft, empfieng ihren Mann mit einer Menge Liebkosungen, und Wilhelmen — mit einiger Verwirrung und mit einer unwillkührlichen Erröthung. Wilhelm bemerkte so wenig das eine als das andre, sprach bloß, was zur Sache gehörte, und nachdem ihm seine Wohnstube, die zu seiner grossen Freude die Aussicht über den Fluß ins freye Feld hatte, angewiesen worden, machte er sich ans Auspacken und tapezirte alle Wände seines Zimmers mit Zeichnungen, Ge-

mählden, Landcharten, Grundrissen, Kupfer-
stichen, Silhouetten ꝛc. von denen ein groß Theil
seine eigne Arbeit war. Während dessen er sich
so emsig beschäftigte, seine Sachen in Ordnung
zu bringen, giengen auf einer andern Seite
gewisse Unordnungen vor, die der Leser von
seiner Nase schon von ferne wittern wird.

Der Landbaumeister hatte vor drey Jah-
ren seine erste Frau verlohren, mit der er eben
diesen einzigen Sohn erzielt hatte, der itzt in
Halle studirte. Nun soll es, wie man sagt,
eine sehr richtige Erfahrung seyn, daß wer ein-
mal geheyrathet hat, das Looß sey ihm übri-
gens gefallen, wie es wolle, Treffer oder Nie-
te, der heyrathet auch mehrentheils zum zwey-
tenmale. Gewissermassen läßt sich die Sache
a priori begreifen: Denn war die erste Hey-
rath glücklich, warum sollte es die zweyte nicht
eben so gut seyn? Und war sie es nicht, so
hofft man nach allen Regeln der Wahrscheinlich-
keit, daß auf Regen Sonnenschein und auf trü-
be Tage heitrer Himmel folgen werde und müs-
se! Genug, dem sey wie ihm wolle, unser
Mann wenigstens erregte gegen die Richtigkeit
dieser Erfahrung keinen Zweifel, und nachdem
er die Zeit seiner Wittwerschaft gehörig ausge-
halten, sah er sich nach einer zweyten Gattin

um. Da er auſſer einer ganz einträglichen Bedienung ein hübſches eignes Vermögen beſaß, ſo hatt er eben dadurch ſchon das Recht, vor jeder Thür anzuklopfen, ohne einen Korb zu befürchten: Seine Neigung aber zog ihn bloß nach der Thür eines ſeiner alten Freunde, eines Kaufmanns, der ebenfalls bey einem nicht kleinen Vermögen eine einzige, hübſche, kluge, ſtill und tugendhaft erzogne Tochter hatte. Der Kaufmann gab ohne Schwierigkeit ſein Wort: Unſer Landbaumeiſter aber war keinesweges ſo blind, daß er den Unterſchied zwiſchen einem faſt funfzigjährigen Manne und einem achtzehnjährigen Mädchen hätte überſehen oder für unerheblich halten können. Er gehörte nicht zu der Klaſſe der Thoren, die in der heimlichen Heyrath unter dem Charakter des Lords Ogilby mit Recht dem Spott und der Verlaſſung Preiß gegeben werden, ſondern erklärte Hannchen (ſo hieß die junge Schöne) mit aller Offenherzigkeit, daß wenn es ihr um Feuer der Jugend und Liebe zu thun ſey, ſo könne er zur Zeit nicht mehr damit aufwarten; Könnte und wollte ſie ihm aber dis verflogne Jugendfeuer erlaſſen und hielte ſie es nach ihrer ſtillen Denkungsart für entbehrlich zur Glückſeligkeit des Lebens, ſo ſollte ſie gewiß keinen

zärtlichern Ehemann finden, als ihn! Hannchen, die durch keine Romane und durch keine daher entstandenen Liebesfantasien verdorben war, die überdem den Landbaumeister wirklich hochschätzte und wohl einsah, daß sie ihren Vater durch eine abschlägliche Antwort kränken würde, gab ihm nach verlaufener Bedenkzeit aus voller Ueberzeugung, daß sie mit ihm vollkommen glücklich seyn könne, die Hand. Die Heyrath ward vollzogen und Hannchen fühlte sich wirklich mit einem Manne, der ihr Vater hätte seyn können, so zufrieden, als sie es nur wünschen konnte! Sein öfteres Verreisen that ihr zwar anfangs weh, aber nach und nach gewöhnte sie sich daran und wuste sich ihre Einsamkeit mit allerley kleinen häuslichen Geschäften und Vergnügungen zu verkürzen. Im ersten halben Jahre ihrer Ehe verlor sie durch eine im Orte grassirende ansteckende Krankheit ihren Vater und ward dadurch Universalerbin seines Vermögens. An äusserem Wohlstande fehlte es nun noch weniger wie vorher, und hätte es dem Himmel gefallen, ihr ein Kind zu geben, so wäre sicherlich nie ein böser Gedanke in ihrem Herzen aufgekommen. So aber blieb denn doch immer eine gewisse Leere darinn, die, um merklich und empfindbar zu

werden, bloß einer nähern Veranlassung brauchte! Nun erschien Wilhelm, und mit ihm diese Veranlassung. Bisher hab ich nur immer den Zuwachs an Geist detaillirt, den Wilhelm von Zeit zu Zeit nahm: Itzt ist es der Ort, auch etwas vom Körper zu sagen. Er war itzt eben an seinem neunzehnten Jahre und konnte im strengsten Verstande für eine männliche Schönheit gelten. Eine Stirn voll Verstand, ein paar Augen voll Geist und Seele, ein Gewächs voll Stärke und Kraft, alles an ihm fest und gedrungen, und doch dabey so leicht und geschmeidig! Hundert Jünglinge, neben ihn gestellt, würden das Ansehn der Kränklichkeit und Schwächlichkeit gehabt haben! So war itzt Wilhelm und so sah ihn Hannchen! War ihre Verwirrung und Errö-thung nun wohl ein Wunder — oder ein Verbrechen? Wer es an ihrer Stelle besser gemacht hätte, der werfe den ersten Stein auf sie!

Hannchen, (so wollen wir von nun an das junge Weibchen immer nennen, theils weil ihr Mann sie selbst so nannte, theils weil dieser Name durch das Hannchen in der Jagd zufälligerweise etwas anziehendes und liebreizendes gewonnen hat) Hannchen also, ob sie sich

gleich beym ersten Anblicke von Wilhelm auf eine unwillkührliche Art bis an die Fingerspitzen verliebt fühlte, machte es dennoch nicht so plump und hölzern, wie eine gewisse Bürgermeisterfrau in Nordhausen. *) Sie fühlte vollkommen, daß jeder verliebter Gedanke an Wilhelm straf-

*) Der Verfasser von den Briefen eines jungen Reisenden durch Liefland, Kurland und Deutschland, Erlangen, 1777. erzählt im ersten Theile, Seite 179 ꝛc. folgendes: „Endlich kamen wir auf die fruchtbaren (soll wohl wahrscheinlich heissen furchtbaren) Harzgebirge, woselbst sich ein ziemlich bejahrter Bürgermeister aus Nordhausen, mit seiner jungen, aber nicht reizenden Hälfte, zu mir gesellte, mit denen ich alsdann meine Reise bis hieher (Nordhausen) fortgesetzt habe. Um 2 Uhr Nachmittags kam ich in dieser freyen Reichsstadt an, die aber mit ihren altmodischen hohen Häusern ꝛc. ziemlich traurig und unschmackhaft aussieht. Unterdessen sollte dieser Nachmittag durch eine Begebenheit für mich merkwürdig werden, die nicht wenig ins Komische fällt. Die Frau Bürgermeisterin befindet sich als eine junge Frau eben in der Epoche, in der dieses Geschlecht sich zuweilen in der Nothwendigkeit gesetzt siehet, die Koquette zu spielen. Sie ist 20 Jahr alt und seit zehn Monaten mit einem Manne vermählt, dessen graues Houpt ihm das völlige Ansehen eines Greises giebt. Obgleich nun

bar sey; Sie wünschte, ihr Mann möchte nie den unglücklichen Einfall gehabt haben, ihn in die Natur ihr keine von den Reizen mitgetheilt hatte, die doch wohl zuweilen das Herz eines vier und zwanzigjährigen Menschen in Bewegung setzen können; so war diese gute Frau doch so gütig gewesen, schon auf der Postkutsche ein Auge auf mich zu werfen. Unbesorgt, daß unser Roman seiner Entwickelung nahe war, so belustigte mich vielmehr dieser Auftritt auf der Kutsche, und ich betrachtete ihn als einen unschuldigen Zeitvertreib, der die böse Laune verscheuchen sollte. Endlich aber, da sie glaubte, der Student müsse auf der Universität Alles gelernt haben, so gieng sie mir, da ich ohne Widerrede in des Bürgermeisters Hause absteigen müste, hier ziemlich dreuste zu Leibe. Kurz, sie rief alle Mittel zu Hülfe, um mir zu gefallen; aber da ich hölzern genug war, nichts von alle dem bemerken zu wollen, so setzte sie endlich aus blossem Mitleiden mit meiner Einfalt, alle Zurückhaltung bey Seite, und sie küßte mich so herzhaft, daß ich bald wie Joseph davon geflogen wäre. Itzt glaubte ich, daß es Zeit wäre, mich zu beurlauben; ich that es, doch mit dem Versprechen, Morgen vor meiner Abreise noch einmal wieder zu kommen. Allein bis Morgen frühe um sechs Uhr ist schon eine Extrapost bestellt, und ich hoffe mein Frühstück in Sondershausen einzunehmen.„ Diese Geschichte war mir gleich beym

seine Dienste zu nehmen; Sie kämpfte aus allen Kräften, das Feuer, das in ihrem Her-

ersten Lesen eben so unwahrscheinlich als ekelhaft. Unwahrscheinlich, weil eine Frau oder ein Mädchen, wäre sie auch noch so koquett, sich nie einer Mannsperson, vollends einer hölzernen, wie sich der Verfasser selbst zu nennen beliebt, so unverschämt an den Hals werfen wird! Thut sie es, so ist der Beyname koquett noch viel zu ehrbar für sie und sie muß H** oder C** heissen! Ekelhaft aber war mir die Geschichte wegen des prahlenden und in seiner Art eben so unverschämten Tones, mit dem der Reisende von dem armen Weibe spricht, sich stolz seiner Unempfindlichkeit kützelt und sie wegen eines kleinen verliebten Anfalles, den er doch wohl am ersten hätte verzeihen sollen, öffentlich vor dem ganzen lesenden Deutschland dem Gelächter bloß stellt. Dis alles bewog mich, an einen Freund, dessen würdige Gattin aus Nordhausen gebürtig und mit den dortigen Familien noch sehr wohl bekannt ist, zu schreiben und mir über diese Stelle Erläuterung auszubitten: Hier ist die Antwort! „Meine Frau hat sich den Kopf mächtig zerbrochen, wer doch wohl die Bürgermeisterfrau in Nordhausen seyn müsse? Zum Unglück will die Zeichnung keinem von alle den Gesichtern gleich sehen. Der Verfasser dieser Reisen, sagt sie, muß sich denn doch gefallen lassen, daß ich ihn, wie hiermit geschieht, förmlich Lügen strafe; und

gen zu lodern anfieng, in der Geburt zu ersticken: Aber vergebens! So wie sie Wilhelmen nur wieder zu sehen bekam, und das muste jeden Tag vielmal geschehen, konnte sie sich unmöglich des heimlichen Gedankens erwehren: Ihn zum Manne zu haben, von einem solchen geliebt

wenn ich das Geld nicht für Küch und Keller brauchte, so ließ ich diese Erklärung, als eine dchte Patriotin der Reichsstadt, in die Nordhäusischen Intelligenzen setzen. Gib dich denn zufrieden, sag ich, denn die lieset der Verfasser der Reisen gewiß nicht! Gökingk.»

Er liest vielleicht auch eben so wenig diese Geschichte: Aber ein Theil des Publikums, das seine Briefe eines jungen Reisenden gelesen hat, kommt auch wohl einmal über meinen Blumenthal und steht dann zu seiner grossen Verwunderung, daß das vorgebliche Abentheuer nichts weiter, als eine glücklich seyn sollende, aber sehr unglücklich gerathene Lüge war; daß, so bloß des Spasses wegen, eine Familie aus einer genannten Stadt an die Schandseule geschlagen worden, und daß der junge Reisende, da er einmal auf einer Rodomontade ertappt worden, auch leicht der zweyten schuldig seyn könne! Er giebt sich für 24 Jahr aus: Allen Umständen nach muß man ihn noch für ein gut Theil jünger halten! Und dann kommt ihm das Sprüchwort zu gut: Jugend hat nicht Tugend!

zu werden, muß der Himmel auf der Welt seyn!

Wilhelm seiner Seits war auch nichts weniger als unempfindlich gegen sie, obwohl seine Empfindung sich genau in den Schranken der Pflicht hielt. Was dazu nicht wenig beytrug, war der Feuereifer, mit dem er sich in seiner gegenwärtigen Station zu routiniren suchte. Der Landsbaumeister erstaunte eben so sehr, als es ihn freute, Wilhelmen in wenig Stunden dasjenige verrichten zu sehen, wozu er einen vollen Tag nöthig gehabt hätte. Indeß währte das Zuhausesitzen und Arbeiten nur eine ganz kleine Weile, als schon Order zu einer Reise von wenigstens sechs Wochen kam, um einen grossen Schaden zu besichtigen und abzuthun, den eine Frühlingsüberschwemmung angerichtet hatte. Voller Freuden bestellte Wilhelm den Vorspann und es that ihm in keinem Finger weh, seine neue, gütige Patronin so lange zu missen. Sie aber entließ ihn mit einem Herzen voll unruhiger Gedanken und Entwürfe, wünschte bald, daß er nie wiederkommen, bald, daß er — allein zurückgeblieben seyn möchte, bald, daß doch das Schicksal sie zwey Jahr eher Wilhelms Antlitz hätte sehen lassen, um entweder ihm

oder keinem andern ihre Hand zu geben. Sie brachte den grösten Theil der sechs Wochen auf Wilhelms Stube zu, las in seinen paar Büchern, stand Stundenlang vor seinen an die Wände geklebten Zeichnungen, guckte durchs Fenster nach der Gegend, wo er itzt seyn muste, und was der verliebten Symptome mehr waren! Auf diese Weise verstrichen die anderthalb Monathe von beyden Theilen sehr einförmig; Dort mit Arbeit, Anschlägemachen, Zeichnen, Revidiren ꝛc. Hier mit verliebten Schwärmereien und Phantasien, die sich alle um den lieben Wilhelm, Wilhelm drehten, während daß dieser vielleicht eben sehr emsig einen neuen Kuhstall oder Schweinekoben zeichnete.

Der Landbaumeister, so wenig er sichs träumen ließ, was der böse Feind in dem Herzen seiner Gattin für allerley Arges ausgebrütet hatte, merkte doch bey seiner Nachhausekunft so viel, daß mit ihr irgend eine Veränderung, sie mochte Namen haben, wie sie wolle, vorgegangen wäre. Er fragte sie einmal über das andre, ob ihr etwa ein Gram oder ein Aerger zugestossen wäre? Sie aber wandte eine leichte schon überstandene Unpäßlichkeit vor und er ließ sich damit völlig zufrieden stellen. Noch vergieng ein neuer Monath, ohne daß Hann:

chen ihre Leidenschaft anders als durch Blicke verrathen hätte, die Wilhelm mit aller Wärme der Freundschaft, mit nichts mehr, beantwortete. Aber schon wieder muste der Landbaumeister eine kleine Reise thun, und anstatt Wilhelmen mitzunehmen, sagte er ihm dismal, er sollte zu Hause bleiben und unterdessen dis, dis, dis vornehmen. Wilhelm, ob er gleich gern mitgewesen wäre, blieb gleichwohl ohne Murren und fragte nicht einmal, wie oder warum? Das Wie oder Warum war denn natürlich Hannchen selbst, die auf die feinste und unmerklichste Art von der Welt ihren Mann dahingebracht hatte, ihn dazulassen. Dieser gespielte Betrug sollte sehr wahrscheinlich vermuthen lassen, daß die Liebe bereits ihr Herz sehr tief ins Verderben geführt haben müsse: Aber nein, noch war es soweit nicht! Sobald sie sich mit Wilhelm allein sah und den ersten Mittag mit ihm tête à tête essen sollte, gerieth sie in die entsetzlichste Angst und Verlegenheit, und wünschte tausendmal, daß sie ihn hätte mit ihrem Manne ziehen lassen. Die ganze Mahlzeit über saß sie wie auf Kohlen, glühte über und über im Gesichte, klagte über fliegende Hitze und Kopfschmerzen; Wilhelm wünschte ihr in vollem Ernste gute Besserung, empfahl sich und

gieng an seine gewohnte Arbeit, die er geschwind genug endigte, um noch ein Viertelstündchen vorm Abendessen den Fisch im Wasser zu spielen. Er hatte sich dazu einen besondern leinenen Schwimmhabit machen lassen, aus Hemde und Pumphosen bestehend. Hannchen sah ihm auch dismal aus dem Fenster zu, wie sie schon manchmal heimlich gethan hatte und diese männliche Kühnheit und Unerschrockenheit machte ihn in ihren Augen nur noch liebenswürdiger.

Ey, ey, sagte sie beym Abendtische, um den Diskurs vorderste in Gang zu bringen: Sie haben schon wieder geschwommen! Gut, daß ich nicht Ihre Frau bin, ich litt es nimmermehr!

Und ich will alles verwetten, erwiederte Wilhelm, Sie litten es ganz gewiß! Nicht wahr, wenn Sie meine Frau wären, würden Sie mich lieben? Und wenn Sie mich liebten, wie könnten Sie mich wohl in einem meiner liebsten Vergnügen stören wollen, was so sehr zu meiner Gesundheit beyträgt?

„Alles gut! Aber gütiger Himmel, wenn Sie nun einmal das Unglück haben sollten, zu ertrinken?„

Daran denk ich itzt gar nicht mehr, so wenig wie ein Schieferdecker, oder ein Zimmer-

mann, wenn er oben auf dem Gerüste herumklettert! Es wäre freylich ein möglicher Fall, aber der Fall ist eben so möglich, daß wenn ich auf der Gasse gehe, mich ein Ziegel vom Dache todtschlägt, und doch fürchten Sie sich so wenig wie ich, auf der Strasse zu gehen!

„Ach nein, der Fall ist ganz anders! Wie leicht können Sie einmal in einen Strudel gerathen oder in eine Tiefe: Du lieber Gott, es sind ja so viele Leute schon ertrunken!„

Erlauben Sie mir, die sind eben deswegen ertrunken, weil sie das Schwimmen nicht gelernt hatten, oder wenn sie es gelernt hatten, weil sie die Kontenance verlohren! Der muß man freylich Herr seyn, und ich versichere Ihnen, ich gebe im Schwimmen so genau auf mich Achtung, als ob ich sehr ernsthaft bey einem Buche säße. Aber davor bin ich denn auch gewiß, daß wenn ich ertrinke, so geschieht es sicherlich nicht durch meine Unvorsichtigkeit! Alsdann ist es Gottes Schickung, und der unterwerfe ich mich im Wasser so gut, als auf dem festen Lande!

Diese Wendung des Diskurses auf die Schickung Gottes brachte Hannchen während des Essens ganz von ihren geheimen Wünschen und Neigungen ab. Nach Tische aber, als

Wilhelm schon wieder aufbrach und mir nichts dir nichts davon wollte, konnte sie sich nicht länger halten und sagte mit einer rührenden Stimme zu ihm: Eilen Sie schon wieder? Sie sehen, daß mir in meiner Einsamkeit Zeit und Weile lang werden muß; Noch dazu bin ich nicht wohl, bin krank; Und doch —.

Hier unterbrach sie Wilhelm, indem er ihr feurig die Hand küßte. Beste Madam, sagte er, verzeihen Sie mir! Ich hielt es für unschicklich, ohne Ihre Erlaubniß bey Ihnen zu bleiben! Sobald Sie mir die geben, mit Freuden! O daß ich doch im Stande wäre, Sie aufzuheitern und zu Ihrer Gesundheit etwas beyzutragen!

Unterdes hatte sich Hannchen auf den Sopha geworfen und winkte Wilhelmen, sich neben sie zu setzen. Er thats und das Gespräch fuhr also fort:

Hannch. An meiner Gesundheit ist wenig gelegen! Ich wollte nur, ich wäre erst so krank, daß ich zu Bette liegen müste, dann sollte mir wohl seyn!

Wilh. (lächelnd) Nun in der That, wenn Sie nicht so ernsthaft dabey aussähen — Mein bester Meier in Halle erzählte manchmal

was von den Launen der Damen, fast möcht ich glauben —

Hannch. Nein! es ist nicht Laune, es ist mein völliger Ernst! Das ganze Leben ist mir gleichgültig und — Sie sagten vorhin etwas von einem Ziegel auf dem Dache? Ich würd es nicht übel nehmen, wenn mich morgen oder übermorgen einer träfe!

Wilh. (erschrocken) Gott im Himmel, was sagen Sie? Sie unglücklich! Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie — Doch nein, es ist nicht möglich! Sie sind heut einmal hypochondrisch: Was steht die Wette, morgen sind Sies nicht mehr?

Hannch. (lächelnd, aber mit Thränen im Auge) Werd ich morgen die verlohrne Ruhe meines Herzens wieder haben?

Wilh. Die verlohrne Ruhe Ihres Herzens?

Hannch. Ja, sie ist hin! Auf ewig hin! Gott, Gott!

Wilh. (weinend und ihre Hand an sein Herz drückend) Liebste, beste Madam, ich habe keine Worte, Ihnen meinen Schmerz, mein Mitleid auszudrücken. Bald wird auch die Ruhe meines eignen Herzens hinseyn, wenn ich Sie länger in diesem Tone sprechen höre!

Hannch. Nie in einem andern!

Wilh. Und nichts kan Ihnen Ihre Ruhe wiedergeben?

Hannch. Nichts auf der Welt!

Wilh. Nun dann — Wehe dem, der sie Ihnen geraubt hat!

Hannch. (mit der heftigsten Gemüthsbewegung) Unglücklicher, wollen Sie das Wehe über mich — über sich selbst ausrufen!

Wilh. (ausser sich) Ueber mich selbst? Unmöglich! Ich? Ich?

Hannch. Verlassen Sie mich! Verlassen Sie mich! (und mit heftigem Weinen und Schluchzen verbarg sie ihr Gesicht in der Ecke des Sopha)

Wilh. Nein, ich verlasse Sie nicht! Wenn ich der Stifter des Unglücks bin, so will ich sterben, oder es wieder gut machen! Liebste, beste Madam, erholen Sie sich, bringen Sie mich durch Ihren Schmerz nicht um den einzigen Funken Verstand, der mir itzt noch übrig ist.

Hannch. O daß ich Sie nie gesehen hätte! — Doch nein, verzeihen Sie mir! Sie sind unschuldig!

Wilh. Ich bin es nicht mehr! Es ist Verbrechen, wenn ich es Ihnen sage, aber ich fühle mich mit Gewalt hingerissen! Liebste,

Beste! (er stürzte sich ihr in die Arme und beyde wuschen sich in Thränen) Es ist geschehen! Und du Gott, der du alles siehst, straf mich, wie ichs verdient habe!

Hannch. Nicht Sie! Ich, ich!

Wilh. Nein, bestes Weibchen! Ich, ich! Aber noch ist es Zeit einzuhalten und den Fuß aus dem Abgrunde zurückzuziehen! Ich verlasse Sie itzt, um Ihnen zu schreiben. In einer Stunde sollen Sie lesen!

Er stand auf, küßte ihr die Hand, drückte sie seufzend an seine Brust und verließ sie.

Aber was itzt in seinem Herzen vorgieng, das ist schlechterdings über und unter aller Beschreibung!

In seinen Gedanken glaubt er sich so fest gegen die Pfeile der Liebe, hatte sich von ihrer Gefährlichkeit und Tödtlichkeit so schreckliche Bilder eingeprägt und sich mit allen vernünftigen remediis amorum so genau bekannt gemacht: Und doch, in einem Nu fühlte er den Pfeil in seinem Herzen! Er erlag schier unter der Last der Empfindungen von Angst, Furcht, Scham, Reue und wirklicher Zärtlichkeit gegen Hannchen! Zehnmahl ergriff er die Feder, zehnmal warf er sie weg, bis er end-

lich in länger als einer Stunde folgendes Billet zusammenbrachte:

Beste, Theuerste,

So nenne ich Sie, ob es gleich vor Gott und Menschen nicht recht ist! Ein Augenblick hat mich zum andern Menschen gemacht, und so wenig ich fürchte, daß Sie mir deshalb Vorwürfe machen werden, so wenig haben Sie die meinigen zu befürchten! Wir sind beyde itzt auf einer harten Probe, entweder durch unsre Leidenschaft unglücklich zu werden, oder sie standhaft zu besiegen! Mein eigen Unglück würde mich wenig rühren: Aber das Ihrige? Nein, nun und nimmermehr! Ich sinne und sinne, und sehe nur zwey Wege! Einen müssen wir wählen und Sie sollen den Ausspruch thun! Entweder ich verlasse von Stund an Ihr Haus. Wie und auf was Art ich das machen will, weiß ich itzt nicht, aber es muß sich finden! Dann werden Sie in kurzer Zeit die Ruhe wieder haben, die Ihnen durch mich entflohen ist. Oder ich bleibe, und wir sind doch ruhig, verwandeln unsre Liebe in die zärtlichste Freundschaft, die der Himmel selbst billigen muß! Sie haben keinen Bruder, ich keine Schwester: Lassen Sie uns wechselsweise Bruder und Schwester seyn! Aber nie darf ich wieder

bey Ihnen allein bleiben: Darinn nur liegt die grosse Gefahr für uns! So lange wir uns unter mehr Augen sehen, sind wir gewiß sicher, und wie lange wird es währen, so wird uns der heutige Auftritt wie ein Traum zu seyn dünken? Ueberlegen Sie also und sagen oder schreiben Sie mir, wie Sie wollen! Ich bin zu allem bereit, was Sie wieder glücklich und heiter machen kan und in sofern darf ich mich ohne Erröthen meiner Liebe gegen Sie rühmen. W. B.

Wilhelm war natürlich auch selbst der Ueberbringer dieses Billets, legte es stillschweigend auf den Tisch, fand Hannchen immer noch weinend, brannte vor Begierde, ihr die Thränen von den Wangen zu küssen, aber hielt sich und gieng weg, indem er ihr bloß pantomimisch Küsse zuwarf.

Sie las das Billet einmal, zweymal — zehnmal, und fühlte jemehr und mehr den Sturm der Leidenschaft in ihrem Herzen nachlassen. Der letzte Vorschlag, den ihr Wilhelm that, war ein Balsam für sie! Ihn als Bruder zu lieben, von ihm als Schwester geliebt zu seyn, befriedigte doch immer einen Theil ihrer Wünsche, und befreyte sie zugleich von den nagenden Vorwürfen, die sie sich schon machte!

Die Ruhe ihrer Seele, an der sie bereits so ganz verzweifelt hatte, ward dadurch noch diesen Abend so weit hergestellt, daß auch kurz hinter Mitternacht die Ruhe des Körpers nachfolgte. Wilhelm hingegen hatte sein Bette wieder verlassen, weil er es unmöglich fand, zu schlafen. Was ihn am meisten quälte und verfolgte, war das Bild seines guten abwesenden Herrn und Patrons, des Landbaumeisters! „Himmel, wenn er wüste, was itzt hinter seinem Rücken vorgegangen ist! Mit welcher Schmach und Beschimpfung würd er mich aus seinem Hause stossen? Und was würde mein bester Meier in Halle sagen, wenn der es erführe? Gleichwohl, konnt ich anders thun, als ich gethan habe?„ Mit diesen und ähnlichen Gedanken schlug er sich noch Stundenlang herum, bis er zuletzt, zwar nicht zum Schlafen, aber doch zum Schlummern kam.

Den Morgen, anstatt daß Wilhelm wie sonst sein Frühstück auf die Stube geschickt erhielt, ließ ihm Hannchen sagen, er möchte bey ihr frühstücken. Der erste Blick zwischen beyden muste nothwendig nach einer solchen Scene sehr bedeutungsvoll seyn, die Miene und das Betragen beyder aber war sehr von einander verschieden. Hannchen sah heiter, vergnügt

und leicht ums Herz aus; Wilhelm hingegen trübäugig, ernsthaft, kummervoll. Sie kehrte sich aber daran nicht, sondern faßte ihn gleich bey seinem Eintritte vertraulich und recht zärtlich schwesterlich bey der Hand.

Guten Morgen, mein liebster bester Bruder, sagte sie und zog die Hand zurück, als Wilhelm sie küssen wollte, bot ihm aber dafür ihre Wange: Wie haben Sie geschlafen? Schlecht, nicht wahr? Ich sehe es Ihnen an!

Wilh. Nicht sehr gut, beste Schwester!

Hannch. Daran ist kein Mensch Schuld, als die Närrin, die Ihnen gestern Abend so viel albernes Zeug vorschwatzte: Aber verzeihn Sies ihr nur dis einzigemal, ich steh Ihnen davor, sie soll sich nie wieder so einfältig aufführen!

Wilh. Ich weiß von keiner Närrin, sondern bloß von einem Frauenzimmer, die ein Mensch und kein Engel ist.

Hannch. O scharmant! Sie sollen in ihrem Namen Dank haben, daß Sie mit ihrer Schwachheit so viel Nachsicht hegen! Also gewiß, Sie verachten sie darum nicht, sagen Sie?

Wilh. Dann wäre ich selbst der äussersten Verachtung werth!

Hannch. Nun das freut mich herzlich, so sehr, so sehr, als ob es mich selbst angienge! Sie lachen? Worüber?

Wilh. Nur ein ganz klein wenig über das weibliche Herz!

Hannch. Da haben Sie Recht, es ist nichts lächerlichers in der Welt, als so ein Herz! Aber Eine gute Seite hat es denn doch: Wenn es sich ja einmal verirrt, so kehrt es doch leicht wieder, wenn es nur recht gelenkt wird! Bin ich Ihnen nun so, wie Sie mich wünschen?

Wilh. Ich habe kein Recht zu wünschen, wie Sie seyn sollen.

Hannch. Pfui, schon wieder verirrt! Nun ich will allmählich schon ins rechte Gleiß kommen.

Wilh. Liebste, Beste, das Gleiß, worinn wir itzt sind, ist immer das unrechte Gleiß, wir mögens betrachten, von welcher Seite wir wollen. Doch Sie werden mir wieder unruhig! Lassen Sie uns abbrechen! Sie haben heut einen sehr konfusen Menschen zum Bruder! Ich werde allerliebstes Zeug arbeiten.

Hannch. Das heist also, Sie wollen sich so geschwind als möglich wieder empfehlen?

Wilh. Nicht doch! Aber einen Vorschlag hab ich Ihnen zu thun. Lassen Sie uns herunter in den Garten gehn! Hier in diesem Zimmer ist mir so eng, so peinlich: Unten in der freyen frischen Morgenluft wird sich meine Konfusion allmählich zerstreuen.

Wilhelm hatte bey diesem Vorschlage noch eine andre heimliche Absicht, die das feine Hannchen recht gut merkte. Er fürchtete sich nehmlich vor einer neuen zärtlichen Scene und überhaupt vor dem Rückfalle des gestrigen weinerlichen Liebestons: Durch den Garten aber ward der Weg dazu mit einemmale abgeschnitten, denn er lag ringsherum den Augen der Nachbarn bloß und war folglich kein Ort für Sir Amorn. Hannchen nahm indeß den Vorschlag an und Wilhelm war kaum in den Garten getreten, weg war das Gefühl des Engen und Peinlichen und er befand sich grade in der freyen und heitern Gemüthsverfassung, die nöthig war, um sich ein für allemal mit Hannchen auf den rechten Fuß zu setzen.

Meine Beste, sagte er zu ihr: Hätten Sie wohl die Geduld, mich eine Weile ganz ununterbrochen anzuhören? In meinem gestrigen Billet that ich Ihnen einen Vorschlag von gegenseitiger Bruder- und Schwesterliebe, den

Sie angenommen haben. Wollte der Himmel, die Sache wäre wirklich so; Eine Frau mit Ihren Vollkommenheiten zur Schwester zu haben, gewiß das wäre für mich ein unschätzbares Glück. Allein es hat nun einmal dem Himmel nicht gefallen, das Band der Verwandtschaft zwischen uns zu knüpfen: Und dürfen wir es denn wohl so für uns selbst thun? Setzen Sie sich einmal nur an die Stelle des Abwesenden! Gesetzt, Sie behorchten uns beyde, unsichtbar oder in ein Mäuschen verwandelt, hörten uns einander so zärtlich und vertraulich Bruder und Schwester nennen: Sagen Sie mir, wie würde Ihnen dabey zu Muthe seyn? Würden Sie uns wohl so ganz rein und unschuldig finden, als wir uns glaubten? Wahrlich nicht! Und Sie hätten Recht. Ich fühl es, ich fühl es nur mehr als zu deutlich, wozu es endlich mit aller dieser unschuldigen Bruder- und Schwesterliebe kommen würde. Allmählich würden Sie meinem Herzen ganz und gar unentbehrlich werden; Auch in Gegenwart Ihres Gatten würd ich Augenblicke abpassen, mit Ihnen allein zu sprechen; Am Ende wär ich wohl gar im Stande und stellte mich krank an, um, wenn er verreisen müste, bey Ihnen zurückzubleiben. Erriethen wir auf die Weise

nicht in eben das Labyrinth, dem wir uns so gern entreissen möchten? Also es ist kein ander Mittel, entweder ich muß noch fort, oder wir müssen uns Gewalt anthun, auch nicht einen Laut weiter zu äussern, der auf die gestrige Scene Beziehung hat. Noch ist es möglich, und wenn Sie wollen, machen wir itzt gleich einen Versuch! Ich gehe herauf auf meine Stübe, hole mir meine Arbeit und bleibe damit hier im Garten. Sie bleiben bey mir oder gehen ab und zu, wie Sie wollen, und arbeiten ebenfalls: Und nun lassen Sie Mäuschen und unsichtbare Geister so viel kommen, als da wollen, keiner unter ihnen soll uns einer Sünde zeihen!

Wilhelm gieng, ohne Hannchens Empfindung weiter abzuwarten, brachte Feder, Dinte, Papier, Reißzeug, setzte sich einen Tisch unter freyen Himmel und fieng an, munter und frisch zu arbeiten. Anfangs ließ sich Hannchen nicht sehen, aber nach etwa einer Stunde kam sie mit dem Filetzeuge in der Hand: Wilhelm, ohne aus dem Zuge zu kommen, plauderte mit ihr, gieng zwischendurch ein oder ein paarmal mit ihr den Garten herum und dann immer wieder frisch an die Arbeit. Dieser Ton erhielt sich

glücklich so lange, bis der Landbaumeister wieder nach Hause kam, und zwar grade in der Abenddämmerung, so daß er weder Hannchens noch Wilhelms Erröthen bemerken konnte.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Alle Dinge kamen nun wieder so ziemlich in das alte Gleiß. Hannchen, um die kleine Verirrung ihres Herzens gut zu machen, verdoppelte die Liebkosungen gegen ihren Mann. Wilhelm verdoppelte seinen Fleiß und seine Anstrengung, bald in, bald auffer dem Hause. Es erschien Ostern 1769, ohne daß weiter etwas besonderes vorgefallen wäre, auffer daß um diese Zeit der junge Herr von Halle einen für den Vater sehr erfreulichen Besuch machte. Auch für Wilhelmen hatte dieser Besuch seine grossen Reize, denn der junge Herr brachte ihm nicht nur von der Meierschen Familie Briefe mit, sondern konnte ihm auch eine Menge davon erzählen. Doch wir lassen ihn sogleich mit frischen Wechseln beladen zurückkehren; hüpfen mit einem Sprunge in das Jahr 1770 hinüber und hören desto ausführlicher, was da vorfiel.

Es war im Anfange des Märzes, als Wilhelm, wie gewöhnlich, mit dem Landbaumeis-

ster eine Reise machte. Beym Einsteigen in den Wagen war dieser noch frisch und gesund, aber ernsthafter und tiefsinniger, als jemals. Wilhelm fragte ihn voller Theilnehmung nach der Ursach. Mein lieber Wilhelm, mein zweyter Sohn, gab er ihm zur Antwort und drückte ihm die Hand, wir reisen heut zum letztenmale! „Zum letztenmale? Nicht möglich! Das wolle Gott nicht!„ Das will Gott, und bald wirst du es erfahren! Ich hoffe doch nicht, daß du mich für abergläubig ansehen wirst? Aber drey Nächte hat mir von dieser Reise geträumt, und alle dreymal, daß es meine letzte sey! Das kan unmöglich ein blosses Spiel der Phantasie seyn, und ich hab es nothwendig für einen Wink ansehen müssen, mein Haus vollends zu bestellen. Das hab ich denn in aller Stille, ohne Wissen meiner Frau gethan und alle dazu gehörigen Papiere liegen in meinem Schreibepulte beysammen. Und nun kein Wort, um mir den Gedanken an meinen Tod auszureden!

Mit diesen Worten zog er ein Gesangbuch aus der Tasche, schlug ein Sterbelied auf, fieng an zu singen, und Wilhelm, so gut es ihm seine Thränen verstatten wollten, sang leise und andächtig mit. Nach Absingung mehrerer

Lieder faltete der Landbaumeister seine Hände und that aus dem Innersten seines Herzens ein rührendes Gebet, bat Gott um Vergebung seiner Sünden und um Gnade für seine Seele, empfahl ihm seine Frau und seinen Sohn, und nachdem er das Amen gesprochen, sagte er ganz heiter: Nun ist mir wohl! Der Augenblick komme nun, wenn er wolle, Gottlob ich bin bereit!

Wilhelm, so sehr ihm auch alles dis zu Herzen gieng, so vollkommen er auch die Möglichkeit begriff, daß ein mehr als funfzigjähriger Mann, der fast sein ganzes Leben hindurch Kopfarbeit getrieben hatte, plötzlich am Schlage sterben könnte, hielt dennoch die ganze Sache mehr für Einbildung, als für eigentliches Vorgefühl des Todes: Aber bald ward er davon nur mehr als zu sehr überzeugt! Zwey Meilen von der Stadt, in einem Dorfe, wo frischer Vorspann gegeben werden sollte, traten der Landbaumeister und Wilhelm so lange beym Schulzen ab. Kaum war jener etlichemal die Stube auf und abgegangen, so fieng er an wie ein Trunkner zu taumeln und Wilhelm schützte ihn so eben noch vorm Falle, fieng ihn auf und setzte ihn auf eine Bank. Das gutherzige Bauervolk sprang ebenfalls gleich zu und hielt ihn von allen

Seiten; Wilhelm rief nach einem Barbier, der eine Ader schlagen sollte, aber der war nicht zu haben, und wär er auch auf der Stelle da gewesen, so würd er doch den fliehenden Geist des Sterbenden nicht aufgehalten haben. Kurz der Traum des redlichen Mannes gieng in Erfüllung und von dem Augenblicke an, da ihn der Schwindel angewandelt, etwa in zwey Minuten, war trotz aller in der Eil gemachten Versuche keine Spur des Lebens mehr bey ihm zu merken.

Wilhelm war schon zu sehr Mann, um itzt die Zeit mit Schmerz und Thränen unthätig zuzubringen, obgleich auch diese reichlich genug aus seinen Augen strömten. Er fertigte sogleich einen Expressen mit einem Schreiben an den Ort ab, wohin die Reise hatte gehen sollen; ließ durch eben diesen Expressen überall den Vorspann abbestellen. Der Verstorbene ward in den Wagen getragen, in Tücher eingehüllt und auf dem Vordersitz gelegt, zween Bauern aus dem Dorfe aber nahmen den Rücksitz ein, und so gieng die Leiche inkognito zurück. Wilhelm würde ohnfehlbar selbst und allein Wächter gewesen seyn: Allein eine andre und höhere Pflicht winkte ihm! Er ließ sich geschwind ein Pferd satteln und sprengte in vollem Ga-

lopp voran, um das junge zärtliche Weibchen auf den ihr bevorstehenden gewaltigen Schreck zuzubereiten!

Nur der leichtsinnigste und muthwilligste Schäcker könnte hier auf den Einfall kommen: Der Schreck würde aller Wahrscheinlichkeit nicht sehr groß gewesen seyn! Und wenn ein paar Eheleute sich aufs äusserste gehaßt und verabscheut hätte, so müste der plötzliche Tod des einen das Herz des andern nothwendig rühren und erschüttern. Nun war aber hier niemals von Haß die Frage gewesen, sondern bloß von einer kleinen fieberhaften Liebesbewegung bey Hannchen, die freylich zur hartnäckigen Krankheit hätte ausschlagen können, aber doch auf die Art, wie wir wissen, wirklich nicht ausschlug! Seit der Zeit war ihr kein Gedanke wieder eingekommen, um Wilhelms willen ihrem Manne ein kürzeres Leben zu wünschen, oder es zu bereuen, ihn genommen zu haben: Vielmehr lebte Sie mit ihm so vertraulich und zärtlich, daß selbst die Medisance es nicht wagte, ihrem guten Namen eins anzuhängen. Bey so bestallten Sachen war allerdings eine Vorbereitung nöthig, und Wilhelm, der über Stock und Block ritt, kam noch kurze Zeit vor Mittagessen an, stieg ab, band das

Pferd an und eiligst herauf auf seine Stube. Hannchen, zwar sehr verwundert, aber doch noch nichts ahndend, folgte ihm geschwind nach und fragte, was es gäbe? Mit erzwungener Heiterkeit und Fröhlichkeit sagte er, er hätte was ganz nothwendiges und unentbehrliches vergessen, das müste er nachholen. Hier schlug Hannchen gleich das Herz, denn einmal kannte sie Wilhelmen zu gut, um nicht zu wissen, daß Vergessen sein Fehler gar nicht war, noch mehr aber fielen ihr seine rothen und gedunsenen Augen und Wangen auf, an denen die Spuren von Thränen gar nicht zu verkennen waren. Ach Gott, schrie sie, ich rathe schon, was gilts, mein Mann ist unterwegens krank geworden? Nun ja, er ist es, sagte Wilhelm: Was sollt ichs Ihnen lange leugnen? Und ich bin deswegen zurückgeritten, um Arzney zu holen! Hannchen brach nun in heftiges Klag- und Jammergeschrey aus; Um Gotteswillen, rief sie, lassen Sie den Augenblick einen Wagen anspannen, ich muß ihm nach, ich muß ihn sehen! Beruhigen Sie sich, fiel ihr Wilhelm ein: Ich habe schon Order gestellt, er wird ganz langsam im Wagen zurückgefahren und zwey Leute sind bey ihm! „Und Sie sind nicht bey ihm geblieben, haben ihn allein gelassen?„ Bloß um

Ihrentwillen! Ich fürchtete, Sie möchten zu sehr erschrecken — „Erschrecken? Gütiger Gott im Himmel, nun erschreck ich erst! Sagen Sie nur heraus, mein Herz sagt mirs doch schon!„

Wilhelm schwieg, aber seine Augen sagten so viel, daß Hannchen kraftlos auf den Sopha stürzte. Er brachte sie durch Riechwasser wieder zu sich selbst, erzählte nun ohne weitere Zurückhaltung den ganzen traurigen Vorfall und anstatt sie zu trösten zu suchen, weinte und klagte er mit ihr um die Wette.

Mittlerweile näherte sich schon der in einen Leichenwagen verwandelte Reisewagen. Kaum daß Hannchen ihn rumpeln hörte, flog sie ans Fenster; Unterdeß aber hatte Wilhelm schon mehrere Damen aus der Stadt rufen lassen, denen er die abermal und viel stärker als vorhin in Ohnmacht fallende junge Wittwe überließ, um die itzt obwaltenden Geschäfte zu besorgen. Er entriß Hannchen den Anblick der Leiche so bald als möglich, ließ sie in ein Gewölbe bringen, schrieb die nöthigen Trauerbriefe, bestellte Sarg und Trauer und Leichenbegängniß und alle die Menge Dinge, die heut zu Tage nöthig sind, um auf eine standesmäßige Art eine Speise der Würmer zu werden. Da der Sohn

in Halle durch einen reitenden Boten von dem Tode seines Vaters Nachricht erhalten, konnte er mit Hülfe der Extrapost früh genug da seyn, um ihn zur Gruft zu begleiten. Auch Wilhelm legte volle Trauer an und — Schade, daß er nicht die Parentation halten konnte: Sie würde sicher ein Meisterstück der Beredsamkeit aus dem Herzen geworden seyn, da hingegen die, die wirklich von dem Herrn Pastor *** gehalten wurde, ein kraft- und saftloses Gewäsch war, das höchstens so viel bewieß, daß der Herr Pastor über diesen Trauerfall durch die dabey abtriefenden fetten Accidenzen vollkommen getröstet war.

Nach dem Begräbnisse hatte Wilhelm noch mehrere Wochen alle Hände voll zu thun, theils das Erbschafts- und Auseinandersetzungsgeschäft zwischen Stiefmutter und Sohn zu Stande bringen zu helfen, theils die Papiere und Sachen des Verstorbenen in Ordnung zu bringen. Erst ganz zuletzt dacht er an sich selbst! Offenbar änderte sich auch mit dem Tode seines guten Patrons seine Situation und er konnte nun nicht länger bey der jungen Wittwe bleiben. Er kündigte ihr also an, daß er ihr von itzt in acht Tagen sein herzliches Lebewohl sagen würde! Obgleich Hannchen vorhergesehen hatte, daß es so kommen würde und müste, so war ihr doch

dis Wort ein gewaltiger Schlag ans Herz, und sie bat Wilhelmen fast mit Thränen, er möchte doch wenigstens noch einen Monath, und da er dazu schlechterdings nicht zu bewegen war, wenigstens noch vierzehn Tage bleiben. Das versprach er denn, und diese Zwischenzeit nutzte Hannchen, den tausenderley Gedanken und Entwürfen, die ihr von neuem durch den Kopf liefen, nachzuhängen.

Die Wuth ihres Schmerzens hatte sich nun gelegt. „Ich habe einen würdigen wackern Mann verlohren, dachte sie bey sich selbst: Seine Asche wird mir, so lang ich lebe, theuer seyn! Mein Herz ist nun wieder frey, und ohne mich darüber ausgelassen zu freuen, darf ich es doch wohl ohne Verbrechen fühlen und empfinden, daß dem wirklich also ist! Ich bin noch jung, reich, und wenigstens nicht häßlich! Ohnerachtet des grossen Unterschieds des Alters hab ich doch mit meinem Manne glücklich und vergnügt gelebt: Und die kleine Ausschweifung, die ich damals begieng, hat mir der Himmel längst verziehen! Aber ist es nun noch Ausschweifung wieder an dich zu denken, du liebster, bester, redlichster Wilhelm? Darf das Feuer, was du in meinem Herzen angezündet hast und was bloß Pflicht und Vernunft auslöschten, darf es nun nicht wieder glühen?

Ja, es darf! Und o wie glücklich, wie unaussprechlich glücklich wollte ich dich machen, wenn dein Herz eben so für mich schlüge, wie meines für dich! Aber ich fürchte, ich fürchte — doch ich will itzt nicht fürchten, ich will hoffen und es der Vorsehung überlassen!„

Hannchen suchte nun Tag vor Tag in Wilhelms Augen zu lesen, ob sich nicht darinn etwa ein gleicher Wunsch, ein gleiches Verlangen blicken liesse: Aber es war schlechterdings nichts wahrzunehmen. Wie hätte auch Wilhelmen ein Gedanke einfallen können, der immer eine kleine Eitelkeit bey ihm voraussetzen muste, von der er himmelweit entfernt war! Wollte also Hannchen wohl oder übel, so muste sie den Mund selbst zum Reden eröfnen. Sie nahm einer sehr schicklichen Gelegenheit wahr, als Wilhelm eben die noch übrigen Tage bis zu seiner Abreise zählte und sich beklagte, daß er immer zu so traurigen und schmerzlichen Abschieden verdammt wäre!

Hm, sagte Hannchen, dismal wird sichs wohl mit dem Traurigen und Schmerzlichen halten lassen! Ja, wenn mein Mann noch lebte, das wäre was anders! Aber ich —

Wilhelm, statt der Antwort, warf ihr bloß einen ernsten und strafenden Blick zu, den

Hannchen mit einem sauersüssen Lächeln erwiederte. Wahrlich sagte sie, solche Blicke schicken sich nicht übel zu Ihren Handlungen! Sie wollen mir weiß machen, der Abschied von mir würde Ihnen schwer werden: Und doch, wie hab ich betteln müssen, daß Sie nur noch acht Tage zugegeben haben! Bey uns zu Lande, wenn man eine Sache ungern thut, schiebt man sie so lang als möglich auf.

Wilh. Daran thut man gar nicht wohl! Mein bester Meier in Halle hat mich grade umgekehrt gelehrt: Einen unvermeidlichen Schmerz, merken Sie das Wort wohl, müsse man sich so bald als möglich vom Halse zu schaffen suchen!

Hannch. Unvermeidlich! Oft ist etwas bloß darum unvermeidlich, weil man es nicht vermeiden will!

Wilh. Nicht wollen, wenn es aus vernünftigen Grundsätzen geschieht, ist eben so viel, als nicht können!

Hannch. Und so bin ich also geschlagen, ob ich gleich das größte Recht in Händen habe? Wir armen schwachen Werkzeuge!

Wilh. O ich bitte Sie, nicht diesen Ton! Ich kan nicht darinn einstimmen! Gönnen Sie mir diese letzten Tage noch Ihr heiteres, unum-

wölktes Gesicht — So! O könnten Sie doch nur eine Minute diese Miene behalten, auf der Stelle mahlt ich Sie! Aber schon ist sie wieder weg: Ihr Blick ist schon wieder nachdenkend!

Hannch. Ganz recht, nachdenkend! A propos, Sie verstehen sich doch auf so vieles, können Sie denn auch wohl den Leuten ansehen, was sie denken?

Wilh. Manchmal, nachdem die Umstände sind!

Hannch. Nun so rathen Sie einmal, was ich denke?

Wilh. Nein, das ist mir auf allen Fall zu hoch!

Hannch. Nichts weniger, es ist so simpel, daß ich es in meiner Lage unmöglich anders denken kan!

Wilh. Desto schlimmer! Auf die simpelsten Sachen fällt man grade immer zuletzt!

Hannch. O Sie sind ein — Aal: Grade so schlupfen Sie einem aus den Händen! Aber — lesen können Sie denn doch wohl, was die Leute denken?

Wilh. Ja, das hat mich meine alte Susanne gelehrt!

Hannch. Gut! Auf etwas anders zu kommen —

Wilhelm machte sich sobald als möglich los, um auf seinem Zimmer Hannchen in der Miene, die ihm so gut gefallen hatte, zu zeichnen. Seine Einbildungskraft war ihm treu genug und seine Hand flink genug, daß in einer Stunde ihr wohlgetroffenes Brustbild auf dem Papiere stand. Um nun Hannchen noch mehr zu überraschen, setzte er unter das Bild die Stelle aus dem Gleim, die darauf paßte, als wäre sie ausdrücklich dazu gemacht:

Ihr Auge? Solche Heiterkeit
In weiblichem Gesicht
Fand ich auf Erden weit und breit,
Fänd ich im Himmel nicht!

Und so schickte er Hannchen das Bild zu, ohne ihr weiter etwas dabey sagen zu lassen!

Sie war vor Freude und Entzücken darüber ausser sich. Solch eine Galanterie hatte sie von Wilhelm nicht erlebt, seit sie ihn kannte und sie machte sich eine so günstige Auslegung davon, wie sie ihren Wünschen gemäß war. Nun bekam auch ihr schwankender Entschluß bald Festigkeit, daß sie ohne weiteres Bedenken an ihn schreiben und ihm ihr ganzes Herz entdecken wollte. Den ganzen Abend brachte sie damit

zu, und des Morgens, als Wilhelm beym Thee die Zuckerdose eröfnete, sprang ihm folgendes Billet entgegen:

Liebster, bester Wilhelm,

Zum erstenmale in meinem Leben setz ich mich hin, an eine Mannsperson zu schreiben, und wenn der Inhalt meines Briefes auch sonst nichts nutz wäre, so müst er Ihnen doch schon um seiner Seltenheit willen merkwürdig seyn. Sie versicherten mich gestern, daß Sie doch wenigstens lesen könnten, was die Leute dächten: Gut, itzt sollen Sie lesen, was ich denke, und zwar von Ihnen und gegen Sie. Zwar könnten Sie sichs leicht an den Fingern abzählen, was es ist: Aber es mag wohl so seyn, wie Sie sagen, daß man auf die simpelsten Sachen grade zulezt fällt; Wenigstens Sie. Erinnern Sie sich wohl noch der Zeit, da Sie mir einmal ein Billet schrieben, was sich so anfieng: Liebste, Beste, so nenn ich Sie, ob es gleich vor Gott und Menschen nicht recht ist! Gieng Ihnen das wirklich von Grunde des Herzens? Oder liessen Sie sich etwan bloß von Mitleiden gegen eine arme Närrin hinreissen, die Ihnen von Sterben und Begraben vorsprach? Das müst ich nun vor allen Dingen recht genau wissen, eh ich ein Wort wei-

ter schriebe. Meine Eitelkeit ist freylich geneigt genug daß Erste zu glauben, und daß bloß Pflicht und Tugend Sie zwang, alles Gefühl von Liebe gegen mich zu unterdrücken. Dafür sollen Sie ewig Dank haben, denn ich war rein ein Opfer meiner Leidenschaft, wenn Sie von dem Schlage der gewöhnlichen Mannespersonen waren; Indeß, hoff ich, werden Sie mir das Zeugniß geben, daß ich Ihrem Beyspiele zufolge schleunig zur Tugend kehrte und Sie ebenfalls wieder mit bloß freundschaftlichen Augen anzusehen lernte. Auch können Sie mir gewiß glauben; daß wenn es Gott gefallen hätte, mir meinen Mann noch zehn, zwanzig Jahre zu lassen, er nie an mir eine andre als zärtliche und treue Gattin würde gehabt haben. Indeß ruht er nun im Grabe; Ich habe seinen Tod tiefgerührt beweint und werd ihn nie vergessen. Aber wenn er selbst wieder aus dem Grabe aufstehen könnte, würd er mir eine neue Liebe so wenig verwehren, daß er mich vielmehr selbst dazu auffoderte! Wenn ich nun, mein liebster, bester Wilhelm Blumenthal, itzt mit aller Offenherzigkeit und Zutraulichkeit zu Ihnen sagte: „Sehen Sie hier ein junges, zärtliches Weib, der Sie einmal weiß gemacht haben, daß sie Ihnen gefiele! Sie hält Sie itzt beym Worte,

bietet Ihnen Ihre Hand und Ihr Vermögen an, das, wenn es auch Ihrer noch nicht würdig ist, doch vollkommen hinreicht, glücklich und froh zu leben! Sie haben noch kein Amt, keine Bedienung: Gut, es kan Ihnen sobald nicht fehlen! Und das zärtliche Weib wartet gern Jahre lang auf Sie, zieht mit Ihnen, wohin Sie wollen, kurz, hat nur Einen Willen mit dem Ihrigen!„ Wenn ich nun das sagte, was würden Sie wohl darauf zu antworten haben? In Gottes Namen sey es denn gesagt, und hiermit überlegen Sie, was Sie thun können und wollen. Aber ums Himmels willen keinen Zwang, keine Aengstlichkeit! Mit eben der Offenherzigkeit, mit der ich Ihnen meine Hand anbiete, müssen Sie sie auch ausschlagen. Ich weiß, Sie thun nichts ohne starke Gründe: Und wie leicht könnten Sie deren haben, mich nicht zu wollen! Also durchaus frey und ohne Zwang! Sie sehen, ich bin itzt völlig ohne Leidenschaft, ich schreibe bloß, was mir meine beste Ueberlegung eingiebt: Aber, liebster Wilhelm, wenn Sie Ja sagen, wenn mich die Vorsehung bestimmt hat, die Ihrige zu seyn — Nein, ich kanns nicht ausdrücken, es ist zu viel — Gute Nacht! Oder vielmehr Guten Morgen! Antworten Sie mir

schriftlich. Ich werde wohl auf einige Tage verreisen, vielleicht auch nicht. Kurz, antworten Sie mir!

Wilhelm hatte zwar in seinem Leben schon manches unerwartete Abentheuer gehabt und rechnete nicht weniger drauf, daß er deren vielleicht noch ferner genug haben würde: Aber ein solches, nein, auch im hitzigen Fieber wär er darauf nicht gefallen! Daß ihn ein Frauenzimmer liebenswürdig finden könne, das hatt er erfahren: Aber daß ein Frauenzimmer auf den Einfall kommen könnte, ihn zum Ehemanne erkiesen zu wollen, das war über und unter seinem Horizonte! Natürlich waren denn auch seine Betrachtungen über das gelesene Billet von ganz andrer Art, als die meisten unsers Geschlechts in gleichen Falle angestellt haben würden. Nach dem heutigen Weltlaufe ist eine junge, hübsche, verständige und nun wenigstens 40000 Rthl. reiche Wittwe ein Glück, bey dem nur ein Narr fragen kan, ob ers annehmen will oder nicht? Wilhelm hingegen fand bey diesem handgreiflichen Glücke wenigstens eben so viel, wo nicht noch mehr, Kontras als Pros. Auf der einen Seite war er wirklich Hannchen gut, und wenn es ihm ums Heyrathen zu thun gewesen wäre, sie und keine andre! Aber eben

darum war es ihm nun ganz und gar nicht zu thun. Er schämte sich bis über die Ohren, wenn er nur dran dachte, daß er, in einem Alter von 21 Jahren, mitten in seiner eifrigen Vorbereitung zu einem künftig dem Staate nützlichen und brauchbaren Manne, auf einmal abbrechen und müssig der Liebe pflegen sollte. Der grosse Magnet der 40000 Rthl. statt ihn anzuziehen, stieß ihn weit eher zurück. Er hatte von Jugend an gelernt, wenig zu bedürfen und mit wenigem viel auszurichten, und folglich nagte ihn gar nicht die Seuche unsers Jahrhunderts, die freylich andre Jahrhunderte auch schon genagt hat, auri sacra fames! Ueberdem hielt er es für eine sehr verächtliche Kunst, ein Vermögen, dessen Erwerbung andern vielleicht blutsauer geworden ist, ohne einen Tropfen Schweiß im Angesichte zu verzehren. Es war ihm schon als hört er die Leute auf öffentlicher Strasse hinter sich drein rufen: Der hat gut leben und reichseyn! So fliegen uns andern die gebratnen Tauben nicht ins Maul! Hätte die junge Wittwe sich nicht in ihn vergafft, was wär er? Nichts! Woran er nun aber vollends ohne Grauen und Entsetzen nicht denken konnte, das war der Umstand, daß er auf diese Weise der Stiefvater eines Hallischen Stu-

denten werden müste, der mit ihm grade in Einem Alter war. Vorurtheil oder nicht Vorurtheil, genug dieser Gedanke war ihm schlechterdings unausstehlich! Nicht weniger muste ihm einfallen, daß wenn er itzt heyrathete, so wäre das non plus ultra seines Glücks ein für allemal gemacht und alle weitere Aussicht abgeschnitten. Auch für seine goldne Freyheit war ihm nicht wenig bange. Hannchen hatte sich schon einmal verlauten lassen, daß wenn sie seine Frau wäre, so liesse sie ihn um alles in der Welt nicht schwimmen! So, dacht er, würde sie es in zwanzig andern Dingen auch machen, würde ihn aus blosser Liebe nicht arbeiten lassen, um sich das Leben nicht zu verkürzen, nicht reisen lassen, ebenfalls aus blosser Liebe, weil sie ihn nicht begleiten könnte: Kurz, Wilhelm sah sich in Gedanken durch diese vorgeschlagne Ehe in einen der ersten Taugenichtse von Europa verwandelt! Gleichwohl konnt er dem jungen, zärtlichen, und gegen ihn wahrhaftig großmüthigen und gutdenkenden Weibchen keinen von allen diesen Gründen weder schriftlich noch mündlich entdecken, so sehr sie ihn auch aufgefodert hatte, frey und unverholen zu reden. Dis verursachte ihm das meiste Kopfbrechen und er wuste sich vorerst nicht anders zu retten, als

durch folgende mit vielem Schweiße zusammengesetzte Antwort:

Liebste, Beste,

Noch glühen meine Wangen vor Scham und Erröthen über den unaussprechlich gütigen Antrag, den Sie mir gethan haben. Was für ein Herz müst ich haben, wenn ich Sie nun nicht noch tausendmal höher schätzte und liebte, als bisher! Sie, die Sie bey Ihrer Jugend, Schönheit, Reichthum, und was mehr als alles ist, bey ihrem Geist und Herzen nur einen Wink bedürfen, um die edelsten und liebenswürdigsten Jünglinge und Männer um Ihre Hand wetteifern zu sehen, werfen Ihre Augen auf mich, der ich nichts, ganz und gar nichts zu meiner Empfehlung habe! Seyn Sie versichert, daß ich dis Glück in alle seinem Werthe erkenne und (da Sie runde Offenherzigkeit von mir verlangen) wenn auch das Schicksal mich Ihrer Hand für unfähig erklären sollte, so würde doch kein einziger Grund von Ihrer Person hergenommen seyn. Sie sind durchaus dazu geschaffen, eine Ehe so reizend und freudenvoll zu machen, als sie ihrer Natur nach nur immer seyn kan, und dis einzusehen, brauchte es keinen Augenblick Bedenkzeit. Aber um mit den übrigen Gründen, die gar nicht von Ihrer

Person hergenommen sind, fertig zu werden, bitt ich mir einige Tage Frist zur Ueberlegung aus. Auf allen Fall aber glauben Sie, daß wenn der Himmel uns nicht für einander bestimmt hat, so ist es bloß darum, um Sie mit einem andern tausendmal glücklicher zu machen, als Sie je hätten werden können mit Ihrem W. B.

Hannchen war über dieses Billet vollkommen froh und vergnügt. Sie kannte Wilhelmen viel zu gut, um von ihm zu erwarten, daß er gleich mit einem Ja zur Thür ins Haus herein fallen sollte: Allein da nur nach seiner Versicherung kein Grund Kontra von ihrer Person hergenommen war, so war sie schon zufrieden und getraute sich sehr leicht, diese Gründe nicht nur zu errathen, sondern auch zu widerlegen. Sobald sie also Wilhelmen habhaft werden konnte, nahm sie sein Herz also und folgendermassen in die Presse:

Liebster Wilhelm, wenn Sie sich noch besinnen, Sie hielten mir einmal einen kleinen Sermon und machten sichs gleich zur Bedingung, daß ich Sie nicht unterbrechen sollte?

Wilh. Das heist also, Sie wollen itzt den Katheder besteigen und ich soll zuhören!

Hannch. Ganz recht, das heist es! Hören Sie, ich hab Ihnen einen ganzen Haufen Dinge zu sagen, und ich denke mitunter ganz vernünftige: Aber Sie müssen nur auch ihr Herz hübsch der Wahrheit öfnen und nicht starrköpfig seyn.

Wilh. (die Schultern zuckend) Starrköpfig? Davor steh ich Ihnen nicht! Aber daß mein Herz der Wahrheit offen stehen soll, darauf verlassen Sie sich.

Hannch. Nun gut, so hören Sie! Aber vorher eine Frage: Haben Sie wirklich, nach der strengsten Wahrheit, nichts gegen meine Person einzuwenden? Sie müssen mich recht verstehen; Fehler und Schwachheiten haben wir alle; Aber ausser diesen —

Wilh. Ich verstehe! Aber ich hoffe doch, Sie haben auch verstanden? In meinem Billet, denk ich, war weder Uebertreibung noch Verstellung.

Hannch. Gut, schön, das freut mich herzlich! Sonst, liebster Wilhelm, wenn Sie noch irgend einen geheimen Zweifel gegen mich im Herzen hätten — Es ist mir einmal ein Wort gegen Sie entwischt, was ich gern zurückhätte!

Wilh. Das ich nicht wüste!

Hannch. O ich habs nicht vergessen! Ich sagte, wenn ich Ihre Frau wäre, ließ ich Sie nicht schwimmen! Wie leicht könnten Sie sich daraus eine falsche Vorstellung von meinem Charakter machen, als wollt ich etwa die Hofmeisterin meines Mannes seyn! Ich schwöre Ihnen, daß ich davon weit entfernt bin.

Wilh. Ich glaub es Ihnen, ohne Schwüre, aufs Wort!

Hannch. Gut, also zur Sache, zu Ihren geheimnißvollen Gründen, die Sie sorgfältig vor mir verheelen! Wir Frauenzimmer sind sonst ziemlich glücklich im Rathen: Lassen Sie uns doch einmal Wundershalben sehen, ob ich Ihnen nicht etwa heimlich hinter dem Rücken in Ihre Karten gegukt habe! Pro primo, das glaub ich nun gar nicht, daß eine gewisse Art von Stolz Sie abhält, durch ein Frauenzimmer reich zu werden, und noch viel weniger, daß Sie mich für fähig halten, es Sie jemals fühlen zu lassen —

Wilh. Pfui, pfui, solche Injurien sollten Sie gar nicht einmal in Ihren Mund nehmen!

Hannch. Also abgethan! Und nun zur Hauptsache. Sie sind itzt jung, liebster Wilhelm, ich glaube gar noch etwas jünger wie

ich! Voll Feuer und Thätigkeit! Sie gehen darauf aus, ein grosser Mann im Staate zu werden, und ich höre jedermann sagen, daß es Ihnen sicherlich mit der Zeit gelingen wird! Bey diesem Projekte hätten Sie denn freylich nicht Zeit, sich mit Liebe und Heyrathen aufzuhalten, und das ist es, was Ihnen vornehmlich mit im Kopfe steckt, trotz Ihres Kopfschüttelns! Aber nun lassen Sie einmal ein Weib reden! Ich glaub es vollkommen, daß Sie mit Ihrem, bald hätt ich gesagt wütenden Fleisse und mit den Gaben, die Ihnen die Natur geschenkt hat, alles werden können, was sie nur wollen: Aber ist denn das auch der rechte Weg zur Glückseligkeit? Je höher hinauf, desto unglücklicher, hab ich mein Tage gehört. Je mehr Sie Geschicklichkeit und Fähigkeit zeigen, desto eher müssen Sie sich zu Tode oder wenigstens zum Krüpel arbeiten: Und wenn Sie sich dabey aller Welt Güter erwärben, so haben Sie keine Zeit, sie zu geniessen! Und dann, wer ist Ihnen denn Bürge, daß es Ihnen nicht so geht, wie einem gewissen grossen Manne in unsrer Nachbarschaft? Sie kennen ihn doch? Was für eine Rolle spielte er nicht einmal? Und itzt ist er ein halber Gefangener, obgleich alle Welt spricht, er hätte nichts weiter gethan

als die Wahrheit gesagt. O Sie armer Wilhelm, wie bald würden Sie mit Ihrer Redlichkeit und mit Ihren strengen Grundsätzen ein gleiches Schicksal haben! Und soll ich denn das so gradehin geschehen lassen, ohne Ihnen erst eine freundschaftliche Vorstellung zu thun? Nun setzen Sie einmal dagegen den andern Fall. Sie glauben doch, daß uns der liebe Gott vornehmlich dazu erschaffen hat, daß wir glücklich seyn sollen —

Wilh. Und daß wir andre so glücklich sollen machen helfen, als es nur irgend in unsern Kräften steht!

Hannch. Gut, beydes! Und Sie könnten irgend einen Zweifel hegen, daß Sie das letzte bey und mit mir könnten? Gewiß dann thäten Sie mir Unrecht! Sehn Sie, liebster Wilhelm, von dem Augenblicke an, da Sie Ihre Hand in die meinige schlagen, sind Sie schlechterdings Herr und Meister meines Vermögens. Jede Anwendung, die Sie davon machen, ist mir recht. Auch von Ihrem Fleisse und von Ihrer Thätigkeit werd ich Sie so wenig abhalten, daß ich vielmehr von Ihnen lernen will, auch zum Besten andrer zu arbeiten.

Wilh. Halten Sie ein, bestes Weibchen! Ich versinke vor Scham, vor Erniedrigung über

Ihre überschwängliche Güte — Nein, nein, das verdien ich nicht!

Hannch. I nun, und wenn es wäre, muß denn alles immer gleich verdient seyn? Dann müsten Sie auch vom lieben Gott gar keine Wohlthaten annehmen, denn bey dem können wir alle nichts verdienen! Ueberdem kommt Ihnen das Urtheil gar nicht zu, ob sie meine Hand verdienen: Das ist lediglich meine Sache, und wenn ich nicht recht urtheile, so ist der Schade mein! Doch weiter im Texte! Ihrer delikaten Denkungsart nach ist es Ihnen gewiß auch anstößig, daß ich die Stiefmutter eines grossen erwachsenen Menschen bin, der nun bald von der Universität zurück kommen wird. Ich muß Ihnen sagen, daß es mich anfangs auch einige Ueberwindung kostete, mich in dieses fatale Verhältniß zu schicken. Auch hab ich es schlechterdings abgeschlagen, mich je von ihm Mutter nennen zu lassen: Denn wie könnt ich diesen Namen nur im mindesten verdienen? Itzt nun, nach dem Tode meines Mannes, sind wir vollends geschiedne Leute. Er hat sein Erbtheil gezogen und ich das meinige, und ich würde gewaltig darüber lachen, wenn der junge Herr es sich einfallen lassen wollte, sich auch nur auf die entfernteste Art in

meine Herzensangelegenheiten zu mischen. Sie können ihn also völlig so gut betrachten als einen Fremden, und meine ganze Stiefmutterschaft als einen leeren Namen oder Titel. — Nun was hätten Sie doch wohl noch mehr auf Ihrem Herzen und Gewissen?

Wilh. O Sie sind eine Zauberin!

Hannch. Scht, scht, sagen Sie das nicht! Vor Hexen und Zauberinnen nimmt man sich in Acht uud geht ihnen aus dem Wege!

Wilh. Wenn es nur etwas helfen wollte! Gütiger Himmel, wie ganz anders dacht ich nach Lesung Ihres Briefes, und itzt —

Hannch. Hab ich Sie beschwatzt, nicht wahr? Und wenn Sie weg sind von mir, dann reiben Sie sich die Augen, erwachen wie aus einem Traume und sagen doch noch zuletzt: Madam, es thut mir leid, ich bedaure herzlich —

Wilh. Nein, in diesem Tone werden Sie mich nie sprechen hören! Aber voritzt wiederhol ich meine Bitte: Noch ein paar Tage zur Ueberlegung!

Hannch. O Wilhelm, Wilhelm! Sie schreiben mir, ich wäre dazu geschaffen, eine Ehe reizend und freudenvoll zu machen. Wenn

Sie wüsten, wie ich Ihnen die Ihrige machen wollte — wahrlich Sie sprächen nicht mehr von Bedenkzeit!

Hier konnte sich Wilhelm nicht länger halten; Feurig und mit Thränen fiel er ihr in die Arme, und sie drückte ihn heiß und fest an ihren klopfenden Busen. Bald aber wand sich Wilhelm wieder von ihr los und rief mit der heftigsten Leidenschaft: Ich darf nicht — noch darf ich nicht — Entweder nie oder immer in Ihren Armen! Damit ergriff er die Thür und fort!

Der geneigte Leser wird nun das Ende vom Liede nicht anders absehen und erwarten, als daß Wilhelm sich noch ein paar Tage mit seinen Kontras zergualt, daß diese allmählich eins nach dem andern wie Butter an der Sonne zergehen, und daß er sich zuletzt seiner Schöne in die Arme wirft. In der That war auch Wilhelm nahe dran, durch alle das überwunden zu werden, und wär er es, nun gut, so hätte diese Geschichte nur einen Theil, statt daß sie deren zwey haben wird! Allein das Schicksal hatte nun einmal seine Ursachen und Gründe, diese Heyrath nicht zu Stande kommen zu lassen: Deswegen ließ es just in der letzten Minute, genau vorm Thorschluß, eine neue Feder springen, die

der Sache mit einemmale eine andre Wendung gab. Wilhelm nehmlich erhielt folgenden Brief von dem nun so lange nicht wieder erwähnten Herrn Hennig:

Hochedelgebohrner Herr Mündel,
Hochgeehrter Monsieur Wilhelm,

Ich habe Ihnen für dismal eine Nachricht zu geben, die Ihnen über alle massen wichtig seyn muß. Sie sind nunmehro in die Jahre getreten, da Sie nach den hiesigen wohllöblichen Gesetzen und Verordnungen des Landes die Majorennitatem erreicht haben; Es wird also Ihr bisheriger Vormund Herr Hennig seine Vormundschaft niederlegen und ohne Ruhm zu melden, davon nichts als Ehre haben und sich bey Ihnen und der ganzen Stadt insinuiren — Von Ihrer Seite werden Sie also zweyerley zu erwägen haben; Entweder daß Sie hier einen Mandatarium bestellen, der an Ihrer Statt die Gelder in Empfang nimmt, oder daß Sie selbst in Person, wenn es Geschäfte und Umstände erlauben, sich auf den festgesetzten Terminum als den 6ten künftigen Monaths einfinden. Die Reise ist zwar ein wenig weit: Aber Herr Hennig wird dafür sorgen, daß Ihnen wenigstens auf 8 Meilen Pferd und Wagen ent-

gegenkommen, und brauchen Sie nur deshalb Aviso zu geben. Ich und die ganze Stadt wünschten recht sehr Monsieur Wilhelm nach einer absentia von 11 Jahren wiederzusehen und mein ganzes Haus, nebst Stuben, Kammern, Tafel, Garten ꝛc. steht zu Diensten. Ich erwarte Ihren baldigen Entschluß und bin ꝛc.

Der Westindier Belcour konnte unmöglich über das saubere Billet von Madam Fulmer mehr Freude haben, als Wilhelm über diesen Hennigschen Brief. Gottlob und Dank, rief er, nun bin ich wenigstens vorerst aus meiner peinlichen Lage gerettet! Ich komme, ich komme: Und was kann sich unter der Zeit alles ändern! Gleich ergriff er Krebels Reisen, den zweyten Theil, worinn die so ungemein nützlichen und brauchbaren Postverzeichnisse stehen, und rechnete nun aus, wenn er den und den Tag wegreiste, in welcher Zeit er wohl acht Meilen von seinem Geburtsorte eintreffen könnte. Nachdem das Facit herausgebracht war, schrieb er auch sogleich die Antwort an Herr Hennigen, daß er ganz unfehlbar kommen würde, um sein kleines Erbtheil in Empfang zu nehmen und zugleich die Freude zu geniessen, seine Vaterstadt wieder zu sehen und dort eine oder ein paar Wochen den grünen Esel zu

spielen. Mit beyden Briefen gieng er nun zu Hannchen und bat sie, einen Blick hineinzuthun.

Hannchen, ohne sich ein solches häßliches Intermezzo zu vermuthen, las, lachte anfangs über Hennigs alberne Ruhmredigkeit, aber bald ward ihr Blick trüber, und kaum daß sie in Wilhelms Antwort zwey Zeilen überblickt hatte, stand sie auf, trat mit thränenden Augen ans Fenster und sah stillschweigend gen Himmel. Wilhelm wollte sich ihr liebkosend nähern: Sie stieß ihn zurück. Reisen Sie, sagte sie, und — leben Sie wohl: Wir sehn uns nicht wieder!

„Nicht wieder? Beste, Sie haben meinen Brief nicht ausgelesen, ich bitte Sie„ —

Ich habe genug gelesen, um zu wissen — Lassen Sie mich itzt allein! Ich möchte mich nicht gern auf eine unedle Art von Ihnen trennen, aber itzt — bin ich zu schwach zur Großmuth!

Wilhelm verließ sie und bekam sie wenigstens 24 Stunden nicht zu sehen. Unterdeß fieng er an einzupacken und aufzuräumen und durchlief schon im Geiste alle die Erinnerungsmale in seiner Vaterstadt, die, ihn in die Zeiten seiner Kindheit zurücksetzen sollten. Endlich

ward Hannchen wieder sichtbar, nachdem sie den schweren Kampf mit sich selbst glücklich überstanden.

Also morgen, sagte sie, reisen Sie ab?

Wilh. Reis' ich ab, um — höchstens in vier Wochen wieder bey Ihnen zu seyn, so weit nehmlich wir armen Menschen etwas Gewisses in der Zukunft bestimmen können!

Hannch. Ein sehr feiner Zusatz! Nun denn, auf allen Fall — Wollen Sie mir nicht auf diese vier Wochen, oder auf immer, nachdems nun fallen wird, ein kleines Andenken von Ihnen zurücklassen? Ich habe zwar schon eins; mein eignes Brustbild, aber wenn man das Original alle Tage im Spiegel sehen kan, macht man sich nicht viel aus der Kopie.

Wilh. Ich verstehe Sie! In einer, höchstens 2 Stunden —

Wilhelm gieng gleich auf sein Zimmer und zeichnete in aller Eil und mit allem Feuer sein eignes Bild nach dem Spiegel, kam dann wieder und überreichte es ihr.

Getroffen, sagte Hannchen! Sehr wohl getroffen! Aber zusammen müssen diese beyden Bilder nicht!

Wilh. Das sollen sie auch nicht! Das Ihrige nehm ich Ihnen weg!

Hannch. Lassen Sie! Ich habe schon ein anderes Andenken für Sie zurechtgelegt, das Sie doch hoffentlich nicht verschmähen werden.

Wilh. Verschmähen! Das garstige Wort! Und hätt ich eine Stecknadel von Ihnen, so wollt ich, so friedfertig ich bin, mich mit zwanzigen herum schlagen, um sie mir nicht nehmen zu lassen.

Hannch. Gut, hier! Stecken Sie zu sich! Und ums Himmelswillen keinen Dank, und keine Umstände!

Mit diesen Worten überreichte sie ihm eine kostbare goldne Uhr mit ihrem Porträt in Miniatur. Und nun lassen Sie uns auch gleich Abschied nehmen, fuhr sie fort: Denn morgen früh sehn Sie mich nicht! Mein bestes, tausendfaches Lebewohl! Ich werde Sie dennoch schätzen und lieben, so lang ich lebe! Schreiben Sie an mich, und Ihre Sachen schick ich Ihnen nach, wenn Sie wollen, wohin Sie wollen!

Wilhelm wollte sie in die Arme fassen, aber sie wand sich los. Darüber brach er in einen Strom von Thränen aus, sie hielt sich

und sah bloß naßäugigt aus. Nochmals streckte er seine Arme nach ihr aus, sie widerstand nicht mehr. Nach einer langen und traurigen Umarmung ermannten sich beyde, rissen sich von einander los, Wilhelm fort, sie blieb!

Den Morgen bey der Abfahrt hielt sie Wort, war nirgends zu sehen und fest in ihrem Schlafzimmer verschlossen. Wilhelm warf tausend Küsse nach dem Hause, verfolgte es mit den Augen, so lang er konnte und indeß der Postillion frölich ohne Lieb und ohne Wein anstimmte, hauchte er eine Menge schwerer Seufzer von sich.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Nun nichts mehr von kleinen unwichtigen Postbegebenheiten! Da wir Wilhelmen von itzt an nach und nach manch schönes hundert Meilen, zu Fuß und zu Wagen, mit Extra- und Ordinaripost, zu Schlitten und zu Schiffe werden machen sehen, so würden bloß die Vorfälle unterwegens allein einen tüchtigen Band ausmachen: Und ich habe ein für allemal versprochen, daß diese Geschichte nicht höher als auf zwey Bände anlaufen soll!

Kurz, Wilhelm, nachdem er meist vier Tage und vier Nächte gereist, war kaum vom Post-

wagen abgestiegen, als sich ihm schon der von Herr Hennigen abgeschickte Kutscher präsentirte, der ihn in einem etwas sanftern Fuhrwerke die letzten acht Meilen vollends nach Hause geleiten sollte. Herr Hennig ließ sich sogar sehr ernstlich entschuldigen, daß er nicht das Vergnügen haben könne, ihn persönlich einzuholen: Eine kleine Unpäßlichkeit hielte ihn davon ab! Wilhelmen war dis eben so lieb, und noch lieber, und nachdem er die Nacht im Orte Rast gehalten, giengs in starkem Trabe fort, so daß er noch bey hohem Tage zu eben dem Thore einpassirte, durch welches er ehemals in die ganze weite Welt eschappirt war.

Das Wesen und Komplimentiren nun, was Herr Hennig betrieb; Seine, obzwar ein wenig närrisch geäusserte, aber doch wahre und aufrichtige Freude über Wilhelmen; Das triumphirende Air, mit dem er ihn bey den Vornehmsten der Stadt herum führte; Das kostbare Diner und Souper, was er bald darauf veranstaltete und die Menge Schmäuse auffer dem Hause die darauf folgten, das alles zeig ich dem Leser bloß mit einem Winke an! Natürlich hatte Wilhelm dabey das meiste zu thun; Er muste sich nicht nur halb zu Schanden essen und trinken, sondern auch seinen ganzen bisher geführten Lebenslauf

haarklein und mehr als einmal erzählen und noch dazu einer Sündfluth von Fragen stillhalten, die ein jeder nach dem engen oder weiten Horizonte seiner Kenntnisse an ihn that. So verlangte der Pastor Primarius durchaus von ihm Nachrichten von dem berühmten und berüchtigten D. Semler; Wilhelm sollte ihm ein für allemal in der Sache Licht verschaffen, ob dieser Mann ein Socinianer, oder ein Arianer, oder gar beydes zugleich sey! Wilhelm sagte ihm darauf, das alles wüste er nicht, aber das hätte er von vielen gehört und oft auch von seinem liebsten Meier, daß Semler ein ehrlicher und rechtschaffener Mann sey! Darüber kreuzigte und segnete sich schier der Pastor Primarius, bewies aus einer Menge von Schriftstellen, daß ein Ketzer nothwendig ein Schelm, ein Dieb, ein Räuber, kurz, ein kompletter Unmensch sey, und Wilhelm wäre sicherlich in einen schweren theologischen Dispüt verflochten worden, wenn nicht der Bürgermeister eine Frage nach Carrachen dazwischen geworfen hätte! Dieses gab einem lustigen Kauze in der Gesellschaft, der Carrachs Schüler gewesen war, Anlaß, ihn mit allen seinen ganz unglaublichen Thorheiten und Possirlichkeiten auf dem Katheder nachzumachen, und das allgemeine

Gelächter, was hierüber entstand, machte dem theologischen Gespräch ein Ende.

Daß nun Wilhelm beyher nicht ermangelte, alle die Erinnerungsmale seiner Kinderjahre aufzusuchen und sich daran aufs äusserste zu ergötzen, braucht auch wohl nicht mehr als eines blossen Winkes! Das Hennigsche Haus war voll davon; Mit inniger Freude besuchte er die Kammer, auf der er mit dem wilden Franz geschlafen hatte, und an zwanzig Stellen muste er über die Ohrfeigen und Nasenstüber lachen, die ihm der Provisor gegeben und die hinterher so wohlthätig für ihn ausgeschlagen waren. Sein ehemaliges väterliches Haus durchlief er, mit Erlaubniß des itzigen Besitzers, von unten bis oben. Gleich beym Eintritt erinnerte er sich an die Kosakenscene, die seinem Vater das Leben gekostet hatte; In der Stube stand noch auf derselben Stelle ein Bette, auf der sein Vater den Geist aufgegeben hatte; Oben auf der Kammer war es, wo er bey seinem Aufwachen des Morgens Susannen todt gefunden! Alle diese Bilder der vergangenen Zeit lockten ihm sanfte Thränen von den Wangen, und der Kirchhof, den er unmittelbar darauf betrat, war wohl nicht der Ort, seine Thränen zu trocknen. Vielmehr flossen sie itzt noch reichlicher

bey dem Anblicke der drey Gräber von Vater, Mutter und Susannen! Eine ehrliche alte Frau, die eben über den Kirchhof gieng und Wilhelmen mit nassen Augen da stehen sahe, erkannte ihn sogleich und fieng an, ihm von seiner seligen Mutter zu erzählen, was sie für eine kreuzbrave herzensgute Frau gewesen wäre, und daß sie den Schreck noch bis diese Stunde nicht vergessen hätte, obs gleich schon 20 Jahr her wären, wie sie vor ihrem Hause den entsetzlichen Fall gethan hätte, Vor eurem Hause, rief Wilhelm? O kommt mit und zeigt mir alles, alles! Das geschah und Wilhelm erblickte mit der tiefsten Empfindung die von dem Blute seiner Mutter betriefte Schwelle, die Stube, wohin man sie gebracht; Die Frau erzählte ihm die letzten Worte, die sie gesprochen, und wie sie ihn, als ein kleines Kind auf Susannens Armen eingesegnet! — Ungleich erheiternder aber war der Besuch, den er bey seinem ehemaligen Lehrer, dem Auditor, ablegte. Dieser Mann, dessen Haar nun auch schon zu grauen anfieng, der aber ohnerachtet seines Alters und seines sauren Amtes nicht das geringste Mürrische noch Verdrüßliche an sich hatte, ward fast vor Freude wieder jung, als er in seinem ehemaligen Schulknaben einen so rüstigen, geschick-

ten, rechtschaffenen und liebenswürdigen Jüng-
ling vor sich sah. Auch die alten Rosens, die
beyde noch lebten, überhäuften Wilhelmen mit
Freundschaft und Zärtlichkeit. Zwar Rosens
Christel selbst war nicht am Orte; Nach sei-
ner Rückkehr von der Universität hatte er bloß
seine Eltern auf eine kurze Zeit besucht und sich
dann als Regierungsreferendarius in B. enga-
girt: Allein diese Zeit über hatte er seinen Al-
ten so viel von Wilhelmen erzählt, von seiner
Freundschaft gegen ihn und von den grossen Dien-
sten, die er ihm in seiner schweren hitzigen
Krankheit bewiesen, daß diese es für Pflicht
hielten, ihn beynahe auf den Händen zu tra-
gen.

Mittlerweile nahm die Ablegung der Vor-
mundschaftsrechnung ihren Anfang, und nach-
dem alles glücklich vollbracht war, sah sich Wil-
helm nunmehr in völlig freyem Besitz eines Ver-
mögens von 2800 Thalern in gutem alten Gol-
de, die auf sichre Hypothek zu 5 pro Cent ver-
zinst standen. Da Herr Hennig für alle seine
vormundschaftlichen Bemühungen, auch da, wo
er es nach allen Rechten konnte, durchaus kei-
nen Heller liquidirte, so muste Wilhelms Dank
nothwendig um so grösser und herzlicher seyn und
mit diesem fühlte sich auch Herr Hennig voll-

kommen belohnt. „Aber, mein bester Herr Vormund, setzte Wilhelm hinzu: So unbescheiden es von mir ist, Ihnen nach alle der Last, die ich Ihnen schon gemacht habe, wieder eine neue zuzumuthen, so weiß ich mir doch keinen andern Rath! Ich kan das Geld itzt noch nicht brauchen! Was sollt ich damit? Es verschwenden? Dann wär ich nicht werth, es geerbt zu haben! Also muß ich nothgedrungen wieder zu Ihrer Güte meine Zuflucht nehmen! Behalten Sie den ganzen Kram, schicken Sie mir, wie bisher, halbjährlich die Interessen zu und bleiben Sie mein Vormund, so lange bis es Ihnen auf irgend eine Art unbequem fällt, dann will ich Ihnen gern und mit tausend Freuden die Last abnehmen!„ Herr Hennig war gleich dazu erbötig: Denn wie hätt es ihn nicht kützeln sollen, sogar noch nach der Majorennität der Vormund eines jungen Menschen zu seyn?

Wilhelm dachte nun schon allmählig wieder an die Rückreise, als eine kleine Begebenheit sich eräusserte, die dem ganzen Laufe seines Lebens mit einemmale einen neuen Schwung gab. Es befanden sich im Orte etwa zwanzig Familien von der reformirten Konfession, die keine eigne Kirche noch Prediger hatten, sondern dreimal des Jahrs von einem vier Meilen weit

entfernten reformirten Prediger besucht wurden, der ihnen dann eine Predigt hielt und das Abendmahl verwaltete. Dieser Prediger, Nahmens Gebhard, traf itzt grade des Sonnabends in seinen Amtsverrichtungen ein, und da er ein überaus angenehmer Gesellschafter war und Herr Hennig alle Gelegenheiten zu nutzen wuste, Wilhelmen seinen Aufenthalt so reizend als möglich zu machen, so lud Herr Hennig diesen Mann auf Sonntag Nachmittag und Abend bey sich zu Tische. Er erschien, und kaum hatt er Wilhelmen gesehen und ein paar Worte mit ihm gesprochen, so war das Seelenverständniß zwischen diesen beyden in Richtigkeit und schon begegneten sie einander als alte Bekannte und Vertraute. Der Prediger, von dem Strome des Discourses fortgerissen, ließ bald etwas von seinen Reisen einfliessen und Wilhelm hörte mit nicht wenig Verwunderung und Erstaunen, daß Herr Gebhard einen grossen Theil von Deutschland, Holland, die Schweiz und England gesehen hatte. Er war nehmlich Domkandidat in Berlin gewesen, hatte das dortige Reisestipendium genossen und von seinem eignen Vermögen den noch erfoderlichen Zuschuß gethan. Seit der Zeit war er zu seinem gegenwärtigen Amte befördert worden, dem

er auch mit allem gewissenhaften Eifer und Treue zu grossem Nutzen seiner Gemeine vorstand: Aber noch immer schlug ihm das Herz, wenn er seiner gethanen Reisen gedachte, und er behauptete und blieb dabey, daß dis die glücklichste Zeit seines ganzen Lebens gewesen sey. Wilhelmen that es unendlich leid, daß er einen so interessanten Mann nur einen armseligen einzigen Nachmittag geniessen sollte! Der Prediger, eben so begierig, Wilhelmen noch ein wenig länger zu haben, lud ihn ein, auf ein paar Tage mit zu ihm nach seiner Heymath zu reisen. Herr Hennig, weit entfernt, etwas dagegen zu haben, versprach vielmehr, er wollte Wilhelmen, welchen Tag er wollte, im Wagen zurückholen lassen. Dieser Vorschlag ward dahin abgeändert und verbessert, daß Herr Hennig die Abholung in Person verrichten und wenigstens auch eine Nacht unter dem Dache des Predigers schlafen sollte. Nachdem alle diese Verabredungen ins Reine waren, trennte sich die Gesellschaft höchstvergnügt, Wilhelm träumte schon die halbe Nacht von nichts als der Schweiz, England und Holland, und den Morgen früh begab er sich zu seinem neuen Freunde, um mit ihm bis Mittag die kleinen vier Meilen zu machen.

Natürlich stand denn unterwegens beyden der Mund wenig still, und Wilhelm erzählte ebenfalls à son tour die kleine Reise, die er nach Berlin gemacht hatte, und den grossen Haufen Dinge, die er in der kurzen Zeit gesehen und beobachtet. Der Prediger, der Jahre lang in Berlin gewesen war, wuste selbst kaum die Hälfte davon und machte Wilhelmen grosse Elogen über seine ungemeine Thätigkeit und Unermüdlichkeit. Freund, sagte er zu ihm, ich sehe aus allen Umständen, Sie haben die wahre Anlage zu einem Reisenden! Vors erste sind Sie gesund, fest und stark; Vors zweyte kein delicatulus, können Strapatze ausstehen und sich mit den Nothwendigkeiten der Natur begnügen. Und dann haben Sie sich auch bereits durch Lektür einen grossen Vorrath von geographischen und tausend andern nützlichen Kenntnissen erworben! Gott behüte, wenn Sie mit solchem Feuereifer eine Reise durch Europa machten, wie Sie Berlin durchstrichen haben, was für ein Mann müste aus Ihnen werden! Und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ein Schelm, ders nicht thäte! Sie haben itzt, wie ich höre, Ihre Erbschaft gehoben: Was wollen Sie mit dem Gelde? Sich ein Rittergut kaufen? Dazu reichts wohl schwerlich hin!

Wilh. Nein, gewiß nicht! Nicht einmal zu einem Bauergute! 2800 Thaler sind es, netto!

Gebh. Immer aller Ehren werth, für Sie, der Sie so wenig bedürfen! Aber als Kapital betrachtet, um es auf irgend eine Art anzulegen und davon zu leben, es würde nicht viel dabey herauskommen! Allein, Freund, dis Geld genommen und dafür eine Tour von drey oder vier Jahren durch Italien, Frankreich, die Schweiz, Holland und England gemacht, dann ins Vaterland zurück, bereichert mit einer Last von eingesammleten Kenntnissen: Meinen Kopf zu Pfande, wenn Sie dann etwas mehr brauchen, um Ihr Glück zu machen, als bloß sich zu zeigen!

Wilh. Liebster Freund, Sie eröfnen mir da eine Aussicht, die — ach! nur gar zu reizend ist! Aber die Ausführung, die Ausführung! — Gleich eine Schwierigkeit: Das Reisen in auswärtige Länder ist ja bey uns verbothen, oder ich müste erst um besondere Erlaubniß anhalten!

Gebh. Hm, es ist freylich verboten, aber lassen Sie uns nur ein klein wenig über den Sinn des Gesetzes nachdenken! Sie wissen, daß ich, wie Sie mich hier sehen, nicht

allein mit Vorwissen und Erlaubniß des Königs, sondern selbst halb auf seine Kosten gereist bin: Folglich kan wohl das zweckmässige und nützliche Reisen unmöglich durch dis Gesetz verbothen seyn! Nur das unnütze und unzweckmässige Reisen besonders der reichen Kavaliers, soll nicht statt haben, und darinn hat der König überley Recht. Ich habe in London deutsche junge Herren von angetroffen, die ganz rasende Summen durchbrachten und doch auch nicht einen Kreuzer werth nützliches und Brauchbares dafür lernten. Welcher kluger Regent kan das gelassen mit ansehen, daß die Reichthümer seines Landes, die seine Unterthanen könnten glücklich machen helfen, so liederlich auswärts verschleudert werden? Aber umgekehrt muß es auch einem Regenten sehr angenehm seyn, wenn eines seiner Landeskinder, das nun grade Talente und Neigung dazu hat, sich auf Reisen in fremden Ländern zum vorzüglich brauchbaren Manne bildet. Dazu braucht es weiter keiner Erlaubniß, die versteht sich schon von selbst! Und was Ihre paartausend Thälerchen anbetrift, ob die in oder ausser dem Lande verzehrt werden, das kann dem Staate in keinem Finger weh thun! Sie müssen nur gar kein Aufheben von der Sache machen, sondern in aller Stille thun, was Sie thun wollen! Kündigen Sie Ihre Kapitale auf, ganz oder

halb, wie Sies für gut befinden, stecken Sie das Geld in den Koffer und damit fort! Es wird Sie kein Mensch anhalten.

Wilh. Also im Ernst, Sie glauben, daß die Sache thunlich ist?

Gebh. In ganzem vollem Ernste! Ich würde mir ordentlich ein kleines Verdienst daraus machen, Sie zu einer grossen Reise, noch grösser wie die meinige, zu beschwatzen, weil ich nur gar zu sehr überzeugt bin, mit welchem Nutzen und Vergnügen Sie reisen würden! Sehn Sie, Freund, ich habe mein Bißchen Vermögen ebenfalls rein zugesetzt und die Stelle, die ich itzt bekleide, nährt mich bloß mittelmässig, wie Sie es auch sehr bald an meiner mittelmässigen Bewirthung merken werden: Aber doch, wenn itzt auf der Stelle einer käme und böte mir das ganze Reisegeld zu Heller und Pfennig, mit der Bedingung, daß ich ihm dafür die Bilder meiner Einbildungskraft von der Schweiz und von England hingeben sollte, die doch nach und nach von selbst verlöschen müssen, nicht Rühran!

Schon begann es in Wilhelms Seele gewaltig zu gähren und zu kochen! Und nachdem sie beyde an Ort und Stelle angekommen, das Mittagsmahl eingenommen und Freund Gebhard sich die Erlaubniß ausgebeten, nach seiner

Gewohnheit auf ein Stündchen der Mittagsruhe zu pflegen, schlich Wilhelm sich ganz sachte in den Garten, um dort ungestört seinem grossen Projekte nachzudenken und die Art und Weise der Ausführung zu überlegen.

Zuförderst erinnerte er sich, wie viel ihn damals bey aller Sparsamkeit seine Reise nach Berlin gekostet hatte, und darnach berechnete er, daß in Zeit von drey Jahren sein ganzes Kapital ziemlich alle seyn würde. Nun ließ sich zwar in drey Jahren schon was hübsches reisen; wie denn selbst zu einer Reise um die Welt nicht einmal so viel Zeit erfodert wird; Und vorausgesetzt, daß jeder Augenblick so gut als möglich genutzt würde, ließ sich auch in der Zeit schon was lernen! Allein Wilhelm hielt es auf keinen Fall für klug, sein ganzes Kapital mit eins aufzukündigen und in die Tasche oder in den Koffer zu stecken! Einmal muste dis nothwendig Aufsehen erregen, sein Projekt konnte errathen oder verrathen werden und denn war leicht Einspruch zu befürchten! Hätte ers aber auch ungehindert über die Gränze herüber gehabt, so war es immer eine eben so ängstliche, als riskante Sache, sein ganzes Bißchen Haab und Gut bey sich zu führen! In einem fremden Lande, wie leicht kann man da, auch bey der

gröſten Vorſicht, überliſtet oder auch nach Gelegenheit überwältigt werden, ohne daß die Dame mit der Binde vor den Augen und mit der Wagſchale in der Hand ihre Schuldigkeit thut, wie ſie wohl ſollte? Der Entſchluß alſo ſtand ſchon feſt und unbeweglich: Nicht mehr als 1000, höchſtens 1200 Thaler mitzunehmen! Das übrige ſollte als ein Nothpfennig, wenn etwa der Himmel Unglück verhinge, immer in Reſerve bleiben! Und nun entſtand die Frage: Wie fängt man es an, mit 1000, höchſtens 1200 Thalern eine Reiſe durch die kultivirteſten Länder Europens zu thun, die ſo lang als nur möglich dauert und ſo lehrreich als möglich iſt? Mich dünkt, eine Akademie könnte immerhin auf dieſe Frage einen Preiß ſetzen, ſie würde ihn bey der erſten Einſendung der Abhandlungen vielleicht ſchon für ſich behalten. Es giebt freylich mehrere Arten, ganz ohne Geld und lediglich auf andrer Leute Koſten zu reiſen. Hätte Wilhelm z. E. bey dem Halliſchen Bach Lektion in der Muſik genommen und ſich ſeine originale Art des Orgelſpielens zu eigen gemacht, das wäre ſchon ein Modus geweſen, ſich auf eine wohlfeile Art durch ganz Europa zu zehren! Oder hätte er von Erdmann das Wachsboſſiren

gelernt, das war auch einer! Er durfte auch nur fremde Thiere herumführen, Hundekomödie oder Katzenkoncert oder Schattenspiel an der Wand geben, Balancir- oder Taschenspielerkünste treiben: Alles dis sind sichre Wege, auch ohne 1200 Thaler durch jedes Europäische Land zu kommen. Unglücklicherweise aber verstand der gute Wilhelm von allen diesen Künsten nichts und von der einen Kunst, die er wirklich verstand, fiel es ihm nicht einmal ein, daß sie ihm gar leicht viel Geld bringen könnte, wenn er nur wollte. Der geneigte Leser erinnere sich seiner Schwimmkunst! Das Schwimmen ist in festen Ländern eben nichts so gar gemeines, und ganze grosse Provinzen haben vielleicht nie ein menschliches Geschöpf gesehen, das des Wassers so leichtsinnig und keck spottet als ein Hallor oder ein Schüler von einem derselben! Sollte es nun Wilhelmen wohl an Zuschauern und Zuschauerinnen gefehlt haben, wenn er z. E. in Rom die Herren und Damen höflichst eingeladen hätte, ihn den und den Tag von der Brücke der Engelsburg herab in die Tiber springen zu sehen, um einer Dame ihren herabgeworfnen Fächer oder Handschuh wiederzuholen? Doch wie gesagt, nicht ein Gedanke davon kam Wilhelmen in den Sinn, und wär er es, so

würd' er ihn mit Widerwillen verworfen haben. Eben dadurch aber ward die Frage so ausnehmend schwer zu beantworten! Alle nur irgend ersinnliche und erdenkliche Sparsamkeit, alle Entfernung vom Luxus in Essen und Trinken, Kleidung, Wohnung ꝛc. reichte da bey weitem noch nicht hin: Es musten durchaus neue Schleussen eröfnet werden, das kleine Goldbächlein vorm Austrocknen zu bewahren! Noch waren diese Schleussen nicht entdeckt, als der Prediger bereits sein Mittagsschläfchen geendigt, und Wilhelmen im Garten aufsuchte.

Nun, lieber Freund, rief er, womit haben Sie sich indeß die Zeit vertrieben?

Wilh. O Sie böser Mann, haben mir einen Wurm in den Kopf gesetzt, der unablässig in mir nagt und frißt!

Gebh. Nur Geduld! Er wird entweder bald aufhören, oder sich durchfressen, eins von beyden! Sagen Sie mir nur, was ist denn eigentlich die Sache?

Hier erzählte ihm Wilhelm seine Entwürfe, so weit er damit gekommen war und zeigte ihm zugleich den Fleck an, wo die Ochsen am Berge standen.

Gebhard lachte bloß dazu. Wenn ich Ihnen doch, sagte er, das Original hieher wün-

schen könnte, was ich auf der Universität gekannt habe! Von dem sollten Sie lernen, wie Sie ohne einen einzigen blutigen Heller reisen können, geschweige denn mit 1200 Thalern. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der bey vollem Wachen immer aussah, als wenn er träumte, und der gleichwohl der lebhaftesten und keckſten Entschlüsse fähig war! Einen Abend ist er bey mir, ich und noch ein paar andre sprechen von ohngefähr von Rom, von der Peterskirche ꝛc. und wünschen denn allesamt sehr enthusiastisch, daß wir einmal in unserm Leben so glücklich seyn möchten, das schöne Italien zu betreten! Mein Träumer spricht kein Wort dazu und geht denn weg. Etliche Tage drauf hör ich, daß er davongelaufen ist, so hieß es anfangs! Ich wundre mich darüber sehr, um so mehr, da er keinen Pfennig Schulden hinterlassen hatte. Etwan ein Vierteljahr darauf, sieh da, kommt Monsieur wieder zum Vorscheine! Wir fragen ihn alle, wo er die Zeit über gesteckt hat? Er mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit sagt: Er wäre in Rom gewesen! Und das war er auch richtig, denn er erzählte uns nicht nur die speciellsten Umstände seiner Reise von Ort zu Ort, sondern brachte auch allerhand Merkwürdigkeiten mit, die man

schlechterdings nur auf Ort und Stelle bekommen kan. Wir erstaunten ganz über den Menschen und fragten ihn, wo er denn das Geld dazu hergenommen hätte, denn er war arm wie eine Kirchenmaus! Hm, sagte er, ich habe keins gebraucht! Ich hatte etwa acht Groschen bey mir in der Tasche, die hab ich wieder mitgebracht!

Wilh. Nein, das ist mir zu hoch! Der muß entweder gebettelt oder gestohlen haben, oder irgend etwas, was nicht viel besser ist.

Gebh. Das Erste, Freund! Das Erste! Und noch dazu auf eine ganz honette Art. Er war ein Theolog und grüßte überall, wo er hinkam, das Handwerk. Ein Prediger schob ihn immer dem andern zu, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Manchmal predigte er auch selbst unterwegens und bekam aus der Kirche oder von der Kämmerey ein kleines Viatikum, und das müssen Sie dazu nehmen, daß er trotz einem Bürstenbinder oder Briefträger laufen konnte, und in den langen Sommertagen waren 6, auch wohl acht Meilen für ihn ein Spaziergang. In den katholischen Ländern nun hielt er sich an die Klöster, that seinen Vorsatz kund, daß er *Roma la santa* besuchen wollte, und ob er gleich ein Ketzer war,

beförderte man doch diese Reise aus allen Kräf-
ten. Sehn Sie, so hat er sich hin und wie-
der zurückgefressen, und kan es nicht genug rüh-
men, was er überall unter allen Ständen und
Religionen für gutherzige und wohlthätige Leute
angetroffen hat!

Wilh. Recht gut, recht brav, wers kan!
Ich bin kein Theolog, kan das Handwerk nicht
grüssen, und ob ich gleich ziemlich flink zu Fusse
bin, so möcht ich doch eine grosse Reise schon
darum nicht zu Fuß thun, weil man nach Pro-
portion der Zeit zu wenig lernt.

Gebh. Es ist auch gar nicht meine Mei-
nung, Freund, Ihnen mein Original als ein
Muster der Nachahmung vorzustellen: Nur
weil mirs so eben einfiel, must ichs Ihnen doch
zum Spaß vorreiten! Aber nun auf die gros-
sen Schwierigkeiten zu kommen, mit denen Sie
sich den Kopf zerbrechen: Wenn Sie nicht der
wären, der Sie sind, so würd ich Ihnen über-
haupt den Rath nicht gegeben haben auf Reisen
zu gehen! Da Sie aber der sind, der Sie
sind, und da ich es freylich nicht misbilligen
kan, daß Sie sich auf allen Fall einen Nothpfen-
nig in Ihrem Vaterlande aufsparen wollen, so
reisen Sie in Gottes Namen mit Ihren 1000
oder 1200 Thälerchen und seyn Sie versichert,

Sie kommen damit durch Italien, die Schweiz, Frankreich, England und Holland, trotz der ungeheuren Theurung, die besonders in London und Amsterdam herrscht. Noth macht erfinderisch! Wenn das Geldchen nur erst zu Ende geht, dann werden Sie schon Mittel und Wege finden, von den Umständen Vortheil zu ziehen und Ihre Kenntnisse in baar Geld umzusetzen!

Wilh. Nun so wünscht ich nur, Herr Hennig wäre schon da, um zu hören, was der dazu sagt! Seltsam ist es bey alle dem, daß mir nach dem Tode meines Landbaumeisters auch nicht ein Gedanke einfiel, vor der Hand ein neues Engagement zu suchen. Ich hätt es sonst bey einem gewissen Baurath leicht finden können: Aber nein, es war mir, als ob eine unsichtbare Hand mich nach einer ganz andern Seite hinzöge! Gutes Hannchen, (setzte er in Gedanken hinzu) du hast Recht, wir werden uns wohl nicht wiedersehn!

Den folgenden Tag machte der Prediger Wilhelmen eine Art von Vergnügen, das für ihn sehr überraschend und neu war. Heute, liebster Freund, sagte er gleich beym Aufstehen zu ihm, wollen wir einmal vom Morgen bis in den Abend ganz auf Englischen Fuß leben! Wolt

len einmal sehen, wie es Ihnen behagen wird! Dem zufolge bestand das Frühstück aus Thee und Toft, das ist, einer geröfteten Brodscheibe, mit frischer Butter überstrichen. Zugleich wurden die Zeitungen vorgenommen und der Prediger spielte dabey die Rolle eines ächten Englischen politischen Kannengiessers, der mit der ausgelassensten Frechheit der Zunge über den König und seine Minister herfährt. Den Mittag ward die Suppe weggelassen; Statt deren aber erschien ein rechter schöner Rosinenpudding! Dann Rostbeef, das berühmte Leib- Mund- und Magenessen der Engländer. Eine Flasche Portwein nebst einer kleinern von Englischen Ale war das Getränk, und zum Nachtische erschien auch Chester Käse. Der Prediger entschuldigte sich, daß er nicht mehr habe auftreiben können, sonst würd er nicht ermangelt haben, auch unter andern mit einer Schildkrötenpastete aufzuwarten, die sich ganz wohl essen liesse! Den Abend ward gepunscht, eine Sitte, die nun bereits hin und wieder in Deutschland nationalisirt worden ist. Wilhelm fand sich sehr leicht in alles das, bemerkte aber nur dabey, daß wenn nicht Newtons erfindsamer Geist über ihn käme, so würde er nothwendig bey einer solchen Lebensart gar bald zum Bettler werden und dann

müsten ihn entweder die Engländer in irgend einem ihrer Hospitäler ernähren, oder er würde sich ohne Umstände zu den Herren von der Landstrasse schlagen.

Das Wort Highwaymen gab denn dem Prediger eine sehr natürliche Veranlassung, von dieser Klasse von Glücksrittern eine Menge lustiger und trauriger Histörchen zu erzählen. Er selbst war einmal auf der Landkutsche von ihnen angefallen worden: Sobald er ihnen aber gesagt, er sey ein Unterthan des Königs von Preussen, Kandidat des heiligen Predigtamts, sein Reisegeld sey ihm so knapp zugemessen, daß er den Herren mit nicht mehr als einer halben Guinee aufwarten könne, hatten sie ihn gleich mit sehr vieler Höflichkeit aller Ansprüche entlassen und auch nicht einmal die halbe Guinee von ihm angenommen. Unter diesen und ähnlichen Erzählungen, Räsonnements, Fragen und Antworten, Berathschlagungen ꝛc. verstrichen die paar Tage sehr geschwind, bis Herr Hennig seinem Versprechen zufolge im Wagen nachkam, um Wilhelmen nach Hause zu holen.

Sogleich ward ihm das grosse Projekt, was unter der kurzen Zeit schon über die Hälfte zur Reife gediehen war, zu hoher Beurthei-

lung und Genehmigung vorgelegt. Der Prediger faßte ihn gleich beym rechten Zipfel. Sie sind ein Mann von Einsicht, sagte er zu ihm, und überdem weiß ich, daß Ihr Mündel bey Ihnen hoch angeschrieben ist, wie er es denn auch in aller Absicht verdient. Was sagen Sie dazu? Ich hab ihn beredet, er soll die Hälfte seines Kapitals aufkündigen und auf Reisen gehen. Ihnen brauch ichs nicht erst zu demonstriren, was man alles auf Reisen lernen kan, wenn mans darnach anfängt. Nur das einzige! Ihr Mündel hat sich bisher auf die Baukunst applizirt. Denken Sie ums Himmels willen, welche Riesenschritte müst er nicht darinn thun, wenn er sich ein paar Jahre lang in Italien, Holland ꝛc. aufhielte! Die schöne Baukunst, wie Sie wissen, ist in Italien recht eigentlich zu Hause, und in Holland ist es, ausser dem Schiffbau, besonders die Wasserbaukunst. Was für Ehre würd es Ihnen als seinem ehemaligen Vormunde machen, wenn er hernach zurückkäme und irgend einen honorablen Posten in seinem Vaterlande bekleidete! Es kommt nun bloß auf Sie an, ob Sie es zufrieden sind, und ob Sie ihm ein 1000 oder 1200 Thaler mit auf den Weg geben wollen! Daß er mit dem

Gelde umzugehen weiß, deß brauchen wir keine weitern Zeugen!

Der geneigte Leser weiß nun schon, daß Herr Hennig, von dieser Seite gefaßt, nicht nur keine Kraft zu widerstehen hatte, sondern auch gemeiniglich noch mehr that, als man von ihm foderte. Von ganzem Herzen gab er seine Einwilligung zur Reise und versprach, in 3, höchstens 4 Wochen 1203 Thaler in baarem Golde auszuzahlen und dafür Wilhelms Papiere ents weder selbst an sich zu behalten oder anderwärts unterzubringen. Ueberdem, sagte er, werd ich nicht ermangeln, ex proprios einen kleinen Zuschuß zu thun; Mein Herr Mündel darf nur an mich schreiben, es sey aus Frankreich, Spanien, Portugal oder selbst aus Kopenhagen, ich werde allemal Ehre einzulegen suchen!

Wem nun der Himmel voll Geigen hieng, das war kein andrer als Wilhelm, und durch das Gefühl der Sympathie auch Freund Gebhard! An eine Rückreise ad locum unde ward itzt gar nicht mehr gedacht: Aber seine dort zurückgelassenen Sachen konnte Wilhelm unmöglich missen, und auch ausserdem war es strenge Pflicht, an Hannchen zu schreiben. Er machte sich ungesäumt an dieses Werk, noch vor der Abreise von seinem Freunde, und ob er auf ir-

gend einige Art die weibliche Delikateſſe beleidigte, mag der Leſer ſelbſt in Erwägung ziehen: Hier iſt der Brief!

Theuerſte Freundin!

Sie müſſen unfehlbar etwas vom Geiſte der Weiſſagung beſitzen, daß Sie es bey meinem Abſchiede mit ſolcher Hartnäckigkeit vorherſagten, wir würden uns nicht wieder ſehen. So iſt es! Wider alle mein Hoffen und Denken hat es das Schickſal ſo gedreht, daß Ihnen Ihr unwürdiger Wilhelm Blumenthal nie wieder vor Augen kommen wird. Kurz, ich gehe auf Reiſen, mit einem einzigen Vorwurfe in meiner Seele, den ſelbſt Ihre Verzeihung nicht bey mir auslöſchen kan. Das nur allzugütige Andenken, was ich von Ihnen habe, wird dieſen Vorwurf ſtets friſch bey mir erhalten. Doch ich ſchweige und erſuche Sie um die letzte Gefälligkeit, mir mit der erſten Poſt meine kleinen Sächelchen nachzuſchicken, von denen ich einige Manuſkripte und Zeichnungen mitzunehmen gedenke. Und nun, leben Sie wohl, tauſendmal wohl! Doch Sie werden es, Sie müſſen es, das weiß ich, nur würde mir es am Fuße des Veſuvs und auf dem Gipfel der Alpen eine Wonne ohne ihres gleichen ſeyn, es von Ihnen ſelbſt zu wiſſen, daß Sie froh und glücklich

sind. Um diese kostbare Nachricht sicher in meine Hände zu bringen, brauchen Sie sie nur an den hiesigen reformirten Prediger Gebhard zu adressiren, mit dem ich einen ununterbrochnen Briefwechsel verabredet habe und der immer um meinen jedesmaligen Aufenthalt wissen wird. Ich werde nun nach und nach viel Menschen beyderley Geschlechts sehen und beobachten: Aber das kan ich auch mit Zuversicht vorhersagen, daß die besten derselben der Meierschen Familie in Halle, meinem ehemaligen Baron von Sacken, Ihrem entschlafenen Gatten und Ihnen selbst nur gleichen, sie nie übertreffen werden. Bis zum letzten Odem meines Lebens bin und bleibe ich ꝛc.

Die Rückreise mit Herr Hennigen erfolgte nun sogleich, der Abschied aber ward vorerst noch aufgeschoben, weil Wilhelm beym Antritt seiner grossen Reise noch einmal bey Freund Gebhard einsprechen wollte. Sie kamen glücklich heim, aber das Daheimseyn ward Wilhelmen itzt zum erstenmale peinlich und ängstlich. Er zählte jeden Tag bis zur Ankunft seiner Sachen, hatte aber bald das Vergnügen, sie nebst einem Briefe von Hannchen von der Post zu erhalten. Das Herz schlug ihm nicht wenig bey Er-

öfnung des Siegels, aber noch stärker klopfte es, da er folgendes Schreiben las:

Liebster Freund,

Worüber machen Sie sich Vorwürfe? Ich müst es doch wohl allein seyn, gegen die Sie ein Verbrechen begangen hätten: Und ich weiß von nichts! Also ein für allemal still davon! Genug ich sehe, es ist des Himmels Schluß, daß auf dieser Welt zwischen uns nichts statt finden soll, als Freundschaft, und ich unterwerfe mich gehorsam und gelassen. Vielleicht ist es die Strafe dafür, daß ich zu einer gewissen Zeit mehr gegen Sie empfand, als ich in meiner damaligen Lage hätte empfinden sollen: Ich habe sie verdient und leide sie. Uebrigens dank ich dem Himmel, daß ich die Ruhe meines Herzens vollkommen wieder erlangt habe und will mich wohl hüten, sie zum zweytenmale zu verscherzen. Zu Ihrem gefaßten Entschlusse wünsch ich Ihnen aus vollem Herzen Glück und Segen. Reisen Sie unter dem Beystande Gottes und kehren Sie einst glücklich zur Freude und zum Nutzen Ihres Vaterlandes zurück. Ich werde mich Ihrer Adresse bedienen, um Ihnen zuweilen von mir Nachrichten zu geben, so wie ich nicht minder von Ihnen ein gleiches erwarte. Mit den Schlössern an Ihrem Koffer hab ich

in aller Eil eine kleine Veränderung vornehmen lassen: Sie waren nicht fest und haltbar genug, aber nun denk ich werden sie wohl eine Reise durch Europa ausdauern. Nun herzliches Lebewohl! Meine besten Wünsche geleiten Sie und ich bin ebenfalls bis ins Grab ꝛc.

Vortreffliches Weib, rief Wilhelm aus und küßte den Brief inbrünstig: bald dürfte es mich reuen, daß ich deine Hand, die du mir so liebreich botest, nicht annahm! Doch sie ist für einen Würdigern aufgehoben, der empfange sie, nicht ich!

In dem Briefe nun lagen zugleich die Schlüssel zu den neuen Schlössern am Koffer, und Wilhelm konnte es anfangs gar nicht begreifen, wie Hannchen darauf gekommen wäre, für eine solche Kleinigkeit zu sorgen: Allein beym Durchsuchen entwickelte es sich gar bald! Es gieng izt Wilhelmen beynahe, wie den Söhnen Jakobs beym Durchsuchen der Kornsäcke! Erst fand er einen silbernen stark vergoldeten Löffel, auf der Reise sehr nützlich zu gebrauchen! Dann eine silberne, ebenfalls vergoldete kleine niedliche Trinkschale! Dann ein silbern Gesteck Messer; Und endlich ein schweres Papier mit Gold, das in ein abermaliges Billet von Hannchens Feder geschlagen war.

Es waren nicht weniger als 40 Louisdor und der Inhalt des Briefchens dieser: „Machen Sie kein Aufsehn, liebster Wilhelm! Eben um das Aufsehn zu vermeiden, hab ich ihren Koffer eröfnen lassen, sonst hätt ich ja nur die Kleinigkeiten auf die Post geben können! Auf Reisen braucht man viel Geld: Nehmen Sie diesen kleinen Scherf zum Beweise, wie sehr ich wünsche, daß Ihre Reise recht vergnügt und nützlich für Sie seyn möge. Ich weiß gewiß, wenn mein Mann noch lebte, würd er eben das gethan haben, was ich itzt thue: Daß Sie mir also nur nichts von Großmuthen und dergleichen vorsagen! Nun zum letztenmale Lebewohl: Der Himmel sey Ihr Schutz!„

Daß Wilhelmen dieses Billet einen Strom von Thränen kostete, braucht wohl keiner Erwähnung! Aber nunmehr rechne ich auch steif und fest darauf, daß meine Leserinnen, die vielleicht bisher allerley Glossen und Kritteleyen über das arme Hannchen wegen ihres Betragens gegen Wilhelm gemacht haben, ihr von itzt an volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Mich dünkt, es macht dem Herzen eines Frauenzimmers ungleich mehr Ehre, ihre Leidenschaft auf eine so heldenmüthige Art zu bezähmen, als gar keine zu haben: Das erste setzt

bey viel Empfindung viel Verstand und moralische Grundsätze voraus; Bey dem letzten hingegen ist gewöhnlich keins von beyden, weder Verstand noch Gefühl!

Unterdeß hatte Herr Hennig auch das Seinige redlich gethan. Die 1200 Thaler waren schon beysammen, und zwar, wie es Wilhelm gewünscht hatte, in sehr verschiednen Geldsorten, französischen Louisdors, Souveräns, Holländischen, Kremnitzer und päbstlichen Dukaten, um sich so viel als möglich das verdrüßliche und mehrentheils mit Verlust verknüpfte Geldumsetzen zu ersparen. Mit der Reiseequipage hatte es sehr wenig Schwierigkeit. Wilhelm nahm nichts mit, als einen eben nicht kostbaren, aber doch präsentablen Gallarock, nothdürftige Wäsche, Reißzeug, seine handschriftlichen Auszüge aus Reisebeschreibungen, seine gesammleten Beschreibungen von Künsten, Manufakturen und Fabriken, eine Auswahl seiner Zeichnungen und 3 Bücher, ein Kompendium der Mathematik, eines der Naturhistorie, und Krebels Europäische Reisen. Sein Geld legte er halb in ein im Koffer heimlich angebrachtes Kästchen, halb trug er es bey sich; nicht in der Börse, sondern in einem fest um den Leib geschnallten Beutel.

So ausgerüstet und mit einem tüchtigen Reisemantel versehen beschenkte ihn Herr Hennig noch beym Abschiede mit einem recht schönen Couteau, um sich im Falle der Noth seiner Haut wehren zu können, und ausserdem noch mit einem recht artigen Päckchen Dukaten. Der Abschied war kurz, aber um desto herzlicher; Und so war er es auch bey Freund Gebharden, wo Wilhelm bloß so lange einsprach, als die Post anspannte. Nachdem er sich nun von allen den Personen losgerissen, die seinem Herzen so theuer waren; Nachdem er sich mit einem inbrünstigen Seufzer der Gnade des Himmels empfohlen, fuhr er frisch und frölich, in einem Striche, durch einen Theil von Sachsen, quer durch Böhmen und Mähren nach Wien, wo er im Jahre 1770 mit dem Ausgange des Julius glücklich und unversehrt anlangte.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Gegenwärtiges Werkchen wird nunmehr eine etwas veränderte Gestalt gewinnen. Ich, als Herausgeber und Erzähler werde nun zwar nicht ganz, aber doch manchmal zurücktreten und dafür meinen Lesern Wilhelms Briefe zum Besten geben, die er an seinen Freund Geb-

hard schreibt. Unmöglich können sie für alle Gaumen gleich schmackhaft seyn: Auch werden sie manches enthalten, was aus andern Quellen schon bekannt ist! Doch wozu eine Entschuldigung oder Vorrede?

Erster Brief.

Wien, den 8. Julius 1770.

Der Anfang ist gemacht, liebster Freund! Seit zehn Tagen schon bin ich hier, und wenn ich Ihnen erst itzt schreibe, so geschieht es bloß darum, um Ihnen doch etwas der Rede werthes zu lesen zu geben, und Sie wissen wohl, in 10 Tagen lernt man von einer Stadt wie Wien nicht das Hundertheil! Indeß will ich versuchen, Ihnen, wie Sie es wünschten, eine kleine Parallel zwischen Wien und Berlin zu geben.

Ich habe mir damals nicht das Vergnügen gemacht, Berlin von einem Thurme herab ganz zu übersehen: Aber den hiesigen weltberühmten Stephansthurm hab ich gleich in den ersten Tagen bestiegen und war ganz entzückt über die vortrefliche und reizende Lage der Stadt, gegen die sich denn wohl Berlin gewiß verkriechen muß. Dort eine weite einförmige Sandebne: Hier eine abwechselnde Stufenlei-

ter von Ebne, Hügel und Gebirge! Gegen Ost und Nord flach; Gegen Süden Anhöhe und gegen Westen der Kahleberg, an dessen Fusse eine Menge Weinhügel und Dörfer und Landhäuser wimmeln! Und nun erst die prächtige Donau, die sich von Nordwest nach Südost bey den Vorstädten fast eine halbe Meile breit vorbeywälzt, eine Menge grosser und kleiner niedlicher Inseln bildet, deren ich an die 20 gezählt habe, und mit dem einen Arme sich dicht an den Mauern der Stadt weg schlingt! Die Göttin Sprea, so nennt sie ja wohl Ramler, mag mirs nicht übel nehmen: Gegen die alte Mutter Donau ist sie eine gar kleine und winzige Göttin!

Vorausgesetzt daß Wien ein gut Theil höher liegt, wie Berlin, folgt schon von selbst, daß die Luft hier reiner, schärfer und gesünder ist: Und das dünkt mich, fällt auch gar sehr in die Augen! So viel frische, blühende und wirklich schöne Gesichter, besonders beym schönen Geschlechte, als mir hier fast stündlich aufstossen, erinnere ich mich nicht in Berlin gesehen zu haben. Aber fast möcht ich glauben, daß Herr Aeolus mit seinen Gehülfen in irgend einer Höle des Kahlenberges seine Wohnung hat! Solch ein Wind und solch ein Staub ist

mir wenigstens noch nicht vorgekommen. Auch ist das Wetter verzweifelt unbeständig und ich habe schon auf einen gar herrlichen Morgen plötzlich einen pfützennassen Nachmittag kommen sehen! Doch das sind Folgen von der Lage der Stadt, und wer das Gute will, muß sich halter (sagen sie hier) auch das Böse gefallen lassen. Wenn Sie die Grösse beyder Städte vergleichen wollen, so kommt es lediglich drauf an, ob wir bey Wien die Vorstädte dazunehmen wollen, oder nicht! Im letzten Falle ist keine Frage, ob Berlin nicht grösser ist? Im ersten Falle aber, (es ist ein grosses Wort, was ich sagen will, aber ich getraute es mir streng zu erweisen) wenn die Festungswerke niedergerissen und der grosse weite Raum zwischen Stadt und Vorstädten bebaut wäre, so müste Wien auch nicht ein Haar zur Grösse von London fehlen!

In diesen drey Stücken nun, Lage, Luft und Grösse, behauptet Wien vor Berlin offenbar den Vorzug: Ist hingegen die Rede von regelmässiger Anlage der Strassen nach Schnur und Winkelmaaß, von ihrer Breite und Helle, dann sinkt bey weitem wieder Berlins Schale. Es sind hier keine Linden, keine Wilhelmsstrasse, keine Friedrichs-, keine Leipziger-, &c. auch kein

Quarree, kein Wilhelmsplatz, kein Dähnhofscher ꝛc. Berlin, gegen Wien gehalten, sieht aus, als wär es so eben frisch aus dem Eye genommen: Dieses hingegen hat mehr die Miene des ehrwürdigen Alterthums, und darauf wollt ich denn doch wohl wetten, daß im künftigen Jahrhunderte, und vielleicht noch eher, manches von den schönen neuen Häusern in Berlin schon hinten und forn eingesunken seyn wird, während daß die alten Stein- und Kalkmassen in Wien immer noch unerschüttert stehen werden.

An geistlichen Gebäuden wird nun wohl nie eine protestantische Stadt einer katholischen nur gleich kommen, geschweige denn sie übertreffen. Ich habe mich in der Stephanskirche herumführen lassen, und so oft ich wieder bey ihr vorbeykomme, staune und starre ich immer wieder von neuem über dis prächtige Gebäude. Es ist als ob die Quaderstücke in einander gegossen wären, so fest schliessen sie und sind zugleich mit fünf starken eisernen Klammern zusammengehakt! Und in der Kirche selbst — Mehr als ein Marmorbruch muß dadurch erschöpft worden seyn, denn der Boden, die Altäre, die vielen Statüen, alles ist von weissem, rothem, schwarzem Marmor! Auch muß

ich Ihnen sagen, daß mein Ohr, welches sonst gegen die Musik ziemlich stumpf ist, hier zum erstenmale ihren Reiz geschmeckt hat. Ich kam eben zurecht zur Messe und hörte sehr schön singen und spielen, fühlte es auch ganz eigentlich, wie eine solche Musik das Herz zur Andacht erhebt und stärkt!

Von den Gemählden, Grabmälern und Heiligthümern sag ich Ihnen mit Fleiß nichts, ich möchte sonst gar bald von meiner angefangenen Parallel abkommen. Unter den übrigen Kirchen haben mir besonders zwey vorzüglich gefallen, weil sie mich schon in Gedanken nach Italien versetzen: Erstlich die Augustinerkirche, in der eine vollkommene und ganz genaue Kopie von der Lorettokapelle steht, und dann die zu St. Peter, erst in diesem Jahrhunderte ganz neu gebaut und nach der ersten Kirche in der ganzen Christenheit geformt, nur daß die Kolonnaden, Obelisken und Springbrunnen hier wegfallen. Auch das kan ich ganz mit Stillschweigen übergehen, daß wenn es Wien an mehrern Schönheiten Berlins fehlt, so hat dagegen Berlin auch keine Dreyfaltigkeits- und Josephssäule aufzuweisen. Die erste ist ein Pendant zu dem Monument in London, und beyde sind dazu bestimmt, das Andenken

grosser und schwerer Unglücksfälle über die Nation auf die Nachwelt zu bringen: In London ist es eine Feuersbrunst, und hier die Pest von 1679. Der Künstler, oder vielmehr die Künstler suchen diese Geschichte durch eine allegorische Vorstellung auszudrücken. Ein häßliches abscheuliches Knochengerippe von Weib, mit fliegenden Haaren, wird von einem Engel mit einer Fackel in den Abgrund hinuntergestürzt, und dis zwar auf das inbrünstige Gebet und Flehen des Kayser Leopolds, der auf seinen Knieen liegt und die Augen gerührt gen Himmel schlägt! Diese Erfindung wird Ihnen hoffentlich auch gefallen. Die Josephssäule ist die Frucht eines Gelübdes und stellt die Vermählung Josephs und der heiligen Maria vor; Allein die Wiener selbst sind damit nicht so zufrieden, wie mit dem ersten Monumente, und sie scheinen mir ganz Recht zu haben!

Doch Gebäude, schön oder nicht schön, geistlich oder weltlich, in neuem oder altem Geschmack, sind doch nur immer die Schale, nicht der Kern: Und Ihnen ist ohne Zweifel an dem ersten weniger gelegen, als an dem letzten! Sie wollen hauptsächlich eine Parallel zwischen den Einwohnern beyder Städte, zwischen ihren

Sitten, Kenntnissen, Fleiß, Gelehrsamkeit, Luxus, kurz, Tugenden und Lastern! Wahrlich ich würde mir was rechts drauf einbilden, wenn ich zu einer sochen Parallel das Zeug hätte: Das würde bey mir so viel Einsichten und philosophischen Scharfsinn voraussetzen, dessen ich mich schon bey mir selbst ein wenig kützeln dürfte. Aber, aber — quantum distat ab-*Ego*! Indeß müst ich auch wieder auf der andern Seite keine Augen am Kopfe und kein Maul im Kopfe haben, um nicht durch Sehen und fleissiges Fragen wenigstens einiges hieher gehörige entdeckt zu haben: Ich gebe Ihnen also hiermit, was ich voritzt weis; Vielleicht beschert der Himmel nach und nach mehr!

Berlin heißt zwar die Residenz des Königs von Preussen, ist es doch aber genau genommen wirklich nicht, so wenig wie Potsdam. Wien hingegen ist eine wirkliche Residenz, denn wenn auch der Hof in Schönbrunn ist, so ist das ja nur ein kleiner Sprung von einer Viertelstunde! Das macht einen gewaltigen Unterschied zwischen beyden Städten; Es ist in Berlin, ohnerachtet seiner Lebhaftigkeit, still und todt gegen hier! Wenn mirs auch niemand gesagt hätte, würd ichs allein wohl inne werden, daß der hiesige Hofstaat vielleicht grade

hin der erste in Europa ist, der Russische müste ihm denn etwa gleich kommen! Er soll aus nicht weniger als drittehalbtausend Personen (vormals gar aus 4000) bestehen, und ob ich gleich in den Ländern, die ich nach und nach besuchen werde, manches Schöne und Herrliche anzutreffen gedenke, so wird mir doch nie wieder eine Ungarsche Nobelgarde vorkommen. Sie sind zu Pferde, und das ist eben das Unglück für mich! Könnt ich einen von ihnen nur eine halbe Viertelstunde zum Stillhalten kriegen, gleich zeichnete ich ihn vom Kopf bis auf den Huf, und Sie sollten dann sehen, ob ich Recht habe!

Auffer der Lebhaftigkeit und Pracht, die der Hof Wien ertheilt, kommt nun noch die grosse Menge der Landeskollegien, die Gesandten und der Reichshofrath. Die Gehalte der ersten und letzten sind schon an sich nicht schlecht: Der hohe Adel aber, der die höchsten Stellen im Civil und Militär bekleidet, verzehrt nun noch überdem hier seine eignen Revenüen, und manche Häuser, was meynen Sie? haben jährlich mehr als eine Tonne Goldes in die Milch zu pflocken! Alle Achtung für Ihre Englischen Lords, und freylich muß wohl z. E. so ein Herzog von Bridgewater eine stattlichere Erbschaft gethan haben, wie ich, um seinen Kanal auf-

zuführen, der ihn, sagten Sie nicht? wenigstens ein 100000 Thälerchen kostet: Aber dem ohnerachtet, lassen Sie Lords nach Wien kommen, so viel ihrer wollen, die hiesigen Lichtensteine, Esterhasys, Kaunitze, Colloredos, Fürstenbergs und wie viel andre noch sollen sie gewiß unverdunkelt lassen! Haben Sie schon von einem Hauptmanne gehört, der eine eigne Leibgarde hat? Die hat Fürst Esterhasy, Hauptmann der Ungarschen Garde. Ich habe mir schon so viel schönes von seinem Schlosse in Ungarn erzählen lassen, daß wenn ich auf eine wohlfeile Art dazu kommen kan, ich gewiß eine kleine architektonische Reise dahin mache. Auch Lichtenstein hat seine eigne Garde und sein Schloß ist zu Feldsberg etwa 9 Meilen von hier. Daß diese und eine Menge andrer Kavaliers, die eine Nummer tiefer stehen, ein ganzes Heer von Menschen und Pferden in Othem setzen, so daß man schier, vollends wenn der Wind hübsch drein pfeift, auf den Strassen vor Staub ersticken möchte, können Sie nun leicht denken! Aber herzlich must ich drüber lachen, als mir ein Mensch, mit dem ich unterwegens reiste, in allem Ernst auf die Nase binden wollte, es wären in Wien nicht weniger als 60000 Equipagen. 60000 Equi-

pagen und noch nicht einmal 6000 Häuser, können folglich auf jedes Haus über 10 Equipagen: Gewiß ein in allen vier Welttheilen unerhörter Luxus!

Aus alle diesem folgt, daß man in Wien auf einen ungleich höhern und prächtigern Fuß lebt, als in Berlin, und so wenig das ein Verdienst ist, so wenig kan es auch ein Vorwurf seyn. Geben Sie mir heut noch fürstliches Vermögen, so sollen Sie mich morgen fürstlich leben sehen! Und so treflich ich dem Himmel sey Dank! zu Fuß marschiren kan, so schafft ich mir doch gewiß gleich eine Equipage an; Nicht aus eitlem Stolz, sondern um einen Zug Pferde, nebst Kutscher und Bedienten fürstlich zu füttern! Aber das muß ich sagen, die Miene würd ich nicht annehmen, die ich bey einigen vom hohen Adel hier gesehen habe. Die ist mir zu hart und schmeckt mir zu wenig nach dem Gefühle der schwachen Menschheit, das doch wohl der Fürst eben so gut haben sollte, als dieser einer! O wie unendlich leutseliger und wohlwollender ist dagegen der Blick Josephs! Gestern sah ich ihn gefahren kommen, in einer ofnen Schäse, ganz allein, in seiner gewöhnlichen Uniform, bloß einen Bedienten hinten auf. Es war eben unter dem Thore und er winkte der

Wache, nicht ins Gewehr zu treten. Doch von ihm und von seiner grossen Mutter einen eignen Brief, sobald ich nur erst so glücklich gewesen seyn werde, sie auch zu sehen!

Ausser dem hohen Adel nun, der, wenn er auch ein wenig stolz ist, doch wahre Realitäten vor sich hat, ein uraltes Geschlecht, grosse Verdienste der Vorfahren, eigne Verdienste und Antheil an der besondern Gnade der Landesmutter ꝛc. giebt es hier auch eine Art von selbstgemachtem Adel, die man, glaub ich, in Berlin ganz und gar nicht antrift. Ein jeder, der nur halbwege etwas vorstellt, es sey am Rang oder Vermögen, wäre er auch übrigens eines Kantors Sohn, wie ich, oder noch niedrigerer Herkunft, läßt sich ohne Umstände das Prädikat von beylegen. Seine Bedienten heissen ihn gnädiger Herr, Herr von, die Töchter von Hause werden gnädige Fräulein gescholten; Er selbst heißt andre, von denen er recht gut weis, daß sie schlechtweg bürgerlich sind und keine Pergamente aufweisen können, nichts desto weniger Herren von, und diese erwiedern denn natürlich gleiches mit gleichem! Es ist mir im allen Ernst versichert worden, daß wenn ich wollte, könnt ich sehr leicht dazu kommen, der Herr von Blumenthal genannt

zu werden: Ich müste nur in einem mit Gold oder Silber beblechten Rocke erscheinen, einen Lohnlackeyen annehmen und zu Wagen fahren, von Stund an wird es niemanden einfallen, mich für einem simpeln Bürger zu halten oder mich so zu nennen! Das ist nun Eitelkeit und Thorheit, für die die guten Leutchen übrigens genug bestraft werden, denn der wahre ächte Adel sieht sie nicht über die Schultern an!

Einen andern wesentlichen Unterschied findlich noch zwischen Wien und Berlin, und der betrifft die grosse und für mich unendlich belustigende Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Einwohner an Volk, Sprache, Kleidertracht ꝛc. Berlin hat nur zwey Hauptvölker und Sprachen, Deutsche und Franzosen, und diese haben noch dazu durch den langen Umgang ihre eigenthümlichen Unterscheidungszeichen verlohren. Hier hingegen trifft man nicht bloß die sehr verschiednen Gesichter der ganzen weiten Oesterreichschen Länder, sondern noch viel mehrere, die der Handel, das Vergnügen oder die Hofnung ein kleines Glück zu machen, herbey gezogen hat. Ueberall zeigt mir mein Cicerone (von ihm hernach) bald Tyroler und Tyrolerinnen mit ihrem Kramladen auf dem Rücken, bald einen Trupp böhmische Musi-

kanten, bald Crainer, Siebenbürgen, Griechen, Raizen, Wallachen, Armenier, selbst Türken. An Juden fehlts auch nicht, und Franzosen und Französinnen, wo wären die nicht? Sie haben sich hier eben so gut der Privaterziehung in vornehmen Häusern bemeistert, wie an so vielen andern Orten. Italiener, eine Menge! Ich selbst wohne bey einem und eben sein Sohn ist mein Cicerone. Wie ich dazu gekommen bin? ganz natürlich! Eh ich Wien noch mit einem Fuße betrat, wust ich vorher schon, daß es für einen Fremden hier enorm theuer wäre. Ich nahm mir also gleich vor, in keinem Gasthofe, auch nicht in der Stadt, sondern in der Vorstadt zu logiren. Ich wählte dazu die Leopoldsstadt, lasse meinen Koffer von einem Kerle aufladen und mich aufs Gerathewohl hinbringen. Auf der Schlagbrücke stoß ich auf einen jungen hübschen Menschen, der ebenfalls des Weges geht. Ich frag ihn, ob er in der Leopoldsstadt zu Hause ist? Ja! Nun entdeck ich ihm meine ganzen Geschichten, sag ihm, wer ich bin und ersuch ihn, mir nur in irgend einem Privathause ein kleines Kämmerchen nachzuweisen, was nicht zu theuer wäre. Er, ganz freundlich und dienstfertig, sagt, ich sollte nur mit ihm gehen, er wollte

sehen, daß er mich bey seinem eigenen Vater unterbringen könnte! Wir kommen an; Ich trage dem Alten (Nicolo heißt er) mein Gewerbe vor; Der Sohn spricht mit ihm abseit, kurz, der Handel wird richtig. Und nun stellen Sie sich mein kleines oder vielmehr wirklich grosses Glück vor! Für 3 Gulden die Woche, hab ich Logis, Bette und Mittagtisch. Der junge Nicolo ist nicht nur ein Handwerksverwandter von mir, denn er legt sich auf Miniaturmahlerey, sondern er ist auch überall bekannt und ein Herumläufer, trotz mir, der mir jeden Nachmittag, den er Zeit hat, gern aufopfert. Der Alte nun ist nebenbey mein Italienischer Sprachmeister und bereitet mich allmählich vor auf meine Reise in sein Vaterland. Ob er es gleich schon seit länger als 20 Jahren verlassen und überhaupt durch seine Heyrath mit einer Wienerin fast ganz und gar ein Oesterreicher geworden ist, spricht er doch noch seine Muttersprache mit grosser Fertigkeit und zwar in mehrern Dialekten. Itzt leg ich mich auf den Venetianischen, denn Venedig besuch ich zuerst, und zugleich les ich einige italienische Bücher, als eine Uebersetzung des Vitruvs, Leben der Mahler, Bildhauer und Baumeister, und Lokalbeschreibungen von Venedig, Rom, Florenz ꝛc.

Der junge Nicolo verschaft mir alles das und zugleich hat er mich mit einem hiesigen grossen Künstler persönlich bekannt gemacht, dessen Name Ihnen gewiß auch nicht fremd ist. Das ist der Direktor Schmuzer, der, ob er sich gleich itzt hauptsächlich aufs Kupferstechen legt, doch auch in der Baukunst grosse Kenntniß besitzt. Dieser Mann ist ein neues Beyspiel, wie sich das Genie aus dem Staube emporschwingt! Sein Vater ist ebenfalls Kupferstecher gewesen, aber er hat das Unglück gehabt, ihn schon in seinem achten Jahre zu verlieren. Ein ehrsamer Fleischer und Schlächter, sein Anverwandter, hat ihn drauf zu sich genommen und denkt natürlich, daß er ihm keine grössere Wohlthat erweisen könne, als ihn auch zum Fleischer und Schlächter heranzuziehen. Der junge Schmuzer muß sich seinem Schicksale unterwerfen und fängt sein Metier damit an, daß er des Fleischers Hammel auf die Weide treibt! Aber nun: Ohnfern des Weideplatzes ist das Gebäude der Mahler- und Zeichnungsakademie! Der junge Schmuzer sieht es, sein innerer Trieb erwacht, er kan sich nicht halten, er muß hin und lernen. Er übergiebt also seine Heerde der Obhut seiner übrigen Kameraden und wan-

dert nach der Akademie, wo er mit heisser Begierde den öffentlichen Unterricht einschlurft und den ersten Grund zum Zeichnen legt. Allein der arme Schelm hat sich durch den vertrauten Umgang mit seinen Hammeln eine so widerliche Atmosphäre zugezogen, daß die übrigen Lehrlinge verächtlich die Nasen vor ihm zuhalten und ihn ganz und gar nicht unter sich dulden wollen: In dieser traurigen Krisis erweckt der Himmel den Matthias Donner, daß er sich seiner annimmt, ihn ganz vom Fleischerhandwerk erlöst und ihm bey sich Unterricht ertheilt. Nun ist der Hauptschritt zur Entwickelung seiner Talente gethan; Er widmet sich anfangs der Baukunst, baut in Ungarn und in Wien und legt sich nebenbey aufs Mahlen und Kupferstechen. Der Baron Kettler, ein grosser Mäcen der Künste, sieht einige seiner Arbeiten und giebt ihnen seinen Beyfall. Er empfiehlt ihn dem Fürsten Kaunitz! Dieser verwendet sich für ihn unmittelbar bey der Kaiserin, und Schmutzer hat das Glück, daß er nach Paris in Willens Schule geschickt wird. Nach 4 Jahren wird er als Direktor der Akademie zurückgerufen, und ganz Wien ist itzt stolz auf diesen Mann und hat Ursach es zu seyn.

Doch wie weit bin ich schon von meiner angefangenen Parallel zwischen Berlin und Wien verschlagen! Das müssen Sie nun schon vertragen lernen: Kommen mir doch die Bilder auch nach keiner gewissen Ordnung und Methode in den Kopf, sondern bloß je nachdem Zeit und Umstände es mit sich bringen! Einen Punkt will ich indeß noch berühren, der für Sie als Geistliche bey weitem der interessanteste ist, die Religion.

Als ein Berliner und überhaupt als Mensch und als Christ sind Sie ohne Zweifel auch ein grosser Freund der Toleranz, und in diesem Stücke werden Sie sich gewiß vorstellen, daß Wien Berlin weit nachstehe und daß man die Ketzer, wo nicht öffentlich, doch heimlich, schikanire, drücke und verfolge! Wie falsch und irrig! Ich selbst kam mit diesem Vorurtheile hieher und hatte mir wer weiß wie viel Klugheits- und Vorsichtigkeitsregeln hinters Ohr geschrieben, um mich nicht etwa in böse Händel zu verwickeln: Itzt muß ich über mich selbst lachen! Das versteht sich ohnhin, daß ich in ein Gotteshaus, wenn es auch nicht von meiner Konfession ist, doch nie anders als mit Ehrfurcht und Andacht treten werde: Thät ich das nicht, führt ich mich nur auf irgend eine

Art unanständig auf, so verdient ichs doppelt und dreyfach, daß man mich nicht bloß aus einer katholischen, sondern eben so gut aus einer lutherschen Kirche und selbst aus einer Synagoge mit Schimpf und Schande herausstiesse. Eben so, wenn mir auf der Strasse eine Procession begegnet, bey der aller Augen fromm gen Himmel oder demüthig zur Erde blicken, woher käme mir als einem Protestanten das Recht, durch freche Blicke oder bäurisches Hutaufsetzen der Störer einer solchen Feyerlichkeit zu seyn? Von dieser Seite also war ich schon allein vermöge meiner Grundsätze vor allen schlimmen Händeln gesichert, und sonst wüßt ich auf der Welt nicht, was einem Protestanten hier arges zustossen sollte! Woher käme auch die grosse Menge der Unkatholischen, die sich hier niedergelassen haben und die man alles in allem nahe an 20000 schätzt, wenn es ihnen so übel erginge? Die Lutheraner haben ihre Gotteshäuser bey dem Schwedischen und Dänischen Gesandten, und die Reformierten bey dem Holländischen, und ich möchte mit dem Katholiken die Strafe nicht theilen, der sich unterstünde, sie bey ihrem Gottesdienste zu beunruhigen! Eine Menge Herrschaften, Künstler und Handwerker haben protestantische Gesellen,

Lehrburschen, und Dienstboten; Jene gehen in die Messe und diese in ihre protestantische Predigt und leben übrigens vollkommen auf denselben Fuß, wie Herrschaften und Gesinde bey uns leben. In Frankreich, so viel ich weiß, ist eine Ehe zwischen Katholiken und Protestanten ungültig: Hier weiß man davon nichts und eine solche Ehe hat eben die Kraft und Verbindlichkeit, wie die bloß katholischen. Aber noch mehr: Unter der Kaufmannschaft sind grade die, welche die meisten Geschäfte machen, und besonders die größten Bankiers, Protestanten! Am Hofe, bey der Armee haben viele sehr ansehnliche Chargen: Mir sind Protestantische Generale, Kammerherren, Räthe ꝛc. eine Menge genannt worden! Ueberdem sind die Oesterreichschen Länder von so vielen Uebeln und Gebrechen ganz frey, die andre katholische Staaten drücken. Kein Schatten von Inquisition! Der heilige Vater in Rom wird zwar als das Oberhaupt der Kirche verehrt, hat auch seinen Nuncius hier: Aber seine Bullen gelten eher nicht, bis die grosse Landesmutter ihr *exequatur* darunter geschrieben hat! Eine Appellation nach Rom aber findet ganz und gar nicht Statt! Die Geistlichkeit muß hier eben so gut ihre Steuern und Gaben entrichten, wie

alle andern Bürger! Auch den Klöstern sind weise Gesetze und Verordnungen gegeben, wie diese z. E. daß niemand vor dem 24 Jahre sein Ordensgelübd ablegen darf. Von den Feyertagen, sagt man, daß ihnen eine grosse Einschränkung bevorstehe und daß vielleicht bald ein Edikt deswegen zum Vorschein kommen dürfte! Alles das ist die Frucht von den glücklichen Tagen Marien Theresiens und Josephs. Vorher mochte es wohl nicht so seyn: Aber genug, itzt ist es.

Eben bemerk ichs erst, daß mein Brief schon ungeheuer lang geworden ist und daß ich Ihnen doch im Grunde noch herzlich wenig geschrieben habe. Daraus wird folgen, daß ich itzt mit Ehren abbrechen kan und daß ich Ihnen in den folgenden Briefen desto mehr von meinen kleinen Kenntnissen mittheilen muß. Das soll denn auch, wills Gott, geschehen und so leben Sie wohl und behalten mich lieb. ꝛc.

Postskr. Morgen ist hier eine grosse Feyerlichkeit: Der Erzherzog Maximilian Joseph soll zum Ritter und Koadjutor des deutschen Ordens geschlagen, und übermorgen dem Publiko eine ausserordentliche Fete in Belvedere gegeben werden. Alle Welt spricht das

von und freut sich darauf: Ich werde mich begnügen von fern zuzusehen, ohne mich unter das Getümmel zu mischen.

Zweyter Brief.

Wien den 2ten August, 1770.

Ich habe nun von Wien, den Vorstädten und den umliegenden Oertern ein groß Theil bereist, und könnt ich eben so geschwind schreiben, als denken, so wollt ich Ihnen einen hübschen Haufen zu lesen geben. Pro primo hab ich geschaut die Porzellänfabrik in der Rossau, und da mein braver Nicolo mich mit einigen Mahlern bey derselben näher bekannt gemacht hat, so ist es mir gelungen, etwas näheres davon zu erfahren, was ich Ihnen aber nicht schreiben werde, weil es Sie sehr wenig interessiren würde. Eine Anstalt hingegen wird Sie gewiß freuen, die Sie schwerlich auf allen Ihren Reisen angetroffen haben und die doch so offenbar und handgreiflich nützlich ist! Das ist die Kommercialzeichnungsakademie, die ich in Absicht des Nutzens jeder Mahlerakademie vorziehe, und wenn sie aus lauter Raphaels und Tizians bestände. Sie besteht schon seit 1753. und ist gestiftet, für wen? Für Manufakturisten, Künstler und überhaupt solche Profes-

stonisten, die bey ihren Metiers das Zeichnen nicht entbehren können, und wie viele sind deren nicht? Hierbey können Sie zu gleicher Zeit bemerken, wie wenig man itzt in Wien auf eine übertriebene Art bigott ist. Alle diese Künstler und Professionisten haben natürlich Werkeltage über keine Zeit, irgend einem Unterrichte beyzuwohnen, wenn er auch noch so heilsam wäre. Die Lehrzeit ist also ohne Bedenken auf den Sonntag verlegt, und man glaubt keineswegs, daß dis eine Entheiligung des Sabbaths ist. Alle Sonn- und Festtage früh um acht nach der Messe, versammlen sich alle Zeichnungslustige in der Akademie und geniessen dort unentgeldlich bis halb zwölf den ihnen nöthigen Unterricht, jeder in seiner Art. Es sind eine grosse Menge Zeichnungen vorräthig und ich selbst habe zu meinem Vergnügen zwey Sonntage mitgezeichnet, auch sogar ein kleines Lob davon getragen. Sie können leicht denken, daß eine so gemeinnützige Anstalt nicht ohne Früchte bleiben kan und daß das Land durch dieselbe um so bessere und geschicktere Künstler und Professionisten bekommt. Ueberhaupt sind ich hier, ausser Zuckerraffinerien, die mir in Triest und Fiume noch bevorstehen, fast diesel-

ben Fabriken und Manufakturen wieder, die ich schon in Berlin gesehen habe. Ich habe deren eine Menge, die in Seide, Wolle, Baumwolle, Gold und Silber, Stahl, Vitriol, Leder ꝛc. arbeiten, besucht, und mein Hauptgeschäft, ist, die Verschiedenheiten anzumerken, die ich in der Art der Behandlung zwischen Berlin und Wien wahrneme. In dem berühmten Herrnals schlug ich zwey Fliegen mit einer Klappe; besah den Calvarienberg, der genau nach dem zu Jerusalem geformt ist und immer eine Menge andächtiger Seelen nach sich zieht, und zugleich die dortige Lederfabrik. Nach dem lieben Baden muß ich doch auch nächstens, ob ichs wohl bleiben lassen werde, mich in dem warmen Wasser da zu brühen, da ichs in der Donau besser haben kan: Es ist mir mehr um die Neuhäuser Spiegelfabrik und um die Nadelburger Nehnadelfabrik zu thun, die nicht weit davon sind. Die erste hab ich noch nie gesehen und ich schmachte schier eben so darnach, wie Sie nach einem neuen Werke irgend eines grossen Kirchenlehrers. Von der letzten mach ich mir ebenfalls im Voraus grosse Begriffe, da über 200 Personen daran arbeiten und diese Fabrik nicht nur alle Kayserlichen Länder

mit Nehnadeln und Fingerhüten versorgt, sondern selbst noch ausführt.

Von der Spiegel und Nehnadelfabrik lassen Sie mich nun gleich einen Sprung auf die Gelehrsamkeit thun, von der Sie destomehr verstehen, je weniger ich davon weiß. Berlin hat eine Akademie der Wissenschaften: Die hat Wien nicht, und so viel hör ich wohl, daß durch Klopstocken keine zu Stande kommen wird! Wien hingegen hat eine grosse starkbesuchte Universität, die Berlin wieder nicht hat, und dabey kan ich mich denn nicht enthalten, mich in Gedanken nach meinem alten lieben Halle zu versetzen. Es ist doch in der That ein himmelweiter Unterschied zwischen beyden Universitäten! Nicht in den Wissenschaften, denn es wird hier alles gelehrt, was bey uns auf dem Katheder vorkommt, und um nur eins anzuführen, die Botanik wird nach dem Linneus im Kayserlichen Garten gelesen! Aber sonst in zwanzig andern Dingen. Von akademischer Freyheit ist auch hier nicht eine Spur zu hören und zu sehen; Nichts von Schreyen und Singen weder auf der Strasse noch in den Häusern, und nun vollends von Duelliren unter Studenten hat man hier keinen Begriff. Die Nähe des Hofes und die starke Garnison

kan daran nicht allein Schuld seyn: Denn auch auf den andern Oesterreichischen Universitäten herrscht eine gleiche Ruhe und Stille! Ich denke, das Wahre ist wohl dieses: Die Professoren haben hier einen viel stärkern Gehalt, so daß sie die Kollegia nicht nur füglich umsonst lesen können, sondern auch müssen. Dadurch entsteht gleich eine ungleich grössere Kluft zwischen dem Professor und seinem Schüler! Dieser kan jenen nun nicht als ein von ihm abhängiges Wesen betrachten, das ohne seinen halbjährigen Dukaten oder Louisdor schmale Bissen beissen müste, und kan sich folglich aus diesem Grunde keine ungebührlichen Aers über seinen Lehrer geben, wie ich es so manchmal mit Aerger und Verdruß gesehen habe, daß ungehobelte Leute kaum den Hut vor den würdigsten und geschicktesten Lehrern abgezogen! Auf der andern Seite hat der Professor auch nicht Ursach etwa um schnöden Gewinstes willen dem Studenten im mindesten durch die Finger zu sehen. Er braucht nicht darauf Rücksicht zu nehmen, ob die Universität schwach oder stark ist: Denn einer, oder 10000 ist für seinen Beutel einerley! Daher denn die tiefe Ehrerbietung und Furcht, die ich hier von den Studirenden gegen ihre Vorgesetzten wahrnehme: Eine einzige Impertinenz würde ohnfehlbar die Rele-

gation nach sich ziehen! Dazu kommt aber noch ein andrer, noch ungleich kräftigerer Umstand, das alljährliche Examen! Wie viel Protestantische Professoren fragen wohl darnach, ob auch ihre Zuhörer wirklich Zuhörer sind? Ich wenigstens habe mehr als einmal gleich nach den ersten 6 Wochen ihre Anzahl bis zur Hälfte schwinden sehen und niemand hat die Austreter deshalb zur Rede gesetzt. Muß hernach nicht nothwendig das Sprichwort wahr werden, daß Müssiggang aller Laster Anfang ist! Diesem Uebel ist hier, nicht ganz, denn das ist unmöglich! aber doch um so viel vorgebeugt als es möglich ist. Die jungen Herren, wenn sie im jährlichen Examen erscheinen, müssen fein vor ihren Lehrern Testimonia vorzeigen, ob sie auch die Kollegia fleissig besucht haben: Ist es nicht geschehen, so fällt auch das Testimonium weg und dann fackelt man nicht lange mit ihnen, sondern weist sie nach Befinden ganz von der Universität weg. Im Examen selbst nun fühlt man ihnen auf die Zähne, ob sie bloß mit dem Körper oder auch ein Bischen mit dem Geiste in den Kollegien gewesen sind, und dann liegt Lob und Tadel, Belohnung und Strafe in der Wageschaale! Hält sich einer durch die ganze Laufbahn seines akademischen Lebens brav

und thut sich durch Kopf und Fleiß vor allen andern hervor, so bekommt er das *Eminenter*! Dieser Lobspruch wird unmittelbar bey Hofe eingegeben, Maria Theresia hält es nicht für zu klein, ihn zu lesen und ein solcher Jüngling kan einer guten und raschen Beförderung fest entgegensehen! So was ermuntert, so was spornt zum Fleisse und zur Thätigkeit! Machen Sie nun die Anwendung hievon, wie und auf wen es Ihnen beliebt, ich bin unschuldig an den Folgen und stehe bloß vor die Fakta.

Eh ichs vergesse: Sie wollen ja von der hiesigen Censur und von dem Katalogus der verbotenen Bücher einige Nachricht haben! Ich habe einen aufgetrieben, um doch nicht wie der Blinde von der Farbe zu sprechen und mich zugleich nach der wahren Beschaffenheit der Sache näher erkundigt. Ein Student, mit dem ich von ohngefehr im Prater bekannt wurde und dem der Kopf und das Maul auf dem rechten Flecke stand, drückte sich darüber mit grosser Wärme und Nachdruck aus. Ihr Herren Ausländer, sagte er, habt so viel über unsre Censuranstalten zu spotten und zu lästern, nennt es Seelenschnürung und der Himmel weiß, wie noch ärger! Aber mit Erlaubniß, mein Herr,

in welchem polizirten Lande läßt man denn wohl die Apotheker frey und frank Gift verkaufen? So viel ich weiß, sind überall strenge Gesetze, damit das Gift ja nicht in die unrechten Hände komme und durch Bosheit oder unglücklichen Zufall Schaden und Nachtheil entstehe! Und unsre zärtliche Landesmutter sollte nicht davor sorgen, daß sich kein heimliches oder offenbares Gift in die Seelen ihrer Unterthanen einschleiche? Oder ist es etwa eine zweifelhafte Sache, daß ein irreligiöses oder lüderliches Buch ein noch tausendmal schädlicheres Gift für die Seele werden könne, als Arsenik für den Körper?

Hier unterbrach ich ihn, indem ich ihm vorstellte, daß jeder Vernünftiger die frommen und edlen Absichten der Kaiserin verehren müsse und daß niemand offenbar gottlosen und abscheulichen Büchern das Wort reden werde! Nur das befremdete, daß man unter den verbotnen Büchern nicht einige, sondern viele anträfe, als z. E. den Phädon, einige Werke von Iselin und von Locke, in denen doch gewiß überall nichts gegen die Religion und gegen den Staat anzutreffen wäre! „Distinguendum inter et inter, erwiederte mein Student. Nicht alle Bücher, die im Katalogus stehen, sind allen ohne Unterschied zu lesen verboten, sondern werden bloß

dem grossen Haufen vorenthalten; Den prudentioribus hingegen werden sie ohne Bedenken von der Censur zum Lesen verstattet. Unsre Denisse, Mastaliers, Sonnenfelse und hundert andre kennen Moses Mendelson und Iselin so gut, als man sie irgend wo kennt! Wenn Sie übrigens auch in dem Wahne stehen, wie so manche, als ob der Katalogus libr. prohibitor. ein Verzeichniß der besten und schönsten Bücher wäre, die bloß die dummen Leute in Wien nicht Verstand genug hätten, zu fassen und zu schmecken, nun so kan ich Ihnen keinen bessern Rath geben, als suchen Sie ihn aufzutreiben und lesen ihn, und dann sagen Sie mir Bescheid!„ Diese Auffoderung spornte mich vollends, daß ich nicht eher nachließ, bis ich mit Gutem und Bösem einen auf einige Zeit gelieshen bekam. Der Mann hat Recht! Unter 100 Büchern wird man kaum bey einem oder zweyen stutzen und bey sich selbst fragen: Warum ist doch wohl das Buch verboten? Bey allen übrigen fällt es meist aus dem blossen Titel in die Augen. Was meynen Sie wohl, wie viel der Verstand und das Herz einer Nation gewinnen werden, wenn es ihr freysteht folgende trefliche Werke zu lesen: Der belohnte Esel in einer Predigt vorgetragen. Des

galanten Frauenzimmers kurioſe Flohjagd von *Simpliciſſimo* Springinsfeld. Auserleſenſter Kurioſitäten merkwürdiger Traumtempel. Die Quarre vor der Pfarre. Der luſtige Weiberprokurator. *Azoila, hiſtoire, qui n' eſt point morale.* Geſchichte der Angelika, oder die Schöne ohne Hand. *Le pucelage nageur* ꝛc. Gelt, das ſind Werke, der Unſterblichkeit würdig? Die übrigen nun, ſo viel ich davon verſtehe, greifen entweder die Religion überhaupt, oder doch die Landesreligion an, oder ſind gegen das regierende Haus gerichtet, und wo da die Ungerechtigkeit herkommen ſoll, ſie zu verbieten, ſeh ich wenigſtens nicht ab. Die einzigen, die ſich mit einigem Scheine des Rechtes darüber beklagen könnten, wären die Buchhändler: Aber dann thäten ſie es ſicherlich nicht als gute Bürger, ſondern als bloſſe Kaufleute, die mit dem Kayſer Veſpaſian das Symbolum haben, *lucri bonus odor ex re qualibet.*

Von einer Cenſur komm ich ganz natürlich auf die andere, die wohl auch ſchwerlich irgends ſonſt angetroffen werden dürfte, als hier! Eben ſo wenig, als Maria Thereſia es dulden will, daß die Seelen ihrer Unterthanen durch gottloſe und verruchte Bücher verdorben werden, eben

so wacht Sie darüber, daß Wollust und Ausschweifungen nicht ein gleiches Unheil anrichten. Die Liebeshändel, die in andern grossen Städten frey und ungehindert getrieben werden, finden hier sehr erhebliche Hindernisse. Die Polizey wacht mit Falkenaugen darauf, und welche Dirne oder auch Dame (und wenn es selbst eine Gräfin wäre) sich auf unerlaubten Wegen ertappen läßt, muß ohne Barmherzigkeit nach dem Zuchthause wandern, von dem sie entweder mit einer Warnung oder Züchtigung wieder los kommt, oder aber den nächsten Schub nach Hungarn zieren hilft. Ein solcher Schub ist eine Schifsladung von Weibsen aller Art, die sich in das sechste Gebot nicht recht finden konnten; Diese werden nun in eine Art von Exilium geschickt und dienen zugleich, menschenleere Gegenden um Temeswar herum auszufüllen. Anfangs schien es mir sehr hart, daß, da doch zu einem Liebeshandels zwey gehören, das schwerste Gewicht der Strafe grade auf das schwache Werkzeug fällt: Allein hinterher hab ich eingesehen, daß die Sache völlig beym rechten Zipfel angefaßt ist! Ist das weibliche Geschlecht einmal in Furcht und Schrecken gesetzt,

so fallen die Versuchungen der Männer von selbst weg oder fruchten doch nichts. Und welche Wienerin muß sich nicht vor Temeswar fürchten, welches einer der ungesundesten Oerter in der ganzen Christenheit ist, wo die Menschen aussehen, wie die Leichen und das Fieber fast nie los werden? Von dieser Schüchternheit und Furchtsamkeit des weiblichen Geschlechts gegen unser einen bin ich selbst Zeuge, und wär es die Absicht meiner Reise, mit hübschen Mädchen zu löffeln, ich wüste in der That nicht, wie ich es hier anstellen wollte. Doch mag es freylich junge Herren genug geben, die das Ding besser verstehen, wie ich, und auch Mädchen genug, die das wachsame Auge der Polizey dennoch berücken: Es heist ja, Weiberlist über alle List und die hiesigen Schönen sind doch gewiß aus keinem andern Stoffe gebaut, wie anderwärts! Woher käme denn auch sonst die Ueberschrift über einem Saale im Sankt Marx-Spitale, die ich selbst gelesen habe: Die aus Liebe unglücklich gewordnen Frauenzimmer! Dis Spital enthält eben dieselben Gegenstände, wie die Charité in Berlin und man erweist den Wöchnerinnen sowohl, als den Inficirten alle nur menschliche Hülfleistung: Allein um sie

ihre Schmach und Schande fühlen zu lassen, werden alle Jahr einmal die sämtlichen Thüren für Creti und Pleti geöfnet, und Sie können leicht denken, daß der Johann Hagel und die Strassenbuben es nicht an Spötereyen und Anzüglichkeiten werden fehlen lassen!

Von den hiesigen nicht kontrebanden Lustbarkeiten kan ich Ihnen wenig sagen, weil ich dazu weder Zeit noch Geld habe. Wär ich musikalisch, so würd ich hier recht in meinem Elemente seyn; Es giebt hier Musik vollauf und die grösten Meister auf allen Instrumenten, weiblichen und männlichen Geschlechts, von Profession und nicht von Profession. Schauspiele nicht minder; Deutsche und Französische Komödie, Haupt- und Staatsaktionen, Marionetten, Seiltänzer, kurz, wozu man Lust hat. Zwey Arten von Vergnügungen aber find ich hier, von denen man, glaub ich, in Berlin nichts weiß, das ist das Feuerwerk und die Hetze. Die Feuerwerke werden im Prater gegeben und zwar kämpfen zwey Nebenbuhler, ein Italiener und ein Deutscher, um die Ehre, welcher von beyden es am besten macht. Ich habe Girandolini gesehen; Wenn Sie mich aber exa-

miniren wollten, was ich eigentlich gesehen und wie und warum es mir gefallen, so würd ich eben so schlecht bestehen, als mancher von Ihren Zuhörern, wenn Sie ihn nach dem Inhalte der Predigt fragten. Genug es war herrlich und mein Geld reut mich nicht: Das ist alles, was ich sagen kan! Die Herren Wiener hingegen wissen über ein Feuerwerk, wie die Aristoteleſſe, zu kunstrichtern. Es sind ordentlich zwey Parteyen, die deutsche und die wälsche; Diese hält es mit Girandolini, jene mit Stuwern, und eine sucht immer der andern zu beweisen, daß sie einen schlechten und unrichtigen Geschmack hat. Mein Nicolo hält es (wider alle Landsmannschaft) mit dem Deutschen und ich soll den mit aller Gewalt auch sehen. Ich werde es auch nur schon thun müssen und ihn aus Gefälligkeit wacker herausstreichen, ob ich gleich vorhersehe, daß mir einer so gut gefallen wird, wie der andre. Das Hetzamphitheater ist ein grosses geräumiges Haus, in dem wenigstens 3000 Zuschauer Platz haben, und die mochten auch wohl da seyn, weil ich es besuchte. Die Thiere allein sind es werth, daß man wenigstens einmal den Gespaß (so nennts der Wienersche Pöbel) ansieht, denn es giebt

hier Löwen, Tiger, Bäre, Wölfe, wilde Schweine, Hirsche, Stiere, Füchse, Dachse, Luchse, und eine ganze Kuppel grosser Hunde, die hier die Stelle der Ritter in den spanischen Stiergefechten vertreten. Aber um zu diesem Gespasse lachen und schäkern und klatschen zu können, muß man nothwendig eine andre Seele haben, wie ich! Mir stand die meiste Zeit der helle Angstschweiß auf dem Gesicht; Es war mir unmöglich, aus der Quaal und Marter eines empfindenden Wesens Vergnügen zu schöpfen! Zum Beyspiel, hier ist es einer der vornehmsten Spasse, wenn ein Ochs oder ein Bär in vollem Feuer gehetzt wird: Das heißt, man bindet ihm Feuer unter den Schwanz und Schwärmer überall um den ganzen Leib, an die Hörner, Ohren ꝛc. Einen Bären sah ich von Hunden in Stücken reissen, und einen andern Bären, der heißhungrig über einen jungen Ochsen herfiel und ihn zerriß. Des Zerreissens ist zwar nach Proportion nicht viel, und es bleibt mehrentheils beym simpeln Hetzen und Verfolgen: Aber auch nur einmal ist, denk ich, schon zu viel, wenigstens für mich; Ich komme des Weges nicht wieder,

und ich höre auch, daß die eigentliche beau monde von Wien sich nie im Amphitheater blicken läßt.

Nun, mein Bester, nehm ich wieder auf einige Zeit von Ihnen Abschied, mit der alten Versicherung, die Sie wissen ꝛc.

Dritter Brief.

Geschwind muß ich Ihnen noch einmal vor hier aus schreiben! Morgen oder übermorgen geht ein Donauschiff herab nach Preßburg und ich kan nicht umhin, einen kleinen Wips nach Hungarn zu machen, um ein so schönes Land und ein so braves Volk ein wenig kennen zu lernen. Also, was mir zuerst einfällt oder vielmehr, wovon mein Herz am meisten voll ist!

Ich habe nun Marien Theresien gesehn, schon mehr als einmal gesehn, denn ich spaziere fleissig heraus nach Schönbrunn, um mich an den hiesigen vielen uud mannigfaltigen Wundern der Natur und Kunst zu ergötzen. Schönbrunn, ohne Uebertreibung, ist ein wahrhaftiges kleines Paradieß, oder vielmehr kein kleines, denn mit den Gärten ist es von ei-

nem gewaltigen Umfange. Vergebens würd ich Ihnen durch Beschreibung einen Begriff davon zu machen suchen: Ich lege Ihnen also eine Zeichnung bey, die doch wenigstens besser als gar nichts ist. Uebrigens läßt sich kein schönerer Kontrast denken, als der zwischen der prächtigen Wohnung, und der von aller Pracht entfernten Gebieterin. Die Kaiserin geht nach dem Tode Ihres Gemahls nie anders als schwarz und ich wüßte keine Farbe, die sich zu Ihrer Miene besser schicken könnte, die ganz aus Ernst und Milde zusammengewebt ist. Die Spuren ihrer ehemaligen Schönheit sind nicht zu verkennen und sie hat sie auf alle ihre Kinder fort pflanzt: Doch was ist Schönheit des Körpers gegen Schönheit der Seele? Alle die Liebe und Zärtlichkeit, die nur irgend eine Mutter gegen ihre Kinder empfinden kan, fühlt die Kaiserin nicht bloß gegen ihre Kinder, sondern gegen alle ihre Unterthanen.

Können Sie sich einen zärtlichern Zug denken, als den von der letzten grossen Fete in Belvedere? Die Kaiserin sorgt nicht bloß überhaupt für gute Ordnung unter der erstaunlichen Menge von Gästen und Zuschauern; läßt nicht bloß die nöthigen Veranstaltungen tref-

fen im Fall etwa unglücklicher Weise Feuer auskäme: Sondern es waren so gar eine Menge Aerzte und Wundärzte mit Arzneyen bey der Hand und Betten aufgeschlagen, wenn jemand im Gewühle und Getümmel krank werden oder sonst etwa ein Unglück haben sollte! Dasjenige, wobey sie überhaupt am meisten und am unmittelbarsten wirksam ist, ist die Sorge für die Erziehung, für Waisen, für Arme und Kranke. Das von ihr selbst gestiftete Theresianum besitzt insbesondere ihre Zuneigung; Sie besucht es an feyerlichen Tagen, wohnt dem Examen und der Austheilung der Prämien bey und bespricht sich auf das gütigste mit den Akademisten. Ausserdem, was für eine Menge grosser, ins Ganze gehender Landesverbesserungen sind nicht schon geschehen und sollen noch künftig geschehen! Austrocknung der Sümpfe und Anlegung neuer Kolonien, (Suchen Sie einmal in einer Geographie Theresienfeld, Sie werden es nicht finden), Schifbarmachung der Flüsse, Beförderung des Handels, der Manufakturen und Fabriken, Prämien auf nützliche Entdeckungen, (ich könnte gleich 100 Dukaten verdienen, wenn ich eine recht schöne Walkererde hier entdeckte) und so eine Menge! Nur

nicht wieder Krieg; Nicht als ob man sich hier davor fürchtete, sondern weil kein Krieg je verbessert, wohl aber allemal richtig verschlimmert hat.

Nun Joseph! Ich wiederhole Ihnen nicht, was Sie ohnehin schon wissen; Seine Entfernung von allem Luxus, seinen Haß gegen alles steife Gepränge und Ceremoniel des Hofes, seine ungemeine Güte und Herablassung, die aber in seinen Augen nicht Herablassung ist, denn der Kaiser glaubt nicht, daß sich ein Mensch zu einem andern Menschen herablassen könne! Aber das muß ich Ihnen sagen, der Kaiser hat wirkliche Freunde und Freundinnen unter einigen Grossen Wiens; Nicht Favoriten, die liebt er nicht, aber wie gesagt, eigentliche Freunde, mit denen er auf einen eben so vertraulichen Fuß lebt, wie wir untereinander, sie oft unvermuthet überfällt, wenn sie ihn am wenigsten erwarten, ohne daß der geringste Aufruhr deswegen entstehen darf! Gewisse von Stolz aufgeblasene Leute können sich darein ganz und gar nicht finden; Ihrer Meynung nach soll diese unverkennbare Leutseligkeit bloß Verstellung oder Laune seyn: Allein daraus folgt nur so viel, daß

eben diese Leute, wenn sie der Himmel in seinem Zorne auf den Kaiserlichen Thron gesetzt hätte, keine Josephs geworden wären, sondern dafür lieber den grossen Mogul gespielt hätten! Daß der Kaiser Soldat ist, wissen Sie, aber was sich beym Krieger nicht so immer von selbst versteht, muß ich hinzusetzen, er liebt auch die Wissenschaften! Nicht bloß die, die einen Soldaten machen, sondern alle, die einen wesentlichen Einfluß in die Glückseligkeit des Landes und seiner Einwohner haben. Viele Wissenschaften und Künste aber haben diese Eigenschaft nicht, sondern fröhnen bloß dem sinnlichen Vergnügen und helfen denjenigen die Zeit verträumen, die sie auf keine bessere Art anzuwenden wissen: Und diese Wissenschaften liebt der Kaiser nicht, oder betrachtet sie wenigstens mit sehr gleichgültigen Augen! Von dieser seiner richtigen Kennerschaft nur eine einzige Anekdote. Als der Kaiser im vorigen Jahre Italien besuchte, lernte er in Neapel zween Köpfe vom ersten Range kennen, den Prinzen von Sanfevero und den Herzog von Roya. Beyde und besonders der erste, sind grosse Erfinder. Der Prinz hat ein Werk vom Exerziren für die Infanterie geschrieben; hat aus einer Pflanze ei-

ne Art Seide gezogen, aus der man Rock, Weste, Hut, Schuh, Tapeten ꝛc. machen kan; hat eine neue Art Tuch erfunden, die allem Wasser widersteht und wenn sie auch ein Jahr lang im Abgrunde des Meeres läge, dennoch trocken bleiben würde; Nicht etwa auf einerley Art, sondern auf mehrere macht er das Seewasser süß, daß es der Fäulniß sogar noch länger trotzt, als das Landwasser, kurz, der Mann ist, ohne Zauberey, eine Art von Zauberer und Schwarzkünstler. Der Herzog ist anfangs Professor der Mathematik gewesen und hat nachher den Katheder mit dem Generalstabe vertauscht. Und nun der Kaiser? Bey seinem Abschiede vom Könige zu Neapel sagt er zu ihm, er wünschte sich von alle dem Schönen, was er hier gesehen, nur zweyerley, den Prinzen von Sanfevero und den Herzog von Noya. Ist das Liebe oder Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaften? —

So eben werd ich unterbrochen, durch einen Besuch, den ich mir selbst zugezogen habe und der mir sehr angenehm ist, ob er mir gleich zur unrechten Zeit kommt. — Es waren die barmherzigen Brüder hier von der Leopoldsstadt; Ich habe neulich ihr Hospital, und

auch das Rekonvaleſcentenhaus auf der Landſtraſſe beſucht und mich ſo unendlich darüber gefreut, daß ich ſie bat, ſie möchten mich ja bey ihrer monatlichen Hauskollekte nicht übergehen und mein Scherflein auch annehmen. Liebſter Freund, was ſind doch alle unſre, auch ſehr gute, Armen- und Krankenanſtalten gegen dieſe barmherzige Brüderſchaft? Wir Proteſtanten haben immer eine Menge Einwürfe und Vorwürfe gegen die Klöſter zu machen: Aber vor einem ſolchen Kloſter, was es ſich zum Gelübde macht, menſchliches Elend zu mindern, Kranke zu heilen und ihrer zu pflegen und zu warten, davor muß auch der erklärteſte Mönchsfeind verſtummen, und ich habe mich vollkommnen überzeugt, daß es für alle unſre proteſtantiſchen Städte ein wahrer Segen ſeyn würde, ſolche Klöſter in ihren Mauern zu haben. Auch bey den beſten Stiftungen ſchleicht ſich allmählich der Misbrauch ein; Gegen einen Krankenwärter, der aus Religion und Menſchenliebe alle ſeine Pflichten erfüllt, iſt ſicherlich wieder einer, der ſichs ſo leicht macht, als er kan, und ich habe mir ſogar von Unterſchleif, Betrug, Abknapſen und mehr Abſcheulichkeiten erzählen laſſen, daß mir die Haare zu Berge geſtanden haben! Hier fällt

das alles weg. Der Geist der Religion und die Heiligkeit des Gelübde beugt allen Misbräuchen vor. Die Brüder, von dem Gedanken belebt, daß Gott es ihnen in jener Welt vergelten werde, was sie hier zum Besten ihrer Mitmenschen thun, scheuen keine Mühe, keine Beraubung des Schlafs, und von dem Ekel, der unser einem beym Anblicke mancher Krankheit ankommt, scheinen sie ganz und gar nichts zu wissen. Ueberdem besitzen sie von der Medicin und Chirurgie solche gründliche Kenntnisse, daß sich sehr viele bey ihnen Raths erholen und sich sehr wohl dabey befinden. Und nun die edle Unparteilichkeit, mit der sie ihre Hülfe nicht bloß ihren Religionsverwandten, sondern auch uns Ketzern bereit halten! Ich weiß kein grösseres Unglück für mich, als wenn ich auf meiner Reise krank werden sollte: Allein gesetzt, dis Unglück sey über mich verhängt, so gib mir, o Gott, nur diese Wohlthat, daß ich in die Hände der barmherzigen Brüder falle; Es heißt doch, daß manchmal das Vertrauen des Patienten auf seinen Arzt ihn allein wieder gesund machen soll: Nun denn genes ich gewis wieder! —

Eine zweyte Botschaft! Das Schiff geht morgen richtig ab: Also muß ich meine Sächelchen wohl zu rechte machen, und Vale, bis auf weitern Bescheid!

Vierter Brief.

Wien, den 1. Septbr. 1770.

Mein Wips nach Hungarn ist glücklich vollbracht und ich bin bereits wieder in meinem alten Quartiere bey Signor Nicolo. Die Hinreise zu Schiffe ist mir viel werth, denn ich habe auf derselben einen Menschen kennen lernen, der in seiner Art gewiß eine sehr grosse Seltenheit ist. Sein äusseres Ansehn versprach mir anfangs nichts mehr und nichts weniger, als einen reisenden Handwerksburschen: Denn er trug einen sehr schlechten Rock, zerrissene Strümpfe und Schuhe, und eine kurze Tabakpfeife im Munde. Was mir aber gleich auffallen muste, war, daß er in verschiednen Zungen und Sprachen redete, mit einem Engländer, der nach Tokay reiste, Englisch, mit einem Ungarschen Ochsenhändler Ungarsch, mit einem Polacken Polnisch ꝛc. Ich trat dem Menschen sogleich näher auf auf den Leib und er, nicht faul, redete mich Italienisch an. Ich antwortete ihm, so gut

ich konnte, und bezeigte ihm meine Verwunderung, in ihm einen so grossen Sprachkenner zu erblicken. „O mein Herr, sagte er, Sie haben noch gar nichts gehört! Ich kan Ihnen mit wenigstens zwölf Sprachen aufwarten, die mir alle gleich geläufig sind. Ungarsch ist meine Muttersprache; Ausserdem red ich latein, französisch, deutsch, englisch, holländisch, dänisch, polnisch, russisch, türkisch: Wollen Sie die Probe machen, so sollen Sie gleich hören!„ Ich erwiederte ihm, daß ich leider zu einer solchen Probe viel zu schwach wäre, indeß möchte er mirs nun nicht übel nehmen, da er meine Neugierde selbst rege gemacht, daß ich ihn um seinen Namen, und wenns nicht zu vorwitzig wäre, auch um die Hauptschicksale seines Lebens fragte, denn ich bildete mir ein, daß diese eben so sonderbar und seltsam seyn müßten, wie seine grosse Sprachkenntnisse. „Ich heisse *Ioseph Infortune*, sagt er, und von meinen Schicksalen wäre so viel zu erzählen, daß wenn wir auch itzt in einem Strich bis Konstantinopel reisten, so würd ich doch noch nicht damit fertig seyn!„ Das war nun eine Uebertreibung, die sich gewaschen hatte: Und doch hab ich hinterher gefunden, daß die Lüge so gar groß

nicht war. Aus dem wenigen, was er mir erzählt, läßt sich schliessen, daß sein Leben eines der ausserordentlichsten Gewebe von Unglücksfällen und Abentheuern seyn muß. Sein Vaterland ist Ungarn und er ist aus Preßburg gebürtig, wohin er itzt zu gehen denkt, um den frühen Abend seines Lebens zu beschliessen. Als ein Kind verliehrt er seinen Vater und die Mutter zieht mit ihm nach Wien. Sie, nicht willens wieder zu heyrathen, wird Kammerfrau bey der Gemahlin des französischen Gesandten, die selbst keine Kinder hat und den kleinen Infortune so gut als an Kindesstatt annimmt. Er bekommt eine sehr gute Erziehung, unterdeß aber wird der französische Gesandte nach Paris zurückgerufen; Der Entschluß ist bald gefaßt und Mutter und Sohn reisen mit. Die Mutter wird unterwegens krank und stirbt in Straßburg; Der Gesandte läßt sie gehörig unter die Erde bringen und der kleine Waisenknabe folgt nach Paris. Er wird auf die Schule geschickt, von der Schule auf die Universität, verliert aber bald die zeitherige großmüthige Unterstützung des Gesandten, indem dieser beym Könige in Ungnade fällt, seine Güter konfiscirt und er selbst ins Exilium verwiesen wird.

Durch neue Unterstützung vollendet er seine Studia und wird dann Hofmeister bey einem französischen Grafen, den er auf Reisen führt. Aber noch sind sie nicht weiter als nach Boulogne gekommen, als der Graf in einer Spielgesellschaft mit einem Offizier aus der Normandie Händel bekommt; Unser Mann will sich seines Grafen annehmen, zieht sich aber dadurch in öffentlicher Gesellschaft eine Ohrfeige zu. Voll Wuth fodert er den Offizier vor die Klinge, ob er sich gleich sehr wenig auf den Degen versteht, und hat das Glück oder Unglück vielmehr, seinen Gegner (er wuste selbst nicht, ob todt oder nur schwer verwundet) zu Boden zu legen. Sogleich macht er sich auf die Flucht und erreicht die Oesterreichischen Niederlande, ohne eingeholt zu werden: Von da nach Amsterdam und zu Schiffe nach Hamburg. Hier geräth er in die Hände eines Dänischen Werbofftiers, der ihm mit Gutem und Bösem den Soldatenrock anschwatzt. Er wird nach Kopenhagen transportirt, tritt seine neue Charge an, da man aber gegen seine vielen und mannichfaltigen Kenntnisse unnöthig gleichgültig seyn kan, avancirt er bald zum Unteroffi-

zier. In dieser Qualité erwirbt er sich die Bekanntschaft und Freundschaft eines Mannes, der lange Zeit auf den nach der Levante gehenden Schiffen als Dolmetscher gebraucht worden. Er lernt das Türkische von ihm, in ein paar Jahren ist er den Soldatenrock völlig los und geht selbst als Dolmetscher mit nach Konstantinopel. Nach mehrmaligem Hin- und Herreisen, auf dem er sich einiges Vermögen erworben, wird er mit einem hübschen Mädchen in Kopenhagen bekannt, bietet ihr Herz und Hand an und sie schlägt es nicht aus. Bey der blossen Erinnerung an diese seine Frau schnob er Wuth und Rache, und seiner Erzählung nach hatt es der arme Schelm freylich wohl Ursach! Kurz, er merkt, daß sie ihm untreu ist und mit einem jungen Offizier einen heimlichen Umgang unterhält. Einsmals überfällt er sie beide, um sie zur gebührenden Strafe zu ziehen; Der Offizier aber, der itzt seine ganze Ehre auf dem Spiele sieht, bekommt von der Verzweifelung Muth, entwafnet unsern Mann, zerprügelt ihn auf eine ganz unbarmherzige Art, läßt ihn liegen und macht sich mit der Frau an der Hand davon. Natürlich kan er nach einem so demüthigenden Auf-

tritte nicht länger in Kopenhagen bleiben; Er verläßt Dännemark, und seit der Zeit ist er, wie ich ihn gefunden habe, ein armer bedauernswürdiger Landstreicher, der sich aus einem Lande ins andre gebettelt hat und nun von der Barmherzigkeit seiner Landsleute noch das meiste erwartet. Ich hab ihm gegeben, so viel ich von meinem mitgenommenen Zehrgelde missen konnte, und dis war ich ihm nicht bloß aus christlicher Liebe, sondern auch aus Dankbarkeit schuldig, weil ich die ganze Reise über mit ihm Italienisch geplaudert und darinn wirklich profitirt habe.

In Preßburg selbst nun hab ich zwey so angenehme Tage verlebt, als ich mir vorher kaum hätte träumen lassen. Was doch die Dinge in der Welt manchmal seltsam und schnurricht zusammenhängen! Weil ich in Halle (das reimen Sie mir einmal zusammen) Mathematik gehört habe, genieß ich davor von einen Manne in Preßburg die grösten Gefälligkeiten und die angenehmsten Dienstleistungen von der Welt! Kurz die Sache ist diese: Ich höre von ohngefähr, daß hier ein Doktor der Medicin, Namens Segner ist. Husch, fällt mir ein, ob das nicht vielleicht ein Anverwandter von unserm grossen Mathematiker

Segner, meinem geliebtesten und verehrtesten Lehrer ist, denn das wuste ich schon, daß er aus Ungarn gebürtig wäre! Ich, ohne Umstände, frage den Mann aus, präsentire mich ihm, und sieh da, find an ihm wirklich ein Geschwister-Kind vom Hallischen Segner. Da ich ihm nun die Absicht meiner Reise erklärt und ihm mit aller Wärme der Dankbarkeit gesagt, wie viel ich seinem Cousin germain schuldig sey, und daß ich selbst seinen persönlichen Umgang genossen, nahm er das so gut auf, daß er mir nicht nur seinen Tisch auf die paar Tage meines Aufenthalts anbot, sondern mich auch in der Stadt herumführte und mir ihre Merkwürdigkeiten zeigte; Die Hauptkirche, worinn die jedesmalige Krönung geschieht, das Schloß, die fliegende Brücke, eine stattliche Kaserne ꝛc. Aus seinem lehrreichen Diskurse lernt ich, was ich bisher zwar allgemein, aber nicht im Detail wuste, daß Hungarn sicherlich eins der reichsten und von der Natur gesegnetsten Länder auf Gottes weitem Erdboden ist. Es hat nicht viel Manufakturen und Fabriken, doch sind die Ungarn unter andern mit die besten Gerber in der Welt. Gesetzt aber auch, es hätte ganz und gar keine, so könnte es bloß

durch die Ausfuhr seines Schlachtviehes, seiner Pferde, seiner Wolle, seines Weins und seiner Mineralien nicht blos subsistiren sondern behielte gleichwohl noch einen ansehnlichen Ueberschuß! Warum mögen doch wohl die Dichter, die den Rheinwein so feurig besingen, nicht auch einmal ein Lied zu Ehren des Ungarschen anstimmen? Ich denke, bloß darum, weil er ihnen nicht vor den Schnabel kommt, sonst wär es unmöglich, daß sie die Begeisterung nicht hinreissen sollte! Ewig Schade, daß Ungarn nicht eine andre Lage zur Weinausfuhr hat; Die Mündung der Donau sollte nicht den Türken, die Muhamed nun ein für allemal zu Wassertrinkern verdammt hat, sondern den Christen zugekehrt seyn: Ich wollte wetten, die Franzosen mit allen ihren Champagnern und Burgundern, und selbst auch die Rheinländer sollten den Schaden in ihrem Handel bald fühlen! So aber erschwert die Ausfuhr zur Ax den Ungarschen Weinhandel zu sehr, und eben so sehr die Impoſten, die überall, auch selbst im Oesterreichischen, darauf gelegt sind. Indeß wie viel meynen Sie wohl, daß es hier Sorten Wein giebt? Ein Grosser des Landes, der die Ehre hatte, Maria Theresia bey sich zu bewir-

then, setzte derselben nicht weniger als 300 Sorten auf die Tafel.

Eben dieser überschwengliche Reichthum der Natur findet sich nun auch im Mineralreiche. Bey uns zu Lande weiß man gemeiniglich nur von den Kremnitzer und Schemnitzer Goldbergwerken: Aber ich habe hiedurch Güte des Herrn Doktor Segners ein bloß Ungarsches Naturalienkabinet gesehen und bin erstaunt über die ungeheure Menge von Sachen. Es soll wenig fehlen, daß man nicht Linnés ganze Mineralogie mit einheimischen Produkten belegen kan! Bey dieser Gelegenheit ist mir ein Gedanke eingekommen, über den Sie itzt lachen werden, so wie man anfangs den grossen Columbus mit seinem Projekte, eine neue Welt zu entdecken, ebenfalls bloß auslachte: Allein wenn mir mein Einfall gelingt, dann werd ich mir à mon tour die Freyheit nehmen, auch nicht über Sie zu weinen. Meine bisherige Reise und Aufenthalt, ob ich gleich erst ausgeflogen bin, hat dennoch schon ein ganz artiges Loch in meinen Beutel gemacht. Ein gewisser Abgesandter soll bey seiner Ankunft allhier ganz spöttisch gefragt haben: Ob man denn wohl in dem Wien 30000 Thaler jährlich los wer-

den könnte? Man hat ihm geantwortet, er sollte es nur abwarten und zusehen! Das Ding geht denn wirklich: In 2 Jahren ist er nicht bloß seine zweymal 30000 Rthl. los, sondern hat noch obendrein ein paar kleine Tonnen Goldes Schulden! So hab ich nun nicht gefragt, sondern Wien gleich anfangs mit tiefem Respekte ein wenig zur Seite liegen lassen, mich demüthig in eine Vorstadt einquartirt, alle meine oft meilenweiten Wanderungen zu Fuße verrichtet, so daß ich mir itzt allenfalls mit Bothenlaufen mein Brod zu verdienen getraute. Gleichwohl sind Herr Hennigs Dukaten, mit denen er mich beym Abschiede so großmüthig beschenkte, bereits alle auf Nimmerwiedersehen fort und ich zehre schon lange von einem Weiberstipendium, von dem Sie nichts wissen und beyleibe auch nichts wissen dürfen. Daß ich mit diesem noch rathsamer zu Werke gehe, können Sie daraus schliessen, weil ich jeden Louisdor, den ich ausgebe, mit einem zärtlichen Kusse geleite und ihm ein zärtliches, süsses, bestes Hannchen über das andre nachrufe. Allein was hilft alles Nachrufen? Sie kehren davon nicht wieder, und eben das hat mich auf den Einfall gebracht, mich inkognito unter die

Kauf- und Handelsleute einzuschleichen. Daß Sie aber nur nicht etwan glauben, ich will eine Art von — Ja wie hieß nun gleich der grosse Kontrebandier in Frankreich? — Mandrin werden! Nein, Freund! Alles in Ehren, und kurz, ich will ein Kunst und Naturalienhändler werden. Ich kaufe die Schätze und Seltenheiten eines Landes auf, um sie in einem andern loszuschlagen, und es müste schlimm seyn, wenn ich nicht wenigstens 25 pro Cent dabey gewinnen sollte. Die Hauptkunst dabey wird diese seyn, daß man sich nicht betrügen läßt und so wie Weissens Naturaliensammler alte Thranlampen für ägyptische Thränenlampen kauft; Und dann auch, daß man den Geschmack der jedesmaligen Nation, für die man einkauft, richtig treffe! Ich habe vorerst 5 Louisdor angelegt und mir dafür einige sehr schöne Gold- und Silberstufen und allerhand Versteinerungen, darunter auch ein sehr kennbarer Menschenfinger ist, angeschaft. Glückt es mir, daß ich in Venedig oder Bologna oder Rom, Florenz ꝛc. meine Waare mit Profit los werde, dann will ich, statt 5, 25, auch 50 Louisdor dran wagen und Paris soll mir denn die Auslage mit guten Interessen wiedergeben.

Auch diese kleine Anlage von 5 Louisdors hätt ich ohne die gütige Anweisung und Unterstützung des wackern D. Segners nicht machen können. Als ich ihm nehmlich meine Zweifel und Bedenklichkeiten mittheilte, daß mein Reisegeld nicht zureichen würde, indem ich einen grossen Umweg über Esterhasy, Neustadt und Baden zu machen gedächte, so versprach er mir gleich, er wollte mir behülflich seyn, mich umsonst nach Esterhasy zu schaffen. Er hielt sein Wort redlich und schon den dritten Tag erlauerte er eine Kutsche, in der ein Bedienter des Fürsten, der in Preßburg Geschäfte gehabt hatte, ganz allein nach dem Schlosse zurückfuhr. Der Handel ward richtig, ohne daß ich nur meinen Mund dazu hätte aufthun dürfen; Mit dem herzlichsten Danke nahm ich Abschied vom D. Segner und setzte mich an die Seite meines Reisegefährten. Sie werden leicht vermuthen, daß dis kein Lackey von gewöhnlichem Schlage war, sondern ein junger, feiner, artiger Mann, der sein Französisch und Italienisch sprach, gereist war, und kurz, den man selbst für einen Kavalier hätte können passiren lassen! Wir unterhielten uns auf die angenehmste Art von der Welt, und er

machte mir im Voraus einen Begriff von den Schönheiten, die ich in Esterhasy sehen sollte. Bey meiner Ankunft fand ich denn, daß alle wörtliche Schilderung nicht hinreicht, von einem solchen Feen- und Zauberpallaste ein Bild zu geben. Das Schloß liegt am Neusiedler See, der 4 Meilen lang und 2 breit, und rings umher mit Städtchen und Dörfern umgeben ist. Die Pracht desselben ist gleich groß, von innen und aussen, und nur ein Fürst, wie dieser, dessen jährliche Einkünfte sich zwischen 8 bis 900000 Gulden belaufen, kan so was ausführen. Von seiner Leibgarde hab ich Ihnen schon gesagt: Itzt füg ich noch hinzu, daß der Fürst auch eine eigne Kapelle hat, von der Hayden Direktor ist. Dicht am Schlosse ist ein Theater für Opern und Schauspiele: Im Garten ist ein Redoutensaal in chinesischem Geschmack zu Maskeraden und Bällen. Ein andres Theater ist für das Marionettenspiel bestimmt, das gewiß in der Art, wie hier, das einzige in der Welt ist: Es kan in einem Augenblick sechs und dreyßigmal nach einander verändert werden! Der Garten oder vielmehr die Gärten sind, wenn man auch bereits Schönbrunns Reize geschmeckt hat, dennoch ein Wunder der Schönheit!

Hier ein Tempel der Liebe, dort einer des Glücks; Da eine Ermitage, dort eine Art von Markusplatz, der zu Feuerwerken bestimmt ist! Statüen die Menge, und in den Thiergärten das schönste und zahmste Wild, das man nur sehen kan! Ich habe mich halb lahm gezeichnet und würde Ihnen gewiß einiges beylegen, wenn ich nicht drauf rechnete, Ihnen einmal nach meiner Rükkehr ins Vaterland um mehrerer Deutlichkeit willen diese flüchtigen Skizzen mit einem mündlichen Kommentar zu erläutern *)

Im Gasthofe hatt ich noch ein kleines angenehmes Abentheuer. Ich suchte so knapp als möglich zu leben, aber der Wirth traktirte mich wider meinen Willen aufs properste und setzte mir bey jeder Mahlzeit ein Flöschchen Tokayer vor. Was konnt ich thun? Ich must es geschehen lassen, und ergab mich schon

*) Dieser mündliche Kommentar würde itzt eine grosse Abänderung leiden müssen, da eine unglückliche Feuersbrunst den 18. November 1779 einen grossen Theil des Schlosses mit allen seinen Schönheiten und Herrlichkeiten in die Asche gelegt hat. Vorizt also gehört es mit in das rührende Klagelied des alten Shandys: „Wo ist Troja und Mycene und Thehen und Delos und Persepolis und Agrigent?„ Anmerk. des Herausg.

drein, im Nothfall meine goldne Uhr gegen Auslösung im Stich zu lassen. Weil ich aber endlich die Zeche foderte, machte der Wirth ein schnurrichtes Gesicht und sagte, ich müst ihm 100 Louisdor oder nichts geben! Die Wahl wäre nun so weit ganz leicht gewesen: Aber noch durft ich nicht recht trauen! Indeß es blieb dabey, der Wirth nahm nichts, und so konnt es nicht anders seyn, als es war entweder ein Feenstückchen oder ein Freundschaftsstreich von meinem gefälligen Reisegefährten. Ich erklärte es für das letzte und da ich bereits im Schlosse von ihm Abschied genommen, ließ ich noch ein Billet an ihn zurück, dankte ihm, setzte mich an einem schönen Morgen nebst noch einem Kerle, den ich gedungen hatte, zu Pferde und gradesweges nach Radelburg. Hier, und in Neustadt, Neuhaus, Pottenstein, Braine und Baden trieb ich mich noch 5 Tage umher, und wenn Sie nun bey Ihrer schierstkünftigen Verheyrathung für Ihr Visitenzimmer etwa einen Spiegel für ein paartausend Gulden brauchen, so dürfen Sie mir nur Kommission geben; Er soll Ihnen richtig zu Handen kommen!

Der Winter nähert sich nun schon allmählich von fern und dis macht, daß ich auch

schon allmählich auf meine Reise nach Italien denke. Ich will die gute Reisezeit noch mitnehmen und überhaupt würd ich die Proportion überschreiten, wenn ich in einer einzigen Stadt so gar lange bleiben wollte. Sonst wäre freylich in Wien noch genug für mich zu thun; Auch hab ich ein gut Theil mehr gethan, als ich in den paar Briefen an Sie erwähnen konnte. Auf der Kaiserlichen Bibliothek bin ich mehr als einmal gewesen, und wer hätte mehr dabey verlohren als ich, sie nicht gesehen zu haben! Von Büchern sag ich nichts; Ich habe mir deren etwa 6 geben lassen und geblättert, allein da ihrer über 300000 hier sind, so wird sich wohl kein Bibliothekar, geschweige denn ein Reisender rühmen können, sie ganz und vollständig zu übersehen. Meine vornehmste Augenlust war nur das Gebäude der Bibliothek selbst, das ich nach meinen gegenwärtigen Begriffen für das höchste Ideal in seiner Art halte! Stellen Sie sich einen Saal vor, 240 Fuß lang und 54 breit, der sich in der Mitte unter der Kuppel auf 100 Fuß erweitert, und auf einer Kolonnade ruht, die ihm ganz das Ansehn eines Tempels giebt! Eine Menge Statüen und Brustbilder, alt und neu, zwischen und an den Säulen; und in der Mitte, wie billig,

die Statüe Karls des sechsten aus carrarischem Marmor, des Erbauers dieses Gebäudes! — Eben so hab ich auch das Kaiserliche Naturalienkabinet, das Physikalische, die Bildergallerie, auch die Lichtensteinsche gesehen und hätte oft schier in Verzweifelung gerathen mögen, daß die Zeit immer an allen Ecken und Enden zu kurz war und nirgends hinreichte! Deswegen hab ich auch mit allem Fleiß und Vorsatz manches nicht gesehen, nicht das Kaiserliche Zeughaus, nicht die Schatzkammer, noch das Münzkabinet! Ein Augenblick Sehens setzt einen bloß in den Stand zu lallen: Und lallen wollt ich allenfalls so, ohne auch nur einen Augenblick gesehen zu haben.

Demohnerachtet aber, ob ich gleich aus 99 Ursachen nicht alles Schöne von Wien sehen kan noch mag, bin ich doch fest überzeugt, daß Wien in seiner Art eben so einzig ist, wie Rom, Neapel, London oder Paris, und daß wenn man auch schon die ganze Welt durchstrichen hätte, man doch noch hier viel Neues finden würde. Höchstens vierzehn Tage denk ich noch hier zu bleiben: Dann Lebewohl, Mutter Donau! Sie aber, Freund, leben Sie itzt wohl und befördern Sie durch Ihre guten Wünsche meine Fahrt in das gelobte Land Italien.

Fünfter Brief.

Trieste, den 2 Oktober, 1770.

Lesen Sie nur das Datum des Orts immer noch einmal, Sie möchten es sonst noch für Wien halten! Aber nein, es hat sich ausgewient; Ich bin wirklich schon 60 Meilen davon und dato mit Leib und Seele in Trieste. Nun hab ich gute Hofnung, nicht nur, wenn es so fortgeht, mit meinem Bißchen Gelde die Tour durch Europa, Rußland eingeschlossen, zu machen, sondern auch immer tiefer und tiefer in das Abentheuerliche hineinzukommen. Die Art und Weise, wie ich hieher gekommen bin, ist die einzige in ihrer Art und wird Sie nicht so sehr, als meinen gütigen Vormund und Wohlthäter, Herrn Hennig, interessiren. Ich hatte damals, weil ich die wenigen, aber desto schönern Tage in Ihrem Hause war, zu viel andre Sachen mit Ihnen zu reden, daß ich Ihnen einen gewissen Umstand aus den Zeiten meiner Kinderjahre hätte erzählen können. Als ich nehmlich weiland mich der edlen Apothekerkunst zu widmen gedachte, die mir aber ein toller Heiliger von Provisor so sehr verbitterte, daß

ich, wie Sie wissen, das Weite ergriff, hatt ich einen gewissen Franz zu meinem Lehr- und Schlafkameraden. Es war ein Junge von ofnem Kopf, aber voll von Leichtsinn und kleinen boshaften Ränken! Deswegen hatt ich ihn auch nicht sehr lieb, und ob er mich gleich zuerst zum Davonlaufen hezte und alles mit mir zu wagen versprach, hielt ich doch mein Projekt vor ihm geheim und führte es auch glücklich ohne ihn aus. Ich komme nach Halle, gehe wie ein Ball aus einer Hand in die andere, mein bester Meier wirkt mir Herr Hennigs Verzeihung und restitutionem in integrum aus, ich schreibe zwanzig mal an ihn und er an mich, und kein einziges mal fällt mirs ein zu fragen, was macht Franz? Erst diesen Sommer, weil ich in meine Heimath zurückkehre, hör ich, daß er kurz nach mir auch davongelaufen ist und sich bei einem Officier engagirt hat: aber wo er izt steckte, das wuste kein Mensch! Dis ist der Prolog zu der nun folgenden Scene: Ich gehe vor 14 Tagen in Wien die Kärnther Strasse herab und sehe vor einem Hause einen galanten, in Gold strozenden und parfumirten Kammerdiener an der Thür stehen, der sich auf gut Französisch eins trallert und hoch auf die ganze Welt herabsieht. Das Gesicht fällt mir auf, es ist mir, als hätt ich es sonst wo

schon gesehen, und doch weis ich nicht, wo ichs hinbringen soll! Ich gehe ganz langsam, immer das Auge auf den Menschen gerichtet: Er merkt es und wirft mir einen Blick zu, der nichts geringers sagen wollte, als, Lumpenhund, was hat er nach mir zu sehen! Ich kehre mich daran nicht, grüble immer weiter und mit einemmale schießt mirs aufs Herz, das ist Franz und kein anderer Mensch! Damit grade auf ihn zu:

Mein Herr, um Verzeihung, heissen Sie Franz?

Er. (sehr kurz angebunden) Zu dienen! Was solls?

Ich. Ob Sie mich etwa kennten, wollt ich nur fragen?

Er. Nein!

Ich. Nun ich wollte doch schier drauf schwören, daß wir in einem gewissen Hause von einem gewissen Manne manche schöne Ohrfeige und manchen derben Nasenstüber zusammen gekriegt hätten!

Bei diesen Worten entrunzelte er sein Gesicht, sah mir tief in die Augen und erkannte mich ebenfalls. Das Großstädtische Dickthun verschwand und wir umarmten uns herzlich. Es war izt keine Zeit die Schicksale unsers Lebens gegen einander auszuwechseln, aber wir gaben uns zu einer festgesezten Stunde an einem festgesezten Orte ein Rendezvous! Hier erzählt ich ihm und er

mir, und die Quintessenz seiner Begebenheiten lief darauf hinaus, daß er die lezten Jahre des Krieges mit im Felde herumgezogen wäre, hätte die Dienste seines ersten Herrn, eines Preußischen Offiziers, mit den Diensten eines Oesterreichischen vertauscht, so wär er nach dem Kriege mit nach Wien gekommen und befände sich izt bei einem sehr reichen und angesehenen Manne, dem Hof- und Kommerzienrathe von ***, bei dem es ihm überaus wohl ginge. Als ich ihm sagte, daß ich nun bald nach Italien überzugehen dächte, erwiederte er, daß sein Herr auch nächstens in Geschäften nach Triest reisen würde und er mit! Natürlich kostete mich dis einen Seufzer und ich konte mich des Wunsches nicht enthalten, wer doch da mit könnte! „I warum nicht? rief er gleich, das will ich schon machen! Wenn ich meinen Herrn bitte, er schlägt mirs gewiß nicht ab! Wir sezen uns zusammen auf den Bock und ein Schelm, dems Maul zuerst eintrocknet!„ Kurz, die Sache kommt Ihnen wahrlich zur Richtigkeit; Er spricht mit seinem Herrn, gibt mich für seinen innigsten Busenfreund und einen blutarmen Schelmen aus, den seine Liebe zu den Künsten nach Italien triebe, und erhält ohne Mühe die Erlaubniß, nicht bloß den Bock mit mir zu theilen, sondern auch meinen Koffer mit auf den Wagen zu packen. Es

verzog sich noch länger als acht Tage, eh ich das Zeichen zum Aufbruch erhielt: Endlich kam es! Beim Aufsteigen sah ich denn meinen Herrn Bonifacius und ermangelte nicht, ihm mit zwei Worten für die Güte zu danken, die er mir erwiese. Er nahm das sehr wohl auf, und ob es gleich gar nicht meine Absicht war, muste ich doch schlechterdings die ganze Reise über auf seine Kosten zehren, und Franz hatte ein für allemal Order, für mich zu sorgen. Ich weis nicht, ob Sie jemals die Reise par Bock versucht haben: Aber das versichere ich Ihnen, daß diese für mich überaus angenehm gewesen ist. Einmal ging es mit sechs tüchtigen Postpferden auf der kostbaren Kaiserstrasse mehrentheils, was das Zeug halten wollte! Das Wetter war für den September herrlich! Die Abwechselung von Berg und Thal, Wald und Ebne, reizend schöner und schrecklich schöner Natur ganz entzückend! Als wir aber nun die ganze lange Reihe von Gebirgen, drüber weg oder vorbei passirt waren und ich zum erstenmale den milden Italienischen Himmel und die eben so milde Erde, die sich nicht weit über Ober-Laybach anfängt, erblickte, da ward mir, ich weis selbst nicht wie! Billig sollte man, wenn man sein Vaterland auf eine Zeitlang mit dem Rücken ansieht und ein fremdes betritt, nicht so entzückt seyn: Aber ich konnte

mir nicht helfen, ich war vor Freude ganz ausser mir! Endlich langten wir denn in Trieste an, und da dis die erste Seestadt ist, die ich mit diesen meinen leiblichen Augen erblicke, so können Sie wohl denken, daß ich sie recht weit aufthue. Der Anblick des Adriatischen Meeres, des Hafens mit seinen beiden Molos, der ein- und ausgehenden Schiffe von allerley Nationen, und dann wiederum die Tau- und Segeltuchfabriken, die Magazine zum Schiffsbau ꝛc. das alles ist itzt der Gegenstand meines Studiums! Wie klug hab ich gethan, daß ich schon in Wien nothdürftig Italienisch gelernt habe, denn hier hört man schon wenig deutsch mehr. Nothwendig mussten denn auch die hiesigen Quarantäneanstalten vorzüglich meine Aufmerksamkeit fesseln, und ich will Ihnen davon etwas mittheilen. Das Lazaret liegt am Hafen, ist groß und geräumig und enthält Magazine für mehrere Schifsladungen, Zimmer für 100 Passagiers, nebst eignen Aerzten und Aufwärtern. So wie nun ein Schiff aus der fast immer mit der Pest geplagten Levante ankommt, fährt der Kapitain sogleich ans Examinatorium und zeigt seine Pässe vor. Diese sind nun entweder rein oder unrein. Sind sie unrein, das heißt, hat sich zu der Zeit, da das Schiff abreiste, die Pest wittern lassen, oder hat

man auch nur eine Besorgnis davor gehabt, so darf das Schiff durchaus nicht in den Hafen, sondern muß ausser demselben 40 Tage liegen bleiben. Hält es sich diese Zeit über gut, so bekommt es nachmals Erlaubniß, in den Hafen einzulaufen, und itzt erst tritt es seine Quarantäne an. Lauten aber die Päße gleich anfangs auf rein, so wird das Schiff ausgeladen; die Passagiers müssen alle ans Examinatorium und jeder schwört nach seinem besten Wissen und Gewissen, daß sich unterwegens nicht das geringste Ansteckende geäussert hat: drauf wird einem jeden sein Zimmer angewiesen und der Aufwärter bringt ihm, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Die Waaren hingegen kommen in die Magazine und die Briefe werden zwar abgeschickt, aber erst vorher tüchtig durchräuchert, und wenn in den Briefen etwa Proben von Stoffen oder Waaren sind, so nimmt man sie heraus und thut sie ebenfalls ins Magazin. Es wird den Passagiers nicht verwehrt, Besuche von ihren Freunden und Bekannten aus der Stadt anzunehmen, aber unter dem unverbrüchlichen Gesetze, sich einander immer 12 Schritt vom Leibe zu bleiben. Ueberschreitet ein Passagier diese Vorschrift, wollte er z. E. einen Freund und wenn es selbst seine Frau wäre, auch nur ein einziges mal umarmen, gleich muß er

zur Strafe die Quarantäne wieder von forn anfangen. Sind nun endlich die 40 Tage um, so machen die Aerzte nochmals eine allgemeine Ronde und prüfen den Gesundheitszustand eines jeden. Ist alles gut, so schreitet man zu der lezten Operation, die in einer tüchtigen Durchräucherung der Personen und Sachen besteht, und denn Amen! Jeder eilt nun, was er kan, in die Stadt und freut sich seiner wiedererlangten Freiheit.

Sie können leicht denken, daß es mir keine grosse Freude seyn würde, auch irgend einmal diesen vierzigtägigen Zwang aushalten zu müssen: Aber doch wollt ich mich ihm gern und willig unterwerfen, weil ich mich überzeugt habe, daß diese dem Anscheine nach gar zu weit getriebenen Anstalten keinesweges unnütz oder überflüssig sind. Ich weiß nicht, welcher König in Portugal es war, der sich blos durch Erbrechung eines mit der Pestluft angesteckten Briefes den Tod zuzog: Das Durchräuchern hat also seinen guten Grund! Und überhaupt kan man wohl gegen ein so gar entsezliches Uebel als die Pest nicht zu sehr auf seiner Hut seyn.

Das Herz schlägt mir nun immer mehr und mehr nach Venedig, je näher ich ihm gekommen bin. Ich könte den Weg dahin zu Lande neh-

men, aber nein; ich will zum erstenmale probiren, wie sichs zu Schiffe fährt und ob ich die Meerluft eben so gut vertragen kan, wie die Landluft. Da manche Leute die kurze Ecke von Calàs nach Dover schon seekrank werden und es von hier bis Venedig gut und gern dreymal so weit ist, so muß ich mich ebenfalls auf mein Schicksal gefaßt halten. Indeß hab ich gute Hofnung, ungeschlagen davon zu kommen! Ich bin, dem Himmel sey Dank, so gesund und stark, daß wenn es etwa den Italienischen Bravos einfallen wollte, mich künftiges Jahr, wenn ich von Venedig meinen Stab weiter fortsetze, unterwegens anzufallen, so mögen sie sich ja in Acht nehmen, daß ich ihnen nicht ihre Stilets und Pistolen aus den Händen winde, sonst drück ich sie ohne Gnade, wie Herkules den Riesen Antäus, todt! Doch so arg werden sies wohl nicht mit mir machen und ich eben so wenig. Von Tag zu Tag lern ich immer mehr und mehr, daß es überall, in jeder Provinz, unter jedem Volke, in jedem Stande und jeder Religion, gute, und viel gute Leute giebt! Die meisten Gefahren auf Reisen, von denen so viel Lermens gemacht wird, ziehen sich wohl die Herren Passagiers mehrentheils durch ihre eigene Schuld zu. Der ganze hohe Rath von Venedig, und wenn er mir

durch hundert Spione auf jedes Wort gegen den Staat aufpassen liesse (ob er gleich sicherlich nicht einen dran spendiren wird) soll mich dennoch nicht ertappen, davor steh ich! Eben so wenig darf ich befürchten, von einem Eifersüchtigen oder Nebenbuhler aus dem Wege geräumt zu werden, denn ich denke, wills Gott, weder zu verführen, noch mich verführen zu lassen. Die Strassenräuber aber seh ich für gescheuter an, als daß sie sich nicht lieber an reicher Leute Kinder machen sollten, wie an mich: Um so mehr, da ich es nie merken lasse, ob in meinem Koffer Louisdors oder Steine sind!

Doch still, ich fange an, eine Lobrede auf mich selbst zu halten, die mir sehr schlecht ansteht! Verzeihen Sie meiner Eitelkeit: Es ist die lezte Sünde, die ich auf deutschem Grund und Boden begehe! Mit dem ersten Schiffe, wie gesagt, segl' ich nach Venedig, von wo aus Sie höchstens in einem Monat frische Mähr hören sollen von

Ihrem

Getreuen

Wilhelm Blumenthal.

Ende des ersten Theils.

LB Coburg

26. 8. 76

4. 11. 76

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schummel, Johann Gottlieb,

Wilhelm von Blumenthal oder das Kind der Natur e. dt. Lebensgeschichte

Bd.: 1.

1780

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9/22
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941280-3